



DER URQUELL.

Eine Monatschrift für Volkskunde.

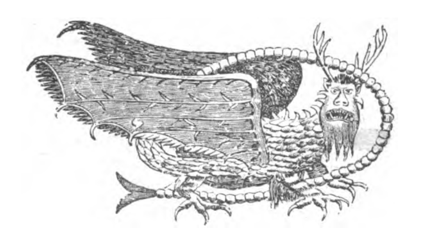
Herausgegeben

von

Friedrich S. Krauss.

Das Volkstum ist der Völker Jungbrunnen.

Der neuen Folge Band II. Heft 1 und 2.



BUCHHANDLUNG U. DRUCKEREI
vormals
E. J. BRILL
LEIDEN — 1898.

G. KRAMER Verlag
in HAMBURG.
St. Pauli, Thalstr. 24, I.
1898.

Redaction: Wien, Österreich, VII/2. Neustiftgasse 12.

Einläufe.

T'oung pao. Archives pour servir à l'étude de l'histoire, des langues, de la 通報 géographie de l'Asie orientale (Chine, Japon, Corée, Indo-Chine, Asie Centrale et Malaisie) rédigées par MM. Gustave Schlegel et Henri Cordier. Vol. 8. Nr. 4. E. J. Brill. Leide, 1897. (Some moot points in the Giles-Lockhart controversy by G. Schlegel). 20 p. 8⁰.

Chrisman, Oscar: The Secret Language of Children. (Geheime Sprachweisen). S. A. The North Western Monthly. Vol. VIII. N. 3. p. 187—193. Lincoln, Nebraska. (prächtig).

Jaworskij, Julian: Gromovyja strēlki (Donnerkeile). 12 S. 8⁰. S. A. Kievskaja Starina 1897.

Сборникъ за народни умотворения, наука и книжнина изд. министн. на народно просв., кн. XIV. София 1897 (Sammelwerk f. bulg. Folklore), VI, 732, 224 S. 4⁰. Mit vielen Vollbildern.

Memoir. Henry Phillips Jr. By Alb. H. Smyth. Philadelphia 1897. 10 p. 8⁰.

Deutsche National-Litteratur. Histor.-krit. Ausg. hrg. v. J. Kürschner. Stuttg. 1897. Union. Lieferung 861—874. Goethe's Werke hrg. v. A. G. Meyer und G. Witkowski. (B. 30). B. 36: von Dr. Rud. Steiner. Der Göttinger Dichterbund hrg. v. A. Sauer. — Nachträge zu der D. Nat. Litt. v. P. Piper. (Aus diesen Nachträgen lässt sich mancherlei für die Volkskunde gewinnen).

Field Columbian Museum. Vol. I. N⁰. 1.: Archeological Studies among the ancient Cities of Mexico by William H. Holmes. Part II, Monuments of Chiapas, Oaxaca and the valley of Mexico. Chicago U. S. A. 1897. p. 140—338. in 8⁰.

Wisła. Warschau 1897. XI. 3: Łopaciński: Legende vom Büsser, den der Satan zu 3 Sünden verleitet; Moszkow: Ein internat. Frauenkopfputz. Umfragen, wie immer, sehr ergiebig.

Notes on the Mahābhārata, with special reference to Dahlmann's ‚Māhabhārata', by M. Winternitz (Journ. of the Royal Asiatic Soc. 1897) p. 713—759.

Ueber germanische Heilkunde von Dr. Max Höfler. 30 S. gr. 8⁰. (S. A.: Janus, Amsterdam 1897).

Die Vögel als Wetterpropheten, von Robert Eder. (S. A.: Die Schwalbe. XXI. Wien 1897. 14 S. gr. 4⁰.).

Cave of Loltun, Yucatan by Edward H. Thompson. Memoirs of the Peabody Museum. Cambridge 1897. 24 S. Quartfolio, 20 Text- und Tafelbildern.

Fourteenth Annual Report of the Bureau of Ethnology. In two Parts. I. Washington 1896. LXI, 637; II. 653—1136. — Fifteenth A. R. etc. 1897. CXXI, 366 p. fol.

Zeitschrift für Kulturgeschichte, hrg. v. G. Steinhausen, Weimar, E. Felber, 1897. B. V. H. 1. 2. 144 S. (Bringt regelmässig eine Bibliographie deutscher Folklore).

Kataloge für Folklore.

Führer durch die Deutsch-Israelit., unterhaltende (schönwissenschaftliche) geschichtlich-belehrende, populär-religiöse und Jugendschriftliteratur vom Beginn des 18. Jahrh. bis heute, zusammengestellt von H. Jacobsohn. 3. verb. Aufl. Breslau 1898. W. Jacobsohn & Co. XXIV. 28 S. 8⁰. (Enthält viele Schriften über jüd. Volkstum). (Preise recht bescheiden). — **Blätter für Bücherfreunde.** Verzeichnis antiquarischer Bücher. Franz Felix Rosenberg, Wien VII/1: Neubaugasse 72. S. 32. 8⁰. (Reisen, Mythologie). (Billig). — **Antiquarischer Catalog** 227. Slavica. Sprachen, Lit. und Gesch. d. slav. Völker. O. Harrassowitz, Leipz. Querst. 14, 1897. 66 S. 8⁰. mit 1679 Titeln. — **Karl Th. Völcker**'s Verlag und Antiquariat, Frankfurt a. M. 1898. Katalog N. 214. Cultur- und Sittengeschichte, 115 S. 8⁰., 2850 Titel. (Preiswürdig).

Insertionen — Beilagen.

Proben von chinesischer Folklore.

Von Gustav Schlegel.

Es ist schon mancherlei über chinesische Folklore veröffentlicht, aber das Feld ist unerschöpflich und bei weitem nicht genügend berücksichtigt worden. Dr. N. B. Dennys, der in 1876 ein 156 Seiten dickes Buch darüber veröffentlichte [1]), sagte dann auch schliesslich: "In concluding these hasty sketches of the various departments of Chinese folk-lore, the writer cannot but express a hope that each division of the subject will before long receive elucidation from competent pens."

Ein vollständiges Verzeichnis der über diesen Gegenstand geschriebenen Beiträge findet man in H. Cordier's Bibliotheca Sinica, Spalte 855—857 und Spalte 1896. Seitdem habe ich auch selbst in den *Mélanges offerts au jubilé de Mgr. Ch. de Harlez* (Leiden, E. J. Brill, 1896) ein paar Proben unter dem Titel «Parallèles en Folklore» veröffentlicht.

Herr Dennys behauptet in seinem Werke (S. 151), dass es keine populäre Sammlung chinesischer Fabeln gäbe — zumindest, dass keiner der chinesischen Gelehrten, mit denen er in Berührung kam, solche kannte; aber dieser Ausspruch ist nicht ganz richtig. Ich brauche z. B. nur an die von Stanislas Julien übersetzte Sammlung von Fabeln, Legenden und Gleichnissen zu erinnern, die aus Indischen Quellen herrühren und von Chinesen aus dem Sanskrit übersetzt sind, von welchen ich einige näher beleuchtet habe [2]). Es giebt verschiedene derartige Sammlungen von chinesischen Fabeln, Legenden, Erzählungen und Sagen [3]). Eine der reichhaltigsten ist die unter dem Titel *Tsz puh yü* (子不語) von Sui Yuen-hi (隨園戲) veröffentlichte; die, laut der Vorrede, eine

1) The Folk-lore of China and its affinities with that of the Aryan and Semitic races, by N. B. Dennys. London, Trübner and Co., Hongkong, "China Mail" office 1876.

2) Alt Indische Fabeln in Germanischem und Chinesischem Gewande (Bijdr. T.-, L.- en Volkenkunde van Nederl. Indië, Deel VIII, 1884, Martinus Nijhoff.

3) Ein Verzeichnis findet sich in Wylie's Notes on Chinese Literature, S. 160—162.

neuere Ausgabe der jetzt verlorenen Sammlung des *Tsi-hiai-ki* (Wylie, Notes, S. 154) ist[1]). Das Buch trägt diesen merkwürdigen Titel, weil K'ong Fu-tsze nie von Wundern, Körperkraft, Anarchie oder Geistern gesprochen hat[2]). Wylie führt das Buch nicht an, obgleich es in China allbekannt ist.

Ich will heute aus dieser Sammlung einige Proben mittheilen, und, möchten sie den Lesern des „Urquells" gefallen, mehrere aus dieser und anderen gleichartigen übersetzen. Bemerkt sei, dass sie mehr als 500 dergleichen Sagen und Spukgeschichten enthält und für die Kenntnis der chinesischen Folk-lore von grosser Wichtigkeit ist.

I

盤古以前天

Ein Prä-Adamit.

Nach der Überlieferung rührt das *Yin-tschin*-Holz (陰沉木 im Dunkeln versunkenes Holz) von einem vorsintfluthlichen Baum her, der in den Sand und die Wellen versunken ist. Als nun die irsche Umwälzung stattfand, ist er nach vielen Aeonen wieder an der Oberfläche erschienen, und aus diesem Grunde fault das Holz auch in zehntausend Jahren nicht, wenn man es wieder in die Erde vergräbt. Seine Farbe ist dunkelgrün und seine Adern sehen aus wie gewobene Seide. Legt man ein Stück davon auf die Erde, so können auf mehr denn hundert Schritt Distanz die Fliegen und Mücken nicht fliegen.

Im 30en Jahre der Epoche K'ang-hi (A. D. 1691) stürzte der *T'ien-t'ai*-Berg ein, und es quillte aus dem Kies ein Sarg hervor von sehr eigenthümlicher Gestalt, vorne spitz zulaufend und hinten breit, und mehr als sechs Fuss hoch. Die Kenner sagten, es sei ein Sarg von *Yin-tschin*-Holz, der gewiss etwas Wunderbares enthalte. Man öffnete den Vordertheil und fand darin einen Menschen, dessen Augenbrauen, Augen, Mund und Nase dieselbe Farbe hatten, wie die des Holzes, und dieselben Adern auf Armen und Beinen zeigte, wie die des Holzes, das auch nicht verwest war. Plötzlich öffnete er die Augen und starrte in die Luft, wo-

---

1) 新齊諧.

2) 怪力亂神子所不語. Vgl. die Gespräche des Meisters (Lun-yü), Buch VII, Kap. XX. Legge, Chinese Classics I, S. 65.

rauf er frug: „Was ist das Blaue dort?", und als man ihm antwortete, es wäre der Himmel, sagte er erschrocken: „Als ich früher auf der Welt war, war der Himmel nicht so hoch." Als er dies gesagt hatte, schloss er die Augen wieder.

Man hob ihn eiligst auf, und alle Männer und Frauen in der ganzen Stadt liefen herbei, um den Prä-Adamiten zu sehen. Plötzlich jedoch erhob sich ein Sturm und der Mensch ward zu Stein. Der Sarg kam in den Besitz des Praefecten der Stadt, der ihn dem Gouverneur anbot. Ich (scl. der Autor) vermuthe, dass dieser Mensch ein Individuum aus der Zeit gewesen ist, als in der Urzeit Himmel und Erde noch im chaotischen Zustande verkehrten.

Im *Weï-schu* sagt man, dass nach zehntausend Jahren der Himmel ungefähr so hoch sein würde, wie eine Mörserkeule von Catalpa-Holz. Dieser Mensch nun sagte, dass (zu seiner Zeit) der Himmel nicht so hoch war. Mir däucht, dass dies glaubwürdig sei.

II

綠 毛 怪

Der grünhaarige Spuk.

Im sechsten Jahre der Regierung Kien-long's (A. D. 1741) kam ein gewisser Tung Tschang-gan (董暢庵) aus *Hu-tscheu* nach der District-Stadt *Dzui tsching* im Westen des *Moh*-Berges. In dieser Stadt war ein Ahnentempel, worin den drei Bildsäulen der (patriotischen Helden) Kuan-yü, Tschang-feï und Liu-peï [1]) geopfert wurde.

Das Thor des Tempels war jedoch schon seit Jahren mit einem eisernen Schloss verschlossen und wurde nur einmal, gelegentlich des Lenz- und Herbstopfers, aufgeschlossen. Die Sage ging, dass sich darin ein Spuk befände, so dass selbst der Weihrauch opfernde Priester es nicht wagte, einen Tag darin zu verbringen. Eines Tages aber kam ein Schafhändler aus *Schen-si*, der tausend Stück Schafe erstanden hatte, in die Stadt und sagte, er hätte da keinen Ort, wo er ausruhen könne, und bat, er möchte in dem Tempel übernachten. Die Einwohner öffneten ihm das Schloss und liessen ihn ein, und sagten ihm überdies die Ursache. Der Schafhändler aber, im Vertrauen auf seine Körperstärke, sagte: „Das macht nichts aus," worauf er das Thor öffnete und hineintrat.

---

1) *Vid.* Mayers' Chinese Readers Manual N⁰. 297, 10 & 415.

Seine Schafe lagerte er in den Galerien, nahm seinen Hirtenstab und eine Kerze und legte sich schlafen. Er war aber dennoch etwas beunruhigt, so dass er seine Augen bei der dritten Wache noch nicht geschlossen hatte. Plötzlich sah er unter dem Altar etwas hervorspringen. Der Schafhändler besah es beim Lichte seiner Kerze, und sah, dass das Ding sieben bis acht Fuss gross war, dass sein Kopf und Gesicht menschenähnlich war und dass seine beiden tiefschwarzen Augen leuchteten, und so gross waren, wie eine Wallnuss. Endlich, dass von seinem Nacken ab sein ganzer Körper mit grünen Haaren bedeckt war, die struppig wie ein Regenmantel [1]) hingen.

Es näherte sich dem Schafhändler, starrte ihn an und beschnüffelte ihn. Mit seinen mit scharfen Nägeln versehenen beiden Krallen ging es gerade auf ihn los um ihn zu ergreifen. Der Schafhändler schlug mit seinem Stabe darauf, aber es that als ob es dies nicht spürte; es entriss ihm aber der Stab und biss darein, so dass er wie ein Stück zerrissener Seide entzweibrach. Der Schafhändler erschrak darauf so sehr, das er zum Tempel herauseilte, vom Spuk verfolgt. Der Schafhändler erstieg darauf einen alten Baum und kauerte in den höchsten Zweigen nieder. Der Spuk erspähte ihn zwar, konnte aber nicht hinaufkommen.

So währte es nicht lange, bis es im Osten zu tagen begann und Leute den Weg entlang kamen.

Der Schafhändler stieg also vom Baume herunter, um sich nach dem Spuk umzusehen; dieser aber war verschwunden. Er erzählte den Leuten seine Erlebnisse und sie durchsuchten den Altar, woran nichts besonderes war, als dass in einer Ecke aus einer Steinspalte ein schwarzer Dampf aufstieg. Niemand wagte es aber, sie zu erweitern, sondern man theilte die Sache in einer Denkschrift dem Magistrate mit.

Der Unterpraefect der Stadt *Dzui*, T'ung-kung gab darauf Befehl, den Altar zu entfernen und darunter auszugraben. Als man nun mehr als zehn Fuss gegraben hatte, fand man einen verwesten Sarg, worin ein Leiche lag, deren Kleider vollständig verzehrt waren, und deren Körper ganz mit grünen Haaren bewachsen war, genau sowie der Schafhändler es gesehen hatte. Er liess darüber Brennholz stapeln, um die Leiche zu verbrennen, worauf diese aufschrie, ihr Blut hervorspritzte und ihre Knochen knisterten. Seitdem hörte der Spuk auf.

---

1) Chin. Regenmäntel werden von zusammengenähten Palmenblättern verfertigt.

III

Die Rache eines Schädels.

Sun Kiun-scheu von *Tschang-schuh* hatte einen bösen Charakter und liebte es, die Götter und Geister zu schmähen. Als er eines Tages mit einigen Freunden im Gebirge spazieren ging, überkam ihn ein natürlicher Drang, dem er Folge leistete. Zum Scherz raffte er einen Totenschädel aus einem verfallenen Grabe auf, setzte ihn auf seine Basis und liess ihn seinen Dreck verschlucken, indem er sagte: „Schmeckt's gut?"

Der Schädel öffnete den Mund und sagte: „Gut!" Kiun-scheu erschrack sehr und lief schnell davon, aber der Schädel verfolgte ihn, indem er wie ein Wagenrad über den Boden rollte. Als nun aber Kiun-scheu an eine Brücke kam, konnte der Schädel nicht hinaufrollen, und als Kiun-scheu ihm von der Höhe nachsah, bemerkte er, wie der Schädel wieder an seinen früheren Ort zurückrollte.

Kiun-scheu aber kam leichenblass nach Hause und ward krank. Täglich wenn er Stuhlgang hatte, griff er mit der Hand danach und verschlang ihn, indem er zu sich selbst sagte: „Schmeckt's gut?"

Kaum hatte er gegessen, so hatte er wieder Stuhlgang, und nach dem Stuhlgang ass er ihn wieder, bis er innerhalb dreier Tage tot war.

Guslarenlieder.

Mitteilungen von Krauss.

FRIEDRICH ROEBER zur goldenen Hochzeit gewidmet.

VI. *Die Milchbrüder*. Die geschlechtgenossenschaftliche Rechtsgemeinschaft (bratstvo, pleme, gr. Phratrie, Phylē) geschlechterrechtlicher Verbände führte zur territorialgenossenschaftlichen Organisation über. Diese bildete bei Slaven und Germanen gleichermassen die Grundlage für die darauf sich erhebenden herrschaftlichen Verbände, denen sich nach Umständen das Häuptling- und Königtum der daneben einhergehenden kriegerischen Organisation

aufnötigte [1]). Die geschlechterrechtliche Gemeinschaft braucht zu ihrer gedeihlichen Entwicklung und zu ihrem dauernden Bestande ungestörten Frieden, die herrschaftliche dagegen erheischt unablässig Krieg mit den Nachbarn. Fehlt ein solcher, dann macht sie sich innerhalb ihres heimischen Gebietes fühlbar der Bevölkerung und unterdrückt sie. Es erfolgt ein Gegendruck und es entstehen Reibungen, bei denen mitunter die eine der Organisationsformen auch völlig in die Brüche geht.

In Bosnien und dem Herzogtum lastete auf den geschlechterrechtlichen Genossenschaften, die sozial das arbeitende Volk darstellten, neben der Wucht der kriegerischen Organisation (Königtum und Adel) noch die kirchliche, eine unproduktiver als die andere, eine mehr als die andere vom Marke des Volkes zehrend, zum Überfluss beide noch miteinander im aufreibenden Kampfe um die Herrschaft und die unumschränkte Volksknechtung. Nach der jedenfalls auf gründlichem, historischem Material fussenden Ermittlung des bosnischen Franziskanerfraters Bōžić gab es zur Zeit der Eroberung Bosniens durch die Türken in dem Gebirgsländchen zweihundert und dreiundsiebenzig (273) Franziskanerklöster, ungerechnet die Zweiganstalten und sonstige Ordensklöster! Man darf annehmen, dass das einrückende türkische Heer mit ausgelassenem Jubel als ein Befreierheer vom Volke begrüsst worden sei. Dafür zeugt mittelbar die Tatsache, dass die Besitzergreifung oder Unterwerfung des Landes buchstäblich ohne Blutvergiessen innerhalb dreier Tage erfolgte und an einem einzigen Tage siebenzig der wohlbefestigten Burgen ihre Tore den Türken gastlich aufschlossen. Bosnisch-slavisches Königtum mit seiner Adelherrschaft verschwand fast spurlos von der Bildfläche, von den Mönchklöstern blieben ihrer nur sechs oder acht von der Volkswut verschont und behaupteten sich bis auf unsere Tage. Alle übrigen wurden gründlich zerstört. Um mit der Vergangenheit völlig zu brechen, nahm der grössere Teil der bäuerlichen Bevölkerung freiwillig den Islam an.

Nicht umsonst; denn unter dieser neuen Decke konnte sich die nationale geschlechterrechtliche Organisation weiter behaupten, ja auch sogar die altursprüngliche slavische kriegerische Organisation, die Volksmiliz, die zur Sicherung der geschlechterrechtlichen diente, ohne Eroberungszwecke (Gebieterweiterungen) anzustreben, wie wir sie im Hajdukentume erkennen, lebte neu auf. Fast auf zwei

---

1) Vrgl. Dr. Albert Hermann Post: Grundriss der ethnologischen Jurisprudenz. Oldenbnrg und Leipzig 1894. S. 327—425.

Jahrhunderte hinaus ward dadurch dem Lande ein Frieden erworben, der einen noch gar nicht ausreichend gewürdigten Aufschwung der in den orientalischen Kulturkreis miteinbezogenen Bosnier und Herzogländer hervorrief.

Dieses Völklein betrachtete sich als des Padišāh getreueste Gefolgschaft. Eine Änderung in dieser eingewurzelten Überzeugung bahnten erst allmählich einzelne grossherrliche Statthalter (Vali), Paša's und sonstige Beamten an, die als Hofgünstlinge von Stambol her in das Land zur Belohnung verschiedener geheimer Tugenden versetzt worden waren. Solche Leute verstanden nicht oder wollten den vorhandenen gesellschaftlichen Zustand nicht verstehen, stellten sich in einen schroffen Gegensatz zu ihm und machten sowohl sich als des Sultans väterliche Herrschaft verhasst.

Das ist der soziale Hintergrund, auf dem sich die Hauptbegebenheiten unseres nachfolgenden Guslarenliedes abwickeln. Sie geben uns ein, wenn auch dichterisch verklärtes, doch immerhin überaus lehrreiches Beispiel, wie sich dieser Kampf zweier Organisationsformen in einzelnen zuweilen abspielt. Beg Ljubović von Nevesinje war in Handelgeschäften — die Begriffe Edelmann und Grosshändler decken sich gewöhnlich auf der genossenschaftrechtlichen Stufe — in das venezisch-dalmatische Gebiet gereist und hatte einen Abstecher nach Zara gemacht. Der Provveditore gibt den Auftrag ihn zu blenden. Der Beg tötet aus Notwehr den Angreifer und rettet sich durch die Flucht. Darauf setzt sich der Provveditore mit dem Paša von Banjaluka wegen Ermordung Ljubović's ins Einvernehmen. Das Vorgehen des Italieners widersprach ganz und gar den vertragsmässig zwischen der Republik Venedig und der Hohen Pforte zu Kraft bestehenden Abmachungen, war aber trotzdem dazumal gang und gäbe. Dieses Staatswesen gieng klipp und klar seiner dalmatischen Besitzungen vorzüglich durch seine hochadeligen militärischen Beamten zu Grunde, die durch sinnlose Willkür und Gewaltherrschaft das slavische Volk im Lande und in der Grenznachbarschaft ständig in Aufruhr erhielten [1]).

Der gleichfalls namentlich nicht genannte Paša von Banjaluka war des Provveditore's würdiges Seitenstück. Beide, Vertreter zügelloser Eigenmächtigkeit, fanden sich trotz religiöser und nationaler Verschiedenheit leicht zusammen in ihren Zwecken und Zielen. Ljubović und das Gebiet von Nevesinje unterstanden

1) Man lese darüber das treffliche Buch Pompeo Malmenti's nach: I Banditi della Repubblica Veneta. Firenze 1896. Bemporad e Figlio.



dem Paša durchaus nicht. Das beengte ihn aber wenig. Er sandte gemütlich eine Mörderschar zur Vollstreckung der Untat ab. Die Leute verübten in Abwesenheit des Begs Gräuel und büssten sie bald darauf. Den Streit zwischen Ljubović und dem Paša, auf einmal dem Wahrer des Rechtes und des staatlichen Ansehens, löst im Liede — ein Wunder.

Ljubović's Milchbruder Stefan Majković besteht für den Sultan gegen einen Araber einen Zweikampf, rettet dem Sultan das Leben, rettet den Staat, rettet damit den Beg und erwirbt zugleich das Recht, über den Paša abzuurteilen. Der Araber! Das ist ein guter, alter Bekannte. Der muss ebenso in der serbischen als der bulgarischen Guslarenepik den Ruhm der heimischen Helden begründen helfen. Im Kampfe mit Orlović ist er noch dreiköpfig[1]), in älteren Zeiten und bei älteren Völkern war er gewöhnlich mehrköpfiger, und eigentlich war er von Ursprung ein menschenfressender Drache [2]).

Vielleicht trug zur Behauptung dieser Sage im poetischen Volksbewusstsein auch der im XIV. und XV. Jahrhundert in der Türkei übliche Brauch militärischer Bravourduelle bei. „In damaliger Zeit," so schildert der Biograph Skanderbergs die Verhältnisse, „wo die persönliche Kraft des Einzelnen noch häufig massgebend für den Sieg war, herrschte auch in Friedenszeiten der Brauch, dass einzelne, besonders kampfgeübte Streiter von Stadt zu Stadt zogen, um die Tapfersten zum Zweikampfe herauszufordern" [3]).

Möglicherweise liegt unserer Liedschlussepisode ein solches Ereignis zu Grunde, nur ist die Sache keineswegs wahrscheinlich. Ljubović und Majković übergeben sich ohne Wehr und Waffen dem Abgesandten des Sultans, der mit einem Heere ihre Burg umlagert: denn gegen den Kaiser gibt es keinen Kampf. Der Guslar sagt es selber, und es entspricht dem Gewohnheitrecht der Völker. Nicht einmal den Häuptling einer Hajdukenrotte darf einer der Pfadgenossen zum Zweikampf herausfordern, um wieviel weniger einer aus dem Volke den mit Göttlichkeitmacht ausgestatteten Sultan! Das Rechtsprichwort drückt dies so aus: mulić samo na mulića! (Der Herrscher kämpft wieder nur mit einem Herrscher). Dies gilt schon zu Recht bei der primitiven kriegeri-

---

1) ‚Orlović, Der Burggraf von Raab'. Ein moham. slav. Guslarenlied. Freiburg i. B. 1889. Herder S. 35.

2) Vrgl. meinen ‚Novak den Heldengreis' im Festbundel ... aan Dr. P. J. Veth, Leiden 1894, Brill. S. 100 ff.

3) Julius Pisko: Skanderbeg. Historische Studie. Wien 1894. S. 9.

schen Genossenschaft. Geraten zwei derartige Verbindungen in Streit, so kämpfen die Häuptlinge einen Zweikampf aus, während die beiderseitigen Rotten müssig zuschauen. Gewöhnlich schliesst sich dann die Rotte des unterlegenen, der Rotte des obsiegenden Häuptlings friedlich an. Erst die spätere Entwicklung der Organisation, wenn einmal die Rottenhäuptlinge zu Landgebietern von geheiligter und unantastbarer Gestalt geworden, brachte es zu Wegen, dass die Hauptinteressenten, selber in gesicherter Ferne, mit Hilfe ihrer Getreuen einander bekriegten; dass sich also die Untertanen gegenseitig hinschlachteten, um ihre kindische Neugier zu befriedigen, für welchen Gebieter sie in Zukunft zu roboten und zu darben haben werden.

Der Bericht leidet auch darunter, dass ein so unmittelbares Eingreifen des Sultans in eine verhältnismässig geringe Provinzialangelegenheit unglaublich, weil unnötig erscheint. Ljubović konnte sein Recht beim Vali suchen, der es schwerlich geduldet haben würde, dass ihm der armselige Paša von Banjaluka ins Handwerk pfusche. War aber der Paša beim Vali Liebkind, so gab es wirksamere Mittel als einen Zweikampf, um ihn umzustimmen. Zu einem Vali pflegt man mit grossem Nachdruck (von so und soviel Beutel Gold) zu reden. Ist die strittige Angelegenheit auf diese nicht ungewöhnliche Weise ins Reine gebracht worden, so lag es gewiss zunächst im Vorteil Ljubović's, seinen Hof- und Burgguslaren darüber nicht aufzuklären, sondern es vielmehr dessen dichterischer Begabung anheimzustellen, eine minder prosaische Lösung zur Aufklärung des Volkes über das Geschehnis zu erfinden.

Der Christ Majković als Milchbruder des Moslims Ljubović und dessen Hausgenosse ist nicht als eine Ausnahmerscheinung zu betrachten [1]). Die heimischen Moslimen waren auf demselben Baum, auf dem ihre christlichen Volksgenossen gewachsen. Sprache, Sitte und Brauch, Rechtanschauungen und Religion waren ihnen gemeinsam. Man muss ausdrücklich sagen: Religion; denn sowenig dem einen der Islam, war dem anderen das Christentum vertraut; gottlob, es ist bis auf den heutigen Tag nicht um vieles hierin anders geworden, sonst wäre es mir nicht möglich gewesen, mein Buch über Volksglauben und religiösen Brauch der Südslaven, so

1) Über Milchgeschwister bei den Südslaven vergl. mein Buch ‚Sitte und Brauch der Südsl.', Wien 1885, S. 14. — Bei anderen Völkern vergl. A. H. Post: Studien zur Entwicklungsgeschichte des Familienrechts, 1890, S. 41 f., Grundriss d. ethn. Jurispr. B. I. S. 98; A. Wiedemann: Die Milchverwandtschaft im alten Ägypten, Urquell 1892, S. 259—267.



wie es voll Heidentum geraten ist, zu verfassen. Es steckt ebensoviel Bosheit und Tücke als Unverstand in der Behauptung eines mir aufsässigen Kritikers, wenn er berichtet (und so mancher schreibt es ihm ohne Überprüfung nach), dass die moslimischen Guslarenlieder meiner Sammlung christenfeindlich gehalten wären. Die Haltlosigkeit dieser Ausstreuung fällt jedermann in die Augen, der sich nicht scheut, das eine und das andere Lied durchzulesen. Die Helden moslimischer Guslarenlieder fühlten sich nicht als Streiter für den Fanatismus irgendwelcher Derviše berufen, auch führten sie keinen Krieg gegen Weiber, Kinder und christliche Geistliche und Kirchen. Das galt als unritterlich. Die Anfachung des wildgrimmigen Religionshasses geschah und geschieht leider noch immer von Vertretern der Nächstenliebe, der Milde, Versöhnlichkeit und Güte, von Leuten, die das Gelübde der Armut und Keuschheit ablegen, aber dem Reichtum nachjagen und in Polygamie schwelgen, dann von Politikern und von Lügenhistoriographen, die ihre Unfähigkeit, die Wahrheit zu begreifen und zu ergründen, mit erheucheltem Patriotismus und gleichwertiger Treuversicherung für ihren Glauben zu bemänteln suchen.

Der Liedtitel, wie folgt, vom Guslaren.

	Majkoviću Ljubovića pobro.	Von Majković dem Wahlbruder Ljubović's.
	Gjelep kupi beže Ljuboviću	Beg Ljubović treibt Rinderherden auf
	po Neretvi, okolo Neretve,	an der Narenta, rund um die Narenta,
	po Srijemu, okolo Srijema.	im Syrmium, rundum im Syrmium.
	Silan bezi gjelep pokupili:	Die Begen brachten auf gar grossen Auftrieb:
5	pet stotina krava jalovica,	fünf hundert Kühe, die noch alle gelt,
	pet stotina volov debelijeh;	fünf hundert Ochsen, alle feist gefüttert,
	naturiše Zadru bijelome.	und trieben fort sie nach dem weissen Zara.
	Kada bili niz Neretvu ravnu,	Als sie in die Narenta-Eb'ne kamen,
	izletješe Neretljani mladi,	herbei die jungen Narentaër liefen,
10	Neretljani i Nevesiljani:	die Narentaër und die Nevesinjer:
	— Ne gon beže volov u kaure!	— Treib, Beg, die Ochsen nicht ins Kafirland!
	Car i ćesar kavgu načinili,	Der Kaiser und der Caesar steh'n im Worte,
	da ne igje turčin u kaure!	es soll kein Türke geh'n ins Kafirland!
	Oćeš beže izgubiti glavu,	Du wirst, o Beg, dabei dein Haupt verlieren,
15	ja li ćeš se beže osužnjiti!	wo nicht, o Beg, in Sklaverei verfallen!
	Al to beže aje pa ne aje;	Drauf hört der Beg und hört auch nicht darauf;
	gjelep stjera Zadru bijelome.	zum Zara weiss hinab er trieb den Auftrieb.
	Š njime ima dvanajes gončila	Viehtreiber zwölf mit ihm sind im Gefolge
	i pobro mu Majković Stjepane.	und Stefan Majković, sein Herzensbruder.
20	Na rudinam gjelep zastavio;	Auf fetten Fluren hielt er an die Herde.
	ižljeteše njemački trgovci	Die deutschen Kaufherrn kamen hergerannt
	pa kupuju krave i volove,	und kauften auf die Ochsen und die Kühe;
	begu daju mekane rušpije.	dem Beg dafür sie gaben weiche Rupien.
	Kada beže gjelep priprodavo	Nachdem der Beg den Auftrieb ausverkauft,
25	on bešjedi Majković Stjepanu:	zu Stefan Majković das Wort er sprach:
	— O Stjepane dragi pobratime!	— O Stefan, du mein liebstes Bruderherze!
	Čuvaj nama konja na rudinam	behüt uns auf den Fluren wohl die Rosse

sa našijeh dvanajes gončila,
dok ja odem u vlaškoga Zadra,
da im vidim Zadra i čaršije
i u Zadra otkle su mu vrata,
da im vidim tablja i topova.
Onda Stjepan begu bešjedio:
— Nejgji beže u vlaškoga Zadra!
Car i ćesar kavgu načinili,
da ne igje turčin u kaure.
Oće li te vlasi poznavati,
oćeš ludo izgubiti glavu,
ja li ćeš se beže osužnjiti!
Al to beže haje i ne haje,
vić on ode u vlaškoga Zadra.
A u Zadra otvorena vrata.
Stade beže po čaršiji odat.
Beže gleda Zadra i čaršije
pa on šjede na jednom dućanu
stade piti kavu na dućanu.
Opazi ga Zadranine bane.
Kad on vidje bega Ljubovića,
oko bana pet stotin katana,
us koljeno Sekula sestrić mu.
Bane viknu grlom debelijem:
— Nut turčina u našemu Zadru!
Šta će ture u našemu Zadru?
šta uvodi po našemu gradu?
zār on gleda grada i čaršije?
Bel ne gleda otklem su mu vrata,
turčin gleda tablja i topova,
oće li nam na grad udariti!
Nije l majka rodila junaka,
tko b turetu snišo na čaršiju,
ošjeko mu u ramenu ruku,
obadva mu oka izvadio,
neka slijep po čaršiji voda!
Svatko šuti a gleda prida se
al ne gleda Sekula dijete,
već daigji bešjedi Sekula:
— Moj daigja, od Zadarja bane!
šta junaka po jabani tražiš
kat sestrića us koljena raniš?
tko ć turčinu na čaršiju snići,
ošjeć desnu u ramenu ruku,
obadva mu oka izvaditi,
neka slijep po čaršiji oda!
Oto reče pa na noge skoči,
gola mača turi pod dolamu
pa on begu na čaršiju snigje:
— Šta ćeš ture u našemu Zadru?
šta uvodiš po našemu Zadru?
a zār gledaš Zadra i čaršije?
zār ti gledaš tablja i topova?
Dera pruži svoju desnu ruku,
da t ošječem u ramenu ruku!
Beže šuti, ništa ne bešjedi.
Opet veli Sekula dijete:
— Pruži ture svoju desnu ruku,
da t ošječem u ramenu ruku!
Beže šuti, ništa ne bešjedi.

allhier mit unsren zwölfen Rindertreibern,
dieweilen ich ins christlich Zara wandre,
will deren Zara sehen und den Marktplatz 30
und auch in Zara seiner Tore Lage,
beseh'n die Bastionen und Kanonen.
Hierauf das Wort zum Begen Stefan sprach:
— Du geh nicht, Beg, dahin ins christlich Zara!
der Kaiser und der Caesar steh'n im Worte, 35
es soll kein Türke geh'n ins Kafirland.
Leicht können da die Christen dich erkennen,
du wirst nur tollerweis dein Haupt verlieren,
wo nicht, o Beg, in Sklaverei verfallen!
Drauf hört der Beg und hört auch nicht darauf, 40
begab vielmehr sich in das christlich Zara,
von Zara waren offen just die Tore;
anhub der Beg zu wandeln auf dem Marktplatz.
Der Beg besichtigt Zara und den Marktplatz
und setzt sich letzt auf einen Ladenflügel 45
und fängt am Laden an Kaffee zu trinken.
Da tät gewahren ihn der Ban von Zara.
Als Ljubović den Beg er hier erblickte,
(beim Ban fünf hundert Reiter Ehrenwache,
und Sekula sein Schwestersohn zu Füssen) 50
ausrief der Ban mit tiefer Kehlenstimme:
— Schaut mal den Türken an in unsrem Zara!
Was macht der Türkenkerl in unsrem Zara!
was schnüffelt der herum in unsrer Festung?
Beguckt er denn die Burg nur und den Marktplatz? 55
Der schaut nicht, traun, wo man das Tor gelassen,
der schaut die Bastion und die Kanon,
ob wohl die Festung er berennen dürfte!
Gebar denn keine Mutter solchen Kämpen,
der auf den Markt hinab zum Türken stiege, 60
um abzuhau'n die Hand ihm in der Schulter
und beide Augen ihm herauszubohren,
dass blind er auf dem Markte wandeln möge?
Ein jeder schweigt und schaut vor sich zu Boden,
doch schaut nicht drein so Sekula der Page, 65
vielmehr spricht Sekula zu seinem Ohme:
— O Mutterbruder mein, du Ban von Zara,
was forschst du in der Fremde nach dem Kämpen,
wenn du zu Füssen deinen Neffen nährst,
der auf den Markt hinab zum Türken steigt, 70
die rechte Hand ihm aus der Schulter haut
und alle beiden Augen ihm herausbohrt,
damit er auf dem Markt als Blinder wandle!
Das sprach er und dann sprang er auf die Beine,
das nackte Schwert er untern Dolman schob 75
und stieg zum Beg hinab wohl auf den Marktplatz.
— Was suchst du Türkenkerl in unsrem Zara?
Was schnüffelst du herum in unsrem Zara?
ja, schaust du Zara an und schaust den Marktplatz?
Schaust du die Bastionen und Kanonen? 80
Geh, strecke dein rechte Hand heraus,
dass ich die Hand dir aus der Schulter aushau!
Der Beg nur schweigt, entgegnet nicht ein Wörtchen.
Von neuem Sekula der Page spricht:
— Streck, Türkenkerl, heraus die rechte Hand, 85
dass ich die Hand dir aus der Schulter aushau!
Der Beg nur schweigt, entgegnet auch kein Wörtchen.

Opet reče Sekula dijete:
— Pruži ture svoju desnu ruku,
90 da t ośječem u ramenu ruku!
Kunem ti se i vjeru zadajem,
ośjeću ti na ramenu glavu!
Raźljuti se beže Ljuboviću
pa mu pruži svoju desnu ruku.
95 Trže djete mača ispot skuta,
ošinu ga po desnici ruci.
Kako ga je lako udario
mača svoga na dvoje pribijo
a iz ruke vatru prosipavo!
100 Skoči beže od zemlje na noge
pa poteže kratku alamanku
pa ošinu Sekulu dijete —
poviš pasa malo natfatio —
dvije pole u travu padoše!
105 Kada vidje Zadranine bane,
gje poginu Sekula dijete,
zōr učini na svoje katane!
A katane bega opkoliše;
brani jih se beže Ljuboviću.
110 On prodrije kroz jednu kapiju,
prodriješe za njijem katane.
On prodrije kroz drugu kapiju,
prodriješe za njijem katane.
On prodrije kros treću kapiju,
115 prodriješe za njijem katane!
Dok do vrata sokak načinio
al na gradu zatvorena vrata;
ispuśćali mandal ot čelika
Beže trže nadžak ot čelika
120 pa on pribi mandal ot čelika.
Pa iz grada beže izletio,
on izletje konjma na rudine
pobri svome Majković Stjepanu
i svojijem dvanajes gončila.
125 Na rudinam konje pojašiše
pa pogjoše us polje zeleno
a za njima dvanajes gončila;
lako jaše, prida se gledaju.
Obazrje se Majković Stjepane
130 imade li za njima potjera —
jal to bješe za njima potjera!
U grada se otvoriše vrata,
dok izletje junak na alatu,
na alatu vas u suvu zlatu,
135 malo ga se is sedla pomilja.
Izlijeću za njijem katane,
sve katane lete na alaje;
al sve junak bližje te do bližje,
dok sastiže bega Ljubovića.
140 Jer im beže ni bježati ne će.
Jal to bješe od Zadarja bane!
Koja fajda, što je sastignuo,
Kad na njija udarit ne smije,
vić on bega iz daleka viče:
145 — Ja, Boga vam, neznane delije!
otkle jeste, ot koga ste grada?
ja čijeg ste roda i koljena?

Von neuem spricht der Page Sekula:
— Streck deinen rechten Arm, du Türklein, aus,
dass ich die Hand dir aus der Schulter aushau!
Ich schwör' es dir, verpfänd' mein Ehrenwort,
Das Haupt ich hau' herab dir von der Schulter!
Beg Ljubović geriet in Grimm darob
und streckte seinen rechten Arm ihm hin.
Den Säbel unterm Schoss der Page zückte
und führte auf die rechte Hand den Streich;
so leichthin war der Schlag ihm nur geraten,
dass ihm entzweibrach seines Säbels Klinge
und aus dem Arm hervor die Funken stoben!
Aufsprang der Beg vom Boden auf die Beine,
das kurze Alemannenschwert er zückte
und traf damit den Pagen Sekula,
ein wenig oberm Gurte sass der Hieb,
zwei Hälften kollerten ins Gras hernieder.
Als da der Ban von Zara ward gewahr,
wie Sekula der Page kam ums Leben,
zum Sturm befahl er rasend seine Reiter.
Die Reiter rasch umzingelten den Beg,
Beg Ljubović sich ihrer weiss zu wehren.
Kaum drang hindurch er durch das eine Burgtor,
schon drangen hinterdrein ihm nach die Reiter.
Kaum drang hindurch er durch das andre Burgtor,
schon drangen hinterdrein ihm nach die Reiter.
Kaum drang hindurch er durch das dritte Burgtor,
schon drangen hinterdrein ihm nach die Reiter,
bis er gebahnt zum Haupttor eine Gasse;
doch war das Haupttor von der Burg geschlossen,
aus Stahl den Riegel hat man vorgeschnellt.
Den Kolben stahlgetrieben schwang der Beg
und brach entzwei den stahlgeschweissten Riegel.
Und aus der Burg entfloh der Beg von dannen,
entfloh nun zu den Rossen auf den Auen
zu Stefan Majković, dem Herzensbruder
und auch zu seinen Rindertreibern zwölf.
Sie stiegen auf den Auen auf zu Ross
und zogen aufwärts durch das grün Gefilde,
zwölf Rindertreiber hinter ihnen nach.
Gemach sie reiten, schauen vor sich hin;
nach rückwärts blickte Stefan Majković,
ob wohl Verfolger hinter ihnen kämen;
fürwahr, es folgten hinterdrein Verfolger.
Das Haupttor von der Burg sich tat eröffnen:
da fuhr hervor ein Held auf einem Fuchse,
auf einem Fuchse, ganz in lautrem Golde,
ein wenig schaut von ihm heraus vom Sattel.
Es fliegen hinterdrein ihm nach die Reiter,
in hellen Rotten fliegen all die Reiter,
und immer näher rückt heran der Held.
Zuletzt ereilt er Ljubović den Beg,
denn gar nicht ist gewillt der Beg zu flüchten;
ja, traun, das war der Ban von Zara selber!
Was frommt es ihm, dass er sie eingeholt,
dieweilen er 's nicht wagt, sie anzugreifen,
von weitem ruft vielmehr er zu dem Beg:
— So Gott euch helfe, unbekannte Kämpen!
von wannen seid Ihr, wohl von welcher Burg?
von welchen Sippen und von welchen Magen?

ja kako se po imenu zoveš?
A beže mu po istini kaže:
— Jesam junak od Neretve ravne,
od Neretve i od Nevesilja
po imenu beže Ljubovića!

*

Ja bane se natrag povrnuo,
ja za njime banove katane
pa on ode u bijela Zadra.
Kako dogje u bijela Zadra,
odma śjede, sitnu knjigu piše
pa je šalje šerin Banjojluci
na koljeno paši banjolučkom:
„Eto knjiga, paša banjalučki!
„Pogubi mi bege Ljubovića
„jali žive jali mrtve glave!
„Mogo su mi kvara počinili,
„počinili kvara i zijana
„ja po mome bijelome Zadru,
„pogubili Sekulu dijete!
„Evo t pašo tri tovara blaga,
„i evo ti sluga Nikolica,
„nek te dvori za života tvoga,
„i evo ti sestra Angjelija!"
Kada paši knjiga dolazila,
knjige gleda, na knjigu se smije
pa on viknu Erde delibaše:
— Brže k meni Erdo delibaša!
Dera jaši svojega putalja,
der izberi tridese delija,
sve junaka boljeg od boljega!
Ajde Erdo Nevesilju ravnom,
pogubi mi bege Ljubovića
jali žive jali mrtve glave!
Ako l oto Erdo ne uradiš,
daćeš svoju glavu za njegovu!
Kada Erdo čuo lakrdiju,
itro Erdo na noge skočio,
opremio sebe i putalja
pa uzjaši debela putalja
a za njime tridese delija.
Ode Erdo Nevesilju gradu.
Kad on dogje Ljubovića kuli
do avlije bega Ljubovića
a on bega po imenu viče.
Al mu bega doma ne bijaše,
jer otišli u lov u planinu,
da ulove srnu jal košutu,
i odveli rte i zagare.
Oziva se begovica mlada:
— Doma nejma bega Ljubovića!
Otišo je u lov u planinu.
Onda Erdo ljubi bešjedio:
— Ja, gospojo roda gospockoga,
oće l beže u red dolaziti?
— Oće tamo po akšamu doći!
Ona viknu Usubega sina:
— Usubeže moj jedini sine!
pogj, Erdina pripati putalja!
Odma sletje djete Usubeže

und wie benamst du dich mit deinem Namen?
Wahrheitgetreu bescheidet ihn der Beg:
— Ich Kämpe bin von dem Narentalaufe, 150
von der Narenta und von Nevesinje,
mit Namen heiss' ich Ljubović der Beg!

*

Allda der Ban zurücke wieder kehrte
und hintennach sein Reitervolkgeleite
und heim er wieder zog ins weisse Zara. 155
Sobald er eintraf in dem weissen Zara,
gleich setzt er sich und schreibt ein zierlich Schreiben
und sendet 's ab zur Stadt von Banjaluka
wohl auf das Knie des Banjaluker Paša:
„Empfang den Brief, o Banjaluker Paša! 160
„Vertilge mir die Begen Ljubović!
„Stell mir sie lebend oder deren Köpfe!
„Sie haben zugefügt mir grossen Schaden,
„ja, Schaden und Verluste zugefügt
„fürwahr rundum in meinem weissen Zara: 165
„sie brachten um den Pagen Sekula!
„Da, Paša, nimm drei Maultierlasten Schätze
„und nimm dazu den Diener Klaus den kleinen,
„er warte dein, solang dein Leben währt,
„und nimm dir auch die Schwester Angelina!" 170
Wie nun der Paša diesen Brief empfieng,
den Brief besah, den Brief belacht' er fröhlich
und rief herbei den Delibaša Erdo:
— Rasch her zu mir, o Delibaša Erdo!
Ei schwing dich mal auf deinen Fleckenfüsser 175
und kühr dir aus an dreissig kühne Kämpen,
nur lauter auserkorne kühnste Kämpen.
Hei, Erdo, zeuch zum ebnen Nevesinje,
vertilge mir die Begen Ljubović,
stell mir sie lebend oder deren Köpfe! 180
Wofern du, Erdo, solches nicht verrichtest,
wirst du 's mit deinem Haupt für seines büssen!
Kaum hatte Erdo den Befehl vernommen,
aufsprang er auf die Beine gar behende,
ausrüstete so sich als seinen Fleckfuss 185
und schwang hinauf sich auf den feisten Fleckfuss.
Fortzog zur Burg von Nevesinje Erdo
und hinterdrein ihm folgten dreissig Kämpen.
Als er zu Ljubovićens Warte kam
zum Burggehöft von Ljubović dem Beg, 190
da rief er an den Beg beim vollen Namen.
Jedoch der Beg gerad daheim nicht weilte,
sie waren auf die Pirsch ins Waldgebirge,
zu pirschen Rehe oder eine Hindin
und hatten mit die Rüden und die Bracken. 195
Die junge Edelfraue tat sich melden:
— Daheim nicht weilt Herr Ljubović der Beg,
er ist ins Waldgebirg zur Pirsch gezogen!
Darauf zum Ehelieb Herr Erdo sprach:
— O Edelfrau, von edlem Stamm entsprossen! 200
wird wohl der Beg bei Zeiten wiederkehren?
— Um den Akšām er heim wohl kehren dürfte!
(sie rief herbei Beg Huseïn den Sohn):
— Beg Huseïn, o du mein einziger Sohn,
abfasse mal des Erdo Fleckenfüsser! 205
Gleich lief hinab der Page Husobeg

i pod Erdom prifati putalja,
da izvoda Erdina putalja.
Bešjedi mu Erdo delibaša:
210 — O dijete, nejak Usubeže,
gji je babo, o beg Ljuboviću?
— Otišo je u lov u planinu!
— Oće l t u red babo dolaziti?
— Oće tamo po akšamu doći!
215 Erdo viknu tridese delija;
savezaše Usubega sina,
savezata djete otjeraše.
Za njim prista Ljubovića majka:
— Vrat mi Erdo Usubega moga!
220 Njoj bešjedi Erdo delibaša:
— Vrat se natrag Ljubovića majko,
pošjeću ti Usubega tvoga!
To joj reče, ošjeće mu glavu!
Za njim prista Ljubovića majka:
225 — Vrat mi Erdo od zlata jubuku,
mog unuka Usubega sina!
— Vrat se natrag Ljubovića majko,
vrat se natrag, osiću ti glavu!
To joj reče, ošjeće joj glavu!
230 Ode Erdo sa trides delija
i odnese obadvije glave:
jednu glavu Usubega djeta,
drugu glavu Ljubovića majke.

*

Istor Erdo polje prilazio
235 al eto ti bega Ljubovića
i on goni debela gjogata;
Usubega iz daleka viče:
— Gje si sine, Usubeže djete?
zār mi ne ćeš pripatit gjogata?!
240 Oziva se begovica mlada,
ona ciči ko šarena guja:
— Ja, moj beže mili gospodare!
ne će t više Usubeže sine
ja pot tobom pripatit gjogata.
245 Usubeg je izgubio glavu!
— Sašta, ljubo, ako Boga znadeš?
— Ovde dogje Erdo delibaša
a ja posla Usubega sina,
da pod Erdom pripati putalja;
250 saveza ga Erdo delibaša,
savezana niz avliju zajmi.
za njim stara pristajala majka,
jal da vrati Usubega moga.
Njoj bešjedi Erdo delibaša:
255 „vrat se natrag Ljubovića majko,
„vrati s natrag, osiću ti glavu!"
To joj reče, ošječe joj glavu.
ode Erdo sa trides delija
i odnese obadvije glave!
260 Kada čuo beže Ljuboviću:
— O gospojo roda gospockoga,
je li Erdo davno odlazio?
je li dosad goru prilazio?
— Nije Erdo davno odlazio
265 a još nije gore prilazio.

und fasste unter Erdo ab den Fleckfuss,
um auszuführen Erdo's Fleckenfüsser.
Da sprach zu ihm Herr Delibaša Erdo:
— Beg Huseïn, o du unmündiger Knabe!
wo weilt dein Väterchen Beg Ljubović?
— Er ist ins Waldgebirg zur Pirsch gezogen.
— Kehrt wohl dein Väterchen noch heim bei Zeiten?
— Um den Akšām er heim wohl kehren dürfte.
Zurief Herr Erdo seinen dreissig Kämpen.
Sie schlugen Husobeg den Sohn in Bande,
gebunden jagten sie vor sich den Knaben.
Anschloss sich ihm die Mutter Ljubović's:
— Gib meinen Husobeg zurück mir, Erdo!
Herr Delibaša Erdo spricht zu ihr:
— Kehr nur zurück, du Mutter Ljubović's,
sonst säble deinen Husobeg ich nieder!
Er sprach's zu ihr und hieb ihm ab das Haupt.
Anschloss sich ihm die Mutter Ljubović's:
— Gib, Erdo, mir zurück aus Gold den Apfel
mein Enkelein, das Söhnlein Husobeg!
— Kehr nur zurück, du Mutter Ljubović's,
kehr nur zurück, sonst hau ich dir das Haupt ab!
Er sprach's zu ihr und hieb ihr ab das Haupt.
Von dannen Erdo zog mit dreissig Kämpen
und trug mit sich fort allebeide Häupter,
das eine Haupt des Pagen Husobeg,
das andre Haupt der Mutter Ljubović's.

*

Noch schritt Herr Erdo hin durchs Blachgefilde,
ei sieh, es naht schon Ljubović der Beg,
er jagt einher auf seinem feisten Falben
und ruft heran von Fern schon Husobeg:
— Wo bleibst du Söhnchen, Page Husobeg?
magst du nicht ab mir meinen Falben fassen?
Anmeldet sich die junge Edelfraue,
sie zischt vor Schmerz, wie eine Natter scheckig:
— Ach weh, mein Beg, o teuerster Gebieter,
dein Söhnchen Husobeg wird nun und nimmer
abfassen unter dir den falben Renner;
ach, Husobeg hat ja sein Haupt verloren!
— Von was denn, Ehelieb, wenn du an Gott glaubst!
— Da kam gezogen Delibaša Erdo,
hinab ich sandte Husobeg den Sohn,
den Fleckfuss unter Erdo abzufassen;
in Bande schlug ihn Delibaša Erdo,
gebunden jagt' er ihn entlang dem Burghof,
anschloss sich ihm die hochbetagte Mutter,
rückgeben soll er meinen Husobeg.
Doch sprach zu ihr Herr Delibaša Ibro:
„Kehr nur zurücke, Mutter Ljubović's,
„kehr nur zurück, sonst hau ich dir das Haupt ab!"
Dies sprach er zu ihr, hieb ihr ab das Haupt.
Mit dreissig Kämpen Erdo zog von hinnen
und trug mit sich fort allebeide Häupter!
Als dies erfuhr Herr Ljubović der Beg:
— O Edelfrau, von edlem Reis entsprossen,
ist Erdo lange schon davongezogen?
hat er den Hochwald jetzt schon überschritten?
— 'S ist nicht so lang, dass Erdo abgezogen,
noch hat er nicht den Hochwald überschritten!

— Ja čuješ me moja virna ljubo!
Ako dogje Majković Stjepane
nek ne igje poljem zelenijem,
već nek igje poljem u prijeko
pa nek igje gorom poprijeko;
a ja odoh okolo planine,
da zavrnem Erdu u planini!
Oto reče, okrenu gjogata
pa okrenu poljem zelenijem.
Istor beže poljem zamaknuo,
malo vrime za dugo ne bilo,
jal eto ti Majković Stjepana,
jal on goni debela dorata,
Usubega iz daleka viče:
— Gje si bolan Usubeže mali?
zār mi ne ćeš pripatit dorata?!
Progovara begovica mlada:
— Gospodare, Majković Stjepane!
ne će t više Usubeže sine
ja pot tobom pripatit dorata!
— Sašta, bolna, begovica mlada?!
Ona ciči ko šarena guja:
— Ovde dogje tridese delija
i prid njima Erdo delibaša;
za vas pita Erdo delibaša,
a ja posla Usubega sina,
da pod Erdom pripata putalja.
K njemu snigje Usubeže djete
i pod njime pripati putalja;
saveza ga Erdo delibaša,
savezana niz avliju zajmi.
Za njim prista naša stara majka,
da mi vrati Usubega sina
a na nju se izadrije Erdo:
„Vrat se natrag Ljubovića majko,
„pośjeć ću ti Usubega tvoga!"
To joj reče, ośječe joj glavu!
Za njim prista ostarjela majka:
— „Vrat mi Erdo zlaćenu jabuku,
„ja jabuku Usubega moga!" —
— „Vrat se natrag Ljubovića majko,
„pośječu ti sa ramena glavu!"
To joj reče, ośječe joj glavu!
Ode Erdo sa trides delija
i odnese obadvije glave!
Ciknu Stjepan ko šarena guja:
— Je li došo beže Ljubovięu?
— A jest došo, mili gospodare!
Otišo je poljem zelenijem,
da obleti okolo planine,
ne bi l Erdu živa sastignuo.
A tebi je beže bešjedio,
reko ti je beže Ljubovięu,
ja da igješ poljem poprijeko,
da prišječeš gorom poprijeko,
ne bi l Erdu živa sastignuli.
Nama Stjepan okrenu dorata;
ode Stepan poljem u prijeko
pa maši se gore i planine
pa prišječe gorom poprijeko.

— O hör mich mal, du mein getreues Eh'lieb!
Wenn Stefan Majković da kommen sollte,
so geh' er nicht durchs grüne Blachgefilde,
vielmehr er nehme querfeldein den Weg
und soll querwegs ins Hochgebirg sich tummeln, 270
ich aber geh' ums Hochgebirg herum,
um Erdo in dem Hochwald festzustellen!
Dies sprach er, machte mit dem Falben kehrt
und nahm den Lauf durchs grüne Blachgefilde.
Kaum war der Beg entschwunden im Gefilde, 275
nach kurzer Weile, die nur wenig währte,
ei sieh, da naht auch Stefan Majković!
Er jagt daher auf seinem dicken Braunen
und ruft heran von Fern schon Husobeg:
— Wo steckst du, Stöpsel, Husobeg du kleiner? 280
Magst du nicht ab mir meinen Braunen fassen?
Es meldet sich die junge Edelfraue:
— O mein Gebieter, Stefan Majković,
mein Söhnchen Husobeg wird nun und nimmer
abfassen unter dir den braunen Renner! 285
— Warum, der Tausend, junge Edelfrau?!
Sie zischt vor Schmerz, wie eine Natter scheckig:
— Da kamen hergezogen dreissig Kämpen
und vor der Rotte Delibaša Erdo.
Nach euch befragte Delibaša Erdo, 290
hinab ich sandte Husobeg den Sohn,
den Fleckfuss unter Erdo abzufassen.
Hinab zu ihm stieg Husobeg der Page
und fasste unter ihm den Fleckfuss ab.
In Bande schlug ihn Delibaša Ibro, 295
gebunden trieb er ihn entlang dem Burghof.
Ihm schloss sich unsre alte Mutter an,
dass er den Sohn mir, Husobeg zurückgeb',
doch Erdo hat sie grimmig angefahren:
„Kehr nur zurücke, Mutter Ljubović's, 300
„sonst hau ich deinen Husobeg zu Stücken!"
Sprach so zu ihr und hieb ihm ab das Haupt.
Ihm schloss sich an die hochbetagte Mutter:
—„Gib Erdo mir zurück den goldnen Apfel,
„ja wohl den Apfel meines Husobeg!"— 305
— „Kehr nur zurücke, Mutter Ljubović's
„ich hau dir von den Schultern ab das Haupt!"
Dies sprach er zu ihr, schlug ihr ab das Haupt!
Von hinnen Erdo zog mit dreissig Kämpen
und trug mit sich fort allebeide Häupter. 310
Aufzischte Stefan gleich der Natter scheckig:
— Ist heimgekommen Ljubović der Beg?
— Gekommen heim, o teuerster Gebieter!
Er gieng dahin durchs grüne Blachgefilde,
um um das Hochgebirg herumzukommen, 315
wo möglich Erdo lebend einzuholen.
Dir aber hinterliess der Beg die Weisung,
es hat dich Ljubović der Beg geheissen,
einschlagen mögst du querfeldein den Weg,
den Weg durchschneiden quer nur durch den Hochwald 320
vielleicht lebendig dass Ihr Erdo einholt!
Gleich machte mit dem Braunen Stefan kehrt.
Es zog Herr Stefan querfeldein von dannen,
bog ein ins Hochgebirg und in den Hochwald
und schnitt so durch den Hochwald auf dem Querweg. 325

Itro beže goru obletio
i zavrnu u planini Erdu.
U ta doba Majković Stjepane.
Kat se dvije pobre sastaviše,
330 izšjekoše tridese delija.
Oni Erdu živa ujitiše;
oguliše Erdi delibaši
obadvije do ramena ruke,
obadvije noge do koljena,
335 oguliše glavu do očiju;
digoše ga na konja putalja,
na putalju privezaše Erdu
pa pod njime pušćaše putalja:
— Ajde, Erdo, šerin Banjojluci
340 pa se pali paši banjolučkom,
gje si šjeko djecu kod odžaka,
gje si šjeko ostarjele majke!
Hode Erdo drumom jadikujuć,
Kada bio šeru Banjojluci,
345 daleko ga paša opazio
pa prid njega paša izletio.
Kada vidje Erdu delibašu,
što je bilo s Erde delibaše,
jal on Erde iz daleka viče:
350 — Šta to, bolan, Erdo delibaša?!
— Evak, pašo, tebi gore bilo!
Skidoše ga sa konja putalja.

*

Šjede paša, sitnu knjigu piše
pa je šalje Carigradu gradu
355 na koljeno caru čestitome:
„Sultan eare, i otac i majko!
„Pogubi nam bege Ljubovića
„jali žive, jali mrtve glave!
„Ćudan jesu zulum počinili
360 „po Neretvi i po Nevesilju!
„Nametnuli namet na vilajet:
„šjeroma se oženit ne more,
„šjerota se udati ne more!
„Tko s oženi, po litra je zlata,
365 „tko s udade po tri litre zlata!
„Ja, koje je šjeromašna majka
„a ćeri im bjele kose pletu!"
Kada caru taka knjiga dogje,
kada vidje, šta mu knjiga kaže,
370 care viknu silistar Alije:
— Silistare, prva moja lalo!
Dera uzmi nješto malo vojske,
nješto malo, četiri iljade.
Vodi vojsku u Ercegovinu
375 ja Mostaru pa i Nevesilju
ja bijeloj Ljubovića kuli.
U ponoći dovodićeš vojsku
pa okoli Ljubovića kulu.
Pofataj mi bege Ljubovića
380 jali žive jali mrtve glave!
I ponesi mojega čadora,
na čadoru od zlata jabuku.
Kada vide careva čadora,
sami će se bezi uplašiti;

Gar flink der Beg den Hochwald war umflogen
und hatte Erdo festgestellt im Hochland.
Zur selben Zeit kam Stefan Majković.
Als sich vereint die beiden Wahlgebrüder,
zu Stücken hieben sie die dreissig Kämpen.
Doch Erdo fiengen sie lebendig ab,
sie schunden ab dem Delibaša Erdo
die beiden Arme bis zum Schulterblatte,
die beiden Füsse bis hinauf zum Knie,
bis zu den Augen schunden sie das Haupt,
auflegten sie ihn auf den Fleckenfüsser
und banden Erdo an den Fleckfuss fest
und liessen unter ihm den Fleckfuss laufen:
— Zeuch, Erdo, hin zur Stadt von Banjaluka
und prahle vor dem Banjaluker Paša,
wie an der Herdstatt Kinder du gemordet,
wie du gemordet hochbetagte Mütter!
Wehklagend Erdo zog des Weges weiter.
Als er der Stadt genaht von Banjaluka,
von weitem ihn der Paša schon gewahrte;
entgegen kam der Paša ihm geflogen.
Als er erschaut nun Erdo Delibaša,
was da gescheh'n mit Erdo Delibaša,
rief er schon Erdo zu von weiter Ferne:
— Was gibt's, unseliger Erdo Delibaša?!
— Das gibt's, o Paša, schlimmer sei dein Teil!
Man hob ihn ab vom Ross, dem Fleckenfüsser.

*

Der Paša setzt sich, schreibt ein zierlich Schreiben,
und sendet's nach Istambol ab der Stadt
wohl auf das Knie des glückbegabten Kaisers:
„O Sultan, Kaiser, Vater uns und Mutter!
„vertilge uns die Begen Ljubović,
„es sei lebendig oder tot die Häupter!
„Ein Wunder, was sie an Gewalt verübten
„um die Narenta und um Nevesinje!
„mit einer Auflag sie das Land belegten:
„Der arme Mann, der kann sich nicht beweiben,
„das Waisenmädchen kann sich nicht vermählen.
„Wer sich beweibt, je eine Litra Goldes,
„die sich vermählt, je drei der Litren Goldes!
„Und wenn die Mütter ganz in Armut leben,
„dann deren Töchter weisse Zöpfe flechten!"
Als solch ein Brief dem Kaiser kam vor Augen
und er ersah, was ihm der Brief vermeldet,
rief er herbei den Waffenwahrer Ali:
— Gewaffenwahrer, du mein Obristlala,
Geh raffe mal zusammen etwas Truppen;
ein wenig blos, viertausend Mann genügen,
und führ die Truppen nach dem Herzoglande
gen Mostar hin und auch nach Nevesinje
zur weissgetünchten Warte Ljubović's;
dahin die Truppen führ' um Mitternacht
und zingle um die Warte Ljubović's.
Du fang mir ab die Begen Ljubović,
es sei lebendig oder tot die Häupter.
Auch nimm du mein Gezelte mit mit dir
wohl das Gezelte mit dem goldnen Apfel.
Wann sie das kaiserlich Gezelt erblicken,
an sich erschrecken werden schon die Begen;

jera s carom niko boja nejma!	denn mit dem Kaiser keiner einen Kampf wagt!	385
A Alija na noge skočio	Alile hurtig auf die Beine sprang	
i carevu podignuo vojsku	und sammelte die kaiserliche Truppe;	
pa on pogje ot Stambola grada;	dann zog von dannen er von Stadt Istambol.	
od Alija u Ereegovinu.	Es zog Alile fort ins Herzogland.	
Kada dogje Nevesilju gradu	Als er gelangt zur Burg von Nevesinje,	390
u zla doba dovodio vojsku	zur schlimmen Frist er schaffte hin die Truppen	
u po noći kad vremena nije.	um Mitternacht, wann keine Zeit geheuer;	
Okolili Ljubovića kulu,	umzingelten die Warte Ljubović's	
razapeli zelene čadore.	und spannten auf die grünen Lagerzelte.	
Kad u jutro jutro osvanulo,	Als morgens früh der Morgen angetagt	395
poranila ljuba Ljubovića	erhob sich früh das Eh'lieb Ljubović's	
pa se šeće po bijelu dvoru.	unt tat ergeh'n sich auf der weissen Wartburg.	
Ja pogleda pod bijelu kulu,	Da fiel ihr Blick hinab die weisse Warte:	
Ljubovića okoljena kula!	ringsum die Warte Ljubović's umzingelt!	
Konj do konja, čador do čadora.	hier Ross an Ross, hier Zelt an Zelt gedrängt!	400
Jedan čador po najandal stao,	Vereinzelt stand allein nur ein Gezelte	
ja na njemu od zlata jabuka	und oben drauf ein goldner Apfel blinkt,	
i tri puta žicom omotavan.	und dreimal war mit Draht das Zelt umwunden.	
Ja, se vrati u bijele dvore	Sie wandte sich zurück zur weissen Warte,	
pa ne smije bega probuditi.	doch wagt mit nichten sie's den Beg zu wecken;	405
Ona viknu Majković Stjepana:	wachrief sie lieber Stefan Majković:	
—Ustan, bolan, Majković Stjepane!	— Erwach, unseliger Stefan Majković!	
odi vidi čuda golemoga,	Geh hin und schaue ein gewaltig Wunder!	
bijela vam okoljena kula!	Umzingelt ward da unsre weisse Warte!	
Kada skoči Majković Stjepane,	Im Sprung erhob sich Stefan Majković	410
kad on vidje silovitu vojsku,	Und als er nun das mächtige Heer erblickte,	
Stjepan budi bega Ljubovića:	wohl that er Ljubović den Beg erwecken:	
— Ustan, beže, mili gospodare!	— Erwach, o Beg, mein teuerster Gebieter!	
Bijela nam okoljena kula!	umzingelt ward da unsre weisse Warte!	
Kad ustade beže Ljuboviću	Vom Lager aufstand Ljubović der Beg,	415
pa vidješe sa bijele kule	und sahen alles von der weissen Warte.	
odma beže čador poznavao,	Sogleich der Beg erkannte das Gezelte,	
da je čador cara čestitoga.	als das Gezelt des glückbeladenen Kaisers,	
Ja, bešjedi beže Ljubovića:	und also sprach Herr Ljubović der Beg:	
—Ja, što ćemo, Majković Stjepane?	— Was sollen nun wir, Stefan Majković?	420
Da b na njija danas udarili —	wenn heute wir den Ausfall gen sie wagten —	
s carom brate niko boja nejma!	o Bruder, mit dem Kaiser keiner kämpft!	
Da niza [se] oborimo ruke,	Lass an die Lende uns die Hände legen,	
da igjemo carevu čadoru,	lass uns zum kaiserlich Gezelte wandeln,	
da vidimo što je i kako je,	lass seh'n uns, was da los und wie's geworden,	425
ja ko nas je caru opaujkao?	wer wohl uns bei dem Kaiser angeschwärzt.	
Jal bešjedi Ljubovića ljuba:	Doch spricht das Wort das Eh'lieb Ljubović's:	
— Ja, što ste se bezi uplašili?!	— Was seid Ihr denn, Ihr Begen, so erschrocken?!	
Eva jesam jedna ženska glava,	da schaut, ich bin ja nur ein Frauenzimmer,	
ja b na njija udarila sama!	ich wollt' allein gen sie den Ausfall wagen!	430
Bešjedi joj beže Ljuboviću:	Entgegen spricht ihr Ljubović der Beg:	
— Ajd, ne ludi, moja vjerna ljubo!	— Treib keine Tollheit, mein getreues Eh'lieb,	
s carom nitko boja ne imade!	den Kaiser keiner auf zum Kampfe ruft!	
Pa rekoše pa se poslušaše	Also sie sprachen, machten ihre Sachen;	
ja niza se oboriše ruke	sie legten ihre Hände an die Lende	435
a vodoše u carevu vojsku.	und giengen ab ins kaiserliche Heer.	
Careva ji propušćala vojska	Durchziehen liess sie frei des Kaisers Heer	
do čadora silistar Alije.	bis zum Gezelt des Waffenwahrers Ali.	
Kad dogjoše oba prit čadore,	Als beide hingelangt vor das Gezelte,	
prid Alijom ruke prilomiše	verschränkten sie vor Ali ihre Arme	440
pa se crnoj zemlji prikloniše.	und beugten sich zur schwarzen Erde nieder.	
Ja, pita ji silistar Alija,	Es fragte sie der Waffenwahrer Ali,	
ja, kakav su zulum počinili?	was für Erpressung sie gemacht sich schuldig?	
Onda beže stade bešjediti:	Anhub der Beg daraufhin zu erzählen,	

445 ja kako je gjelep sakupio,
istjero ga bijelome Zadru
i kako je gjelep priprodavo
i otišo u bijela Zadra.
Sve mu kaže, što je i kako je:
450 kako došo Erdo delibaša,
pośjeko mu sina jedinoga,
pośjeko mu ostarjelu majku.
Poslo ga je paśa banjalučki
ja, za blago zadranskoga bana
455 i njegovu sestru Angjeliju.
Istor beže stade kazivati,
dokle stiže pošta knjigonoša
ot Stambola bijeloga grada;
knjigu nosi cara čestitoga,
460 knjigu dade silistar Aliji:
— Eto knjiga, silistar Alija!
nije l majka rodila junaka
a sekuna brata odgojila,
ko ć za cara na megdan izići?
465 Car mu daje dvore kot svojije,
kot svojije, bolje ot svojije.
I daje mu tri bijela grada,
dva kod mora, [treći] kod Dunova.
I daje mu ćercu sultaniju,
470 mlogo pusto nebrojeno blago!
Evo ima nediljica dana,
kak u polju arap odjašio
pot Stambolom u polju zelenom.
Pa on cara na megdan zaziva,
475 da mu care na megdan izigje,
ja izigje, ja izmjenu nagje!
Ako care izići ne smije,
jal izići, jal izmjenu naći,
oće caru u Stambol unići
480 pomaknuti cara is stolice
pa on śjesti u carsku stolicu,
prosuditi u Stambolu gradu!
Kada čuo beže Ljuboviću
on beśjedi silistar Aliji:
485 — Evo majka rodila junaka,
tko ć za cara na megdan izići!
Ne dade mu Majković Stjepane:
— Ne ćeš, brate, beže Ljuboviću!
Ja ć za cara na megdan izići,
490 jer ja nejmam svoje vjerne ljube,
ja nit imam oca ni matere.
Pa se natrag oba povratiše
i dogjoše Ljubovića kuli.
Odma Stjepan izvede dorata
495 pa opremi sebe i dorata
pa on begu tijo bešjedio:
— Alali mi, mili gospodaru,
što si mene mlada odranio!
Pa uzjaši debela dorata.

*

500 Ode Stjepan od grada do grada,
doka snigje do Stambola grada
pot Stambola u polje zeleno.
Jal u polju čador razapinjan,

wohl, wie er einen Auftrieb aufgesammelt,
hinausgetrieben ihn zum weissen Zara
und wie den Auftrieb weiter er verhandelt
und sich ins weisse Zara hinbegeben.
Erzählt ihm alles, was und wie 's geschehen,
wie Erdo Delibaša war erschienen
und ihm den einzigen Sohn gehau'n zu Stücken,
gehau'n zu Stücken seine greise Mutter.
„Er war gesandt vom Banjaluker Paša
den Schätzen wohl zu Lieb des Bans von Zara
und dessen Schwester Angelina halber."
Noch war der Beg begriffen im Berichten
als ein Courier mit einem Schreiben eintraf
daher von Stambol, von der weissen Stadt,
er bringt des glückbeladnen Kaisers Schreiben
und übergab's dem Waffenwahrer Ali:
— Allhier ein Brief, Gewaffenwahrer Ali!
Gebar denn keine Mutter einen Kämpen,
aufzog denn keine Schwester solchen Bruder,
der für den Kaiser auf die Wahlstatt träte?
Der Kaiser schenkt ihm eine Burg bei seiner,
bei seiner Burg doch besser als die seine,
und gibt ihm zum Geschenk drei weisse Städte,
am Meere zwei, die dritte an der Donau,
und schenkt ihm das Prinzesschen Sultanine
und unermesslich ungezählter Schätze!
Es sind daher schon einer Woche Tage,
dass ein Araber abstieg im Gefilde,
im grünen Blachgefilde unter Stambol
und der heraus zum Kampf den Kaiser fordert,
der Kaiser auf der Wahlstatt ihm erscheine,
erscheine oder stelle den Ersatzmann!
Getrau sich nicht der Kaiser zu erscheinen,
erscheinen oder doch Ersatz zu stellen,
eindringen werd in Stambol er zum Kaiser,
hinab den Kaiser gar vom Throne schupfen,
sich selber setzen in des Kaisers Thronsitz
und die Gerechtsam üben in Istambol!
Als dies vernahm Herr Ljubović der Beg
da sprach er zum Gewaffenwahrer Ali:
— Allhier gebar die Mutter einen Kämpen,
der für den Kaiser auf der Wahlstatt auftritt!
Nicht gab Gewähr ihm Stefan Majković:
— Du, Bruder, darfst es nicht, Beg Ljubović!
ich trete für den Kaiser auf die Wahlstatt;
denn ich besitze kein getreues Eh'lieb,
ich hab' auch weder Vater, weder Mutter!
Und beide wiederum zurücke kehrten
und kamen hin zur Warte Ljubović's.
Sofort heraus den Braunen Stefan führte
und tat sich selber und den Braunen rüsten
und sprach sodann zum Beg mit leiser Stimme:
— Sei mir versöhnt, mein teuerster Gebieter,
der du mich junges Blut hast grossgezogen!
Und schwang hinauf sich auf den dicken Braunen. —

*

Von Burg zu Burg Herr Stefan fürbass zog
bis er hinab zur Stambolstadt gelangte
ins grüne Blachfeld unterhalb Istambol.
Stand ein Gezelt dort im Gefild geschlagen,

pot čadorom crna arapina;
al on pije vino pot čadorom
a privezo kusu bedeviju.
K njemu Stjepan dotjera dorata;
on arapu božju pomoć viknu,
ja, arap njemu božju pomoć primi:
— Odjaš konja, carev megdandžija,
da se ladna napijemo vina
pa ćem onda mejdan dijeliti!
— Ajd otale, crna arapino!
ja ne pijem vina ni rakije,
već der jaši kusu bedeviju,
da igjemo mejdan dijeliti!
Arap skoči od zemlje na noge
pa uzjaši kusu bedeviju.
On bešjedi Majković Stjepanu:
— Ajd zaodi carev megdandžija!
Onda Stjepan bešjedi arapu;
— Ajd otale, crna arapino!
tvoja zaoka, tvoja i zaotka!
Kada vidje crna arapina,
on Stepanu oči ufatio
pa poteže sablju ot pojasa,
da Stjepanu osiječe glavu.
Dočeka ga Majković Stjepane,
udari ga šakom iza vrata;
kako ga je lako udario,
arap spade s kuse bedevije.
crna ga je krvca zaljevala;
nit se miče, nit on dušom diše.
Do njeg Stjepan mije dovlačio
pa arapa vinom zaljevavo,
dok s arapu malo osvijesti:
— Stan arape, to je šala bila!
Dera jaši kusu bedeviju,
da igjemo mejdan dijeliti!
Odma arap kusu uzjašio
pa on ode poljem zelenijem;
arap koplje nosi u rukama.
Kada arap do bilješke dogje,
ostade ga Stjepan čekajući.
On zažima kopljem i desnicom.
Kad od ruku koplje poletilo,
u oko bi zmiju pogodijo,
bela ne bi u čelo junaka!
Dobar gjogat bješe pot Stjepanom
jer se svakom boju naučio;
gjogat pade na prva koljena,
priko njija koplje priletilo!
Pruži ruku Majković Stjepane
pa on koplje u ruku ujiti,
prilomi ga na dvoje, na troje
i komade u travu jitio.
Dok doletje crna arapina:
— Kurvo jedna, carev megdandžija!
šta s doveo bagavu kljusinu
pa me danas vara na megdanu!
Stani kurvo, dok se opet zagjem!
Onda Stjepan bešjedi arapu:
— Ajd arape, ne jedi govana:

sass unter dem Gezelt ein Schwarzaraber,
tat unter dem Gezelt am Wein sich gütlich, 505
sein Wüstenross gestutzt war angebunden.
Zu ihm den Braunen Stefan nahe jagte.
Zurief er dem Araber: ‚Gott zu Hilfe!'
Ihm der Araber freundlich: ‚Gott zu Hilfe!'
— Steig ab vom Rosse, Kaisers Kampfvertreter, 510
dass wir uns satt am kalten Weine laben,
austragen wollen wir hernach den Kampf!
— Von hinnen pack dich, Schwarzaraberlümmel!
Ich trinke weder Wein noch trink' ich Branntwein!
Besteig mal dein gestutztes Wüstenross. 515
damit den Zweikampf wir zum Austrag bringen!
Aufsprang vom Boden hurtig der Araber
und schwang sich aufs gestutzte Wüstenross,
Zu Stefan Majković das Wort er sprach:
— Ei, nimm den Anlauf, Kaisers Kampfvertreter! 520
Darauf zu dem Araber Stefan sprach:
— Troll dich von hinnen Schwarzaraberlümmel!
Dein ist die Fordrung, dein ist auch der Anlauf:
Als sich durchschaut der Schwarzaraber sah,
gedacht' er Stefan hinters Licht zu führen 525
und zog heraus den Säbel aus dem Gürtel,
um Stefan abzusäbeln flugs das Haupt.
Gewärtig war Herr Stefan Majković,
er pflanzt' ihm einen Faustschlag in den Nacken.
So leicht nur war der Schlag, dass der Araber 530
flugs vom gestutzten Wüstenross hinabsank;
ein schwarzer Blutstrom ganz ihn überquoll,
er rührt sich nicht, noch athmet seine Seele.
Hinzu zu ihm die Schläuche Stefan schleppte
und goss den Wein hinein in den Araber 535
bis halbwegs von ihm wieder wich die Ohnmacht.
— Nur auf, Araber, das war blos Genecke!
Besteig nur dein gestutztes Wüstenross,
damit wir doch den Kampf zum Austrag bringen!
Gleich schwang sich der Araber auf den Stutzling 540
und ritt dahin durchs grüne Blachgefilde,
in Händen trägt die Lanze der Araber.
Indess zum Standort der Araber kam
blieb Stefan seiner harrend auf dem Flecke;
der schwingt die Lanze, schwingt den rechten Arm. 545
Wie da geflogen aus der Hand die Lanze,
er träfe eine Schlange grad ins Auge,
wie leicht nicht einen Kämpen in die Stirne!
Das war ein guter Schimmel unter Stefan,
denn jede Art von Kampf war ihm vertraut; 550
der Schimmel sank auf seine Vorderfüsse,
ob ihren Häuptern flog hinweg die Lanze.
Die Hand ausstreckte Stefan Majković,
fieng ab die Lanze mit der freien Hand,
zerbrach sie knacks zu zweien, dreien Stücken 555
und schleuderte ins Gras hinweg die Trümmer.
Inzwischen flog herbei der Schwarzaraber:
— Du Hure, du des Kaisers Kampfvertreter!
Was hast du mitgebracht für lahmen Klepper,
der heute mich beschummelt auf der Wahlstatt! 560
Steh still, du Hur', bis ich von neuem losleg'!
Darauf zu dem Araber Stefan spricht:
— Geh, du Araber, kau nicht solchen Unflat:

	„jedność ćemo pa i drugość ćemo!"	‚Wir machen's einmal und zum zweitenmale!'
565	Ode Stjepan, otjera dorata;	Davon auf seinem Braunen jagte Stefan,
	ostade ga arap čekajući.	blieb stehen seiner harrend der Araber.
	Dorat igje dok je njemu drago.	Der Braune rennt, soweit es ihm beliebt.
	Kat se Stjepan do biljeśke vrati,	Wie nun zurück zum Standort Stefan kam,
	ja arapa na biljeści nejma!	da war nicht mehr am Flecke der Araber,
570	Arap mu se poljem zamaknuo;	entwichen war durchs Feld ihm der Araber,
	za njim Stjepan naturi dorata	Aneiferte ihm nach den Braunen Stefan
	i otjera crnu arapinu.	und jagte weit dahin den Schwarzaraber.
	Brži bjeśe dorat ot kobile,	Der Braune schneller als die Stute war,
	jer u žensku pouzdanja nejma,	dieweil man wenig trauen darf den Weibern,
575	i sastiže kusu bedeviju.	und holte ein 's gestutzte Wüstenross.
	Golu sablju nosi u rukama,	Den nackten Säbel schwang er in den Händen
	letećivu ośječe mu glavu!	und hieb dahin ihm fliegend ab das Haupt!
	Pa odjaši debela dorata	Dann schwang er sich herab vom dicken Braunen
	pa on uze arapovu glavu,	und nahm an sich das Haupt von dem Araber
580	odnese je caru u Stambola	und trug es fort zum Kaiser hin nach Stambol,
	pa u dvore caru unosio.	trug's in den Reichspalast hinein zum Kaiser.
	Sve on caru primicuje glavu,	Je näher er das Haupt zum Kaiser rückt,
	ja care se dilje otkučuje,	um soviel weiter sich der Kaiser drückt,
	dok on cara stjera do duvaru.	bis er den Kaiser an die Wand getrieben.
585	Beśjedi mu care ot Stambola:	Zu ihm der Kaiser von Istambol spricht:
	— Otkle jesi ser-atlijo mlada?	— Von wannen bist du junger Grenzlandritter?
	— Ja sam junak od Ercegovine,	— Ich bin ein Kämpe wohl vom Herzoglande
	od Neretve i od Nevesilja.	von der Narenta und von Nevesinje!
	— Ja, kako se po imenu zoveš?	— Und wie benamst du dich mit deinem Namen?
590	— Po imenu bezi Ljubovića!	— Dem Namen nach die Begen Ljubović.
	— Nos od mene glavu arapova!	— Hinweg von mir schaff das Araberhaupt!
	Zdrava me je ujtila groznica	Bei heilem Leib mich Schüttelfrost erfasste,
	gledajući arapove glave.	indem ich schaute des Arabers Haupt!
	Išći sine štogod ti je drago!	So heisch denn Sohn, was immer dir behagt!
595	— Sultan care, sunce ogrijano!	— O Sultan, Kaiser, Sonnenglanz und Glimmen!
	Nit ću tebi nebrojena blaga,	ich heische weder ungezählte Schätze,
	nit ću tebi dvora kot tvojije,	noch heisch' ich Burggehöfte nah' den deinen,
	nit ću tebi tri bijela grada,	noch heisch' ich von dir drei der weissen Städte,
	dva kod mora, treći kod Dunova,	am Meere zwei, die dritte an der Donau,
600	nit ću tvoje ćeri sultanije!	auch heisch' ich nicht dein Sultanin-Prinzesschen,
	Vić te molim, mili gospodare!	vielmehr ich bitt' dich, teuerster Gebieter,
	daj ti meni izun i testijer	bewillig du mir Freiheit und Gewähren,
	i daj meni katuli fermana,	gewähr fürs Hochgericht mir einen Ferman,
	da se vratim šeru Banjojluci,	dass ich nach Banjaluka-Stadt zurückkehr'
605	da pogubim pašu banjolučkog!	und töten darf den Banjaluker Paša!
	I daj meni u Ercegovini,	Annoch gewähr' mir in dem Herzoglande
	u Neretvi i u Nevesinju,	in dem Narentaland und Nevesinje,
	tude meni daćeš spajiluke,	allda gewähr mir Reiterlehengüter
	da ja sudim, da ja razsugjivam!	mit voller und mit Schiedsgerichtbarkeit!
610	To je care jedva dočekao,	Das kam dem Kaiser überaus willkommen,
	načini mu śićana fermana.	und schrieb ihm fertig einen Ferman zierlich.
	Ode Stjepan ot Stambola grada.	Von dannen Stefan zog von Stadt Istambol.
	Uvrati se Stjepan Banjaluci	In Banjaluka Stefan Einkehr hielt
	pa on pašu živa ujitijo	und fieng allhier lebendig ein den Paša.
615	i pašu je živa ogulijo	Dann auch lebendig schund er ab den Paša
	pa ga onda na kolac nabijo.	und pflanzte ihn zuletzt auf einen Pfahl.
	Dva njegova sina pogubijo,	Ums Leben bracht' er seine beiden Söhne,
	od zla roda nek nije poroda!	von schlimmer Zucht, dass keine Aufzucht bleibe!
	Ode Stjepan Nevesilju gradu	Abzog zur Burg von Nevesinje Stefan
620	i odnese careva fermana.	und nahm mit sich den kaiserlichen Ferman.
	*	*
	Eto pjesna a od Boga zdravlje!	Hier mein Gesang, gesegn' uns Gott Gesundheit!

Das war um $10^1/_2$ vormittags des 27. Februars 1885. Frühmorgens war ich aus der Schlucht von Srebrenica aufgebrochen und ritt gerade durch eine Lichtung über einen Kammrücken der schneebedeckten Treskavica planina dahin. Etwa 50 Schritte hinter mir trottete zu Ross mein Diener, der Guslar Milovan Ilija Crljić Martinović nach. Auf der Wanderung führten wir nie Gespräche, sondern jeder achtete auf sich und den Weg und hieng seinen eigenen Gedanken nach. Im Augenblicke war ich nur darauf bedacht, meine Nase vor dem Abfrieren zu bewahren, im übrigen liess ich die Eindrücke der gewaltig mächtigen Gebirgswelt auf mich einwirken. Ich schwärme weder für kleine Frostbeulen noch für die riesigen Buckeln im Antlitz der Erde, und doch erfüllte mich mit hehrer Ehrfurcht die stille Grossartigkeit einer von Menschenwerken unbeeinträchtigten Winterhochlandschaft. Auf einmal rief mir Milovan zu: ,Wart, Herr, will dich um etwas befragen!' — ,Rede!' — ,Der Frater (er meinte den Mönch im Savelande, zu dessen Pfarre er gehört) riet mir ab, mit dir zu wandern, weil du, sagte er, ein Ketzer wärst.' — ,Hättest auf ihn gehört!' erwiederte ich jäh aufbrausend, ,habe dich zur Gefolgschaft nicht gebeten. Schlossest dich mir von selber an. Geniessest seit Monaten alles Gute an meiner Seite ohne Gegenleistung. Wer ledig ist hat keinen Leibbediener! (u bećara nejma hizmećara). Ich bezahle dir deinen Zeitverlust, du zieh deines Weges und lass mich in Frieden!' — ,Herr, so meine ich 's nicht; lass mich etwas aussprechen!' — ,Wir haben ausgesprochen!' sagte ich und spornte meinen Schimmel zum scharfen Trab an.

In schönen, gefällig abfallenden Schlangenwindungen verlief der Weg hinab ins Tal. Oben knisterte noch unter den Rosshufen der einbrechende, eingefrorene Schnee, dann schwand er dahin, der Pfad zeigte sich schneefrei und trocken. Und als ich gegen 4 Uhr zur tiefen Mulde und dem Ufer des Drinačaflusses hinabkam, schmolz auch mein Zorn und weg war er. Ei, geriet ich da Mitten im Winter in das Tal des sinnerquickenden, lauen Frühlings mit duftender Blütenpracht, mit dunklem Laub und üppigen Wiesen! Zwei Stunden weit und stellenweise ein halbe Stunde breit ist dieser lieblichste Fleck Bosniens, den himmelanragende, waldbedeckte Berglehnen vor Wind und Wetter ewig schützen und das grüne, forellenreiche Wasser der mässig rauschenden Drinača fürsorglich befruchtet. An einer Wassermühle, wo ein altrömischer Grabstein halb als Schwelle diente, nahm ich beim Bachmüller, einem Moslim, gastlich angebotene Herberge an.

Vor allem warf ich den Pelz, die Astrachanmütze u.s.w. ab, streifte die Gamaschen mit den Schuhen von den Füssen und fieng an, mich im saftigen Rasen herumzuwälzen. Den zwei rotharigen, blauäugigen Bengelein des Müllers zeigte ich, wie man Purzelbäume schlägt und versuchte auch, auf dem Kopfe zu stehen. Nein, das missglückte! Der ältere Junge verstand diese Künste weitaus besser als ich. Er schoss neunmal den Bock und blieb zum zehntenmal gar noch auf dem Kopfe stehen, dazu die Arme über der Brust verschränkt! Der jüngere Range hatte es zwar noch nicht zu so hoher Gewandtheit gebracht, aber sein Ehrgeiz war schon geweckt. Kurzum, wir vergnügten uns königlich, herumkollernd und juchhezend, bis der Müller mit der Meldung erschien, die Milch wäre gar und die Eier gesotten. Inzwischen hatten sich Leute vom Gelände eingefunden und ich erzählte von Helden aus alten Zeiten und wie ich ausgezogen, um deren Taten für die Schwaben aufzuzeichnen.

Manche meiner Fachgenossen in Folklore erachten es für geboten, sich auf Reisen bei Erhebungen zu „verstellen" und allerlei Künste zu gebrauchen, um den „Kundigen" ihre Weistümer abzuhorchen und herauszulocken. Auf derlei verstehe ich mich nicht, und es geht mir auch wider den Strich. Es ergab sich regelmässig als zweckentsprechend, dass ich den Leuten in ihrer Ausdrucksweise klar und bündig — viel reden ist nicht meine Art — darlegte, um was es sich mir handelt. Im Notfall gewann ich die Menschen durch meine heitere Laune und Freigebigkeit. So geschah es, dass ich 14 Monate lang herumreiste, ohne auch nur ein einzigesmal irgendwelch erzählenswertes Abenteuer zu bestehen.

In dunkler Nacht kam Milovan dahergeritten und kehrte gleichfalls in die Mühle ein. Ich tat, als sähe und hörte ich ihn nicht, obwohl ich ihm nicht mehr gram war. Er kauerte sich zu mir hin und begann: ,Herr, ich wollte dir blos sagen, was für ein Mensch der Mönch ist. Die Nichte meines Gevatters sollte kirchlich getraut werden, er aber forderte zunächst von der Hausgemeinschaft die Bezahlung alter Kirchengebüren von 130 Gulden. Da sie kein Geld besassen, mussten sie es zugeben, dass das Mädchen ohne Hochzeitzug und Segen zum Bräutigam ins Heim lief, gleich

einer, die sich selber dem Manne aufdrängt. So leben sie auf Borg (i. e. in wilder Ehe). Nun, ihr Kind musste er doch taufen, ohne Bezahlung, weil es ihm die Herren (die Behörde) gebieten. Vor dir warnte er mich, als ich dir aus Liebe folgte. Ich erfuhr mit der Zeit, dass du mir gütiger als ein Vater und eine Mutter bist, wie das Lied von Ljubović und seinem Wahlbruder Majković erzählt. Der war ein Türke und der ein Christ und sie waren doch Brüder, als ob eine Mutter sie geboren hätte. Das wollte ich dir auf der Berghöhe sagen, weil wir allein waren und meine Seele deiner Wohltaten gedachte. Deinen Glauben hatte ich nicht die Absicht anzutasten.'

'Milovan, du wähltest zumindest Zeit und Ort für deine Erklärung sehr schlecht. Merk dir's wie es im Liede heisst:

pusta gora nije nikat sama	Der wüste Wald weilt niemals so verwaist,
jal brez vuka, jali brez hajduka!	dass frei von Wolf er wär' und Wegelagrer!

In Hochwald hat man mit der Zunge hinter den Zähnen zu halten. Man se vraga ne goni mu traga! Vom Teufel fleuch, verfolg nicht seine Fährte! Erwähn mir auch nie wieder deinen und meinen Glauben. Du bist Christ für dich und ich ein Gläubiger für mich. Scheer dich um das Wohlbefinden unserer Gäule, nicht aber um mein Seelenheil. Jetzt iss dich an und sing das Lied, auf das du anspieltest.'

'Kann ich singen, wenn du mir nicht sagst, dass du mir wieder gut bist?'

'Bring mich nicht neuerdings in Harnisch! Dass dich das Taschenveitel...! Sing! Nimm aus dem Rucksack die Guslen heraus und erheitre die Gesellschaft, sonst binde ich dich den Rossen an die Schweife an, dass sie dich zerreissen und ein anderer Guslar von dir zu singen haben soll!'

Erwähnen will ich, dass sich kein einziger von den Anwesenden (lauter Moslimen) in das Gespräch einmengte. Bei den bäuerlichen Moslimen gilt es nämlich für höchst unanständig, sowohl über die Gattin als über seine Confession vor Fremden zu reden, indem diese Pluderhösler noch so roh und kulturfremd sind, zu glauben, dass Herzensangelegenheiten einer öffentlichen Besprechung nicht unterzogen werden dürfen.

Das Lied nahmen alle Zuhörer beifällig auf; dann liess ich es mir in die Feder sagen. Bis zum letzten Buchstaben harrten alle mit aus und schauten mäuschenstill zu, und als ich gar das Lied Wort für Wort wieder verlas, waren sie von mir förmlich entzückt und beschenkten mich. Der Müller nahm für die Bewirtung keine Bezahlung an. Die Ehre, dass ich bei ihm geweilt, stand ihm höher als Geld.

Das Stück erlernte Milovan um das Jahr 1850 als Sauhirtlein von einem älteren Guslaren katholischer Confession, der in *Gradačac* zu taglöhnern pflegte. Der Mann hatte sich aus dem Herzogtum in das Saveland verlaufen. Weiter ist mir über sein Schicksal nichts bekannt.

Zu V. 1. Von den Ljubović erzählt so manches Guslarenlied, was sie für grosse, verwegene, sultantreue Helden gewesen. Ein riesig langes Lied meiner Sammlung handelt von einem Ljubović, wie er dem Sultan Bagdad erobert. Welcher es aus der langen Reihe der Helden dieser Sippe gewesen, ob gar der unseres Liedes, lässt sich nicht bestimmen. Die Lj. waren in allen grossen Kämpfen mit. Mustafaga Dickwanst schreibt ein Aufgebot aus und sagt im Brief an den Paša von Mostar:

„O turčine Šarić Mahmudaga!	Vernimm mal, Türke Šarić Mahmudaga!
Eto tebi knjige našarane:	Empfange hier ein buntbeschrieben Schreiben:
Pokupi mi od Mostare turke,	biet auf die Türkenmannen mir von Mostar,
ne ostavi bega Ljubovića	doch lass daheim nicht Ljubović den Beg
sa široka polja Nevesinja;	vom breiten Blachgefild von Nevesinje;
jer brež njega vojevanja nejma!	denn ohne ihn kein Feldzug kann gelingen!

Als Zrinyi Esseg belagerte, meldete sich ein Beg Ljubović als freiwilliger Kundschafter bei Sil Osmanbeg dem Befehlshaber von Essegg, um durch das Belagerungsheer durchzudringen und dem Paša von Ofen Meldung zu bringen von der Bedrängnis der Festung.

Osman bega zagrljavši ljubi	Herr Osman küsst den Beg umschlungen haltend
a kuca ga po plećima rukom:	und schlägt ihn auf die Schultern mit der Hand:
— Haj aferim beže Ljuboviću!	— Traun, wohlgeraten, Ljubović mein Beg!
Vuk od vuka, hajduk od hajduka	Der Wolf vom Wolf, der Hajduk vom Hajduken
a vazda je soko ot sokola;	doch allzeit stammt ein Falke nur vom Falken;
vazda su se sokolovi legli	noch allzeit wurden ausgebrütet Falken
u odžaku bega Ljubovića!	wohl in der Begen Ljubovićen Heimstatt!

Ein Ljubović bewährt sich als Kundschafter auch bei der Einnahme von Ofen. Vergl. ‚Wie Mohammed Köprülü Vezier geworden.' Ein Guslarenlied slav. Mohammedaner im Herzogtum. Proceedings Amer. Philos. Soc. Vol. XXXII. 1894. V. 696—746.

V. 3. Nach Syrmien kam er wohl nicht. Das müsste sich auch Milovan sagen als Grenznachbar der Syrmier, wenn er über die Worte seiner Lieder nachdenken würde; er plappert aber gedankenlos die erlernten Verse seines Vorläufers nach, der auch nicht geistreicher als Milovan war. Wahrscheinlich sang der erste Guslar (der Dichter): po Lijevnu, okolo Lijevna. (In Delminium und um Delminium herum), denn auf diesem Hochplateau war die Rinderzucht, mehr als sonst wo im Lande, besonders gedeihlich entwickelt.

V. 10. Es ist ein Unding, die Leute von Nevesinje erst an der Narentamündung den Beg von der Reise abmahnen zu lassen. Das konnten sie doch daheim schon tun; aber die Verstechnik und Poetik erfordert hier eine Wiederholung des Subjektes des Nachdrucks wegen und dann einen Reim zur ersten Zeilenhälfte. Ob er den dichterischen Zweck hingäbe, lieber widerspricht der Dichter der Wahrheit.

V. 12 und 35 *a*. *Kavgu načinili*. Kavga, türkisch Lärm, Streit. Man sagt nicht k. n., sondern k. učiniti einen Lärm machen oder k. zametnuti einen Streit anzetteln (gewöhnlicher), doch das passt hier ganz und gar nicht. In einer Novelle bei Bret Harte hat ein Goldgräber den Spitznamen *Eisenpirat*, weil er dies Wort für Eisenpyrit gebrauchte, das ihm weniger geläufig war. So verwechselt auch unser Guslar das ihm sonst nicht vertraute türk. *kavl*, Wort, Abmachung, mit *kavga*, das er täglich hört und übt. Ich hielt es für unzulässig, den Fehler im Texte zu berichtigen, doch in der Verdeutschung vermied ich ihn, weil es keinen Sinn gehabt hätte, ihn beizubehalten.

V. 12 und 35 *b*. *Car* und *ćesar* sind nur verschiedene slavische Wortformen von *Caesar*, doch bedeutet car den Sultan, ćesar den „Kaiser von Wien". „Die türkischen Staatsinteressen brachten es mit sich, dass selbst durch Tributzahlungen kein dauernd friedliches Verhältnis zu sichern war zwischen dem Sultan und dem „König von Wien", wie der türkische Sultan in seinen Diplomen die Kaiser nannte, indem er sie offiziell weder als Könige von Ungarn noch als Kaiser von gleichem Range anerkennen mochte." Salomon, Ungarn im Zeitalter der Türkenherrschaft, deutsch von G. Jurány. Lpzg. 1887. S. 90. „Im J. 1606 hörte Ungarn auf, dem Türken den jährlichen Tribut zu zahlen, statt dessen „einmal und nicht wieder" 200,000 Gulden in Bargeld, Gold und Silbersachen nach Konstantinopel geschickt wurden. Als internationale Errungenschaft kann auch das erscheinen, dass der Sultan den deutschen Kaiser nicht mehr „König von Wien", sondern „römischer Kaiser" nennt." Salomon l. c.

V. 21. Ich übersetzte nach der üblichen Bedeutung: deutsche Kaufleute, aber hier waren die Käufer keine Deutsche, sondern gewiss Italiener, vlasi, (siehe V. 29 vlaški Zadar) Njemački wird nun hier im ursprüngliche Wortsinne angewandt zur Bezeichnung von Leuten, die der slavischen Sprache unkundig, also gewissermassen *stumm*, *sprachlos* sind. Vielleicht wäre darum die Übersetzung „fremdsprachig" auch in meiner Verdeutschung anzubringen.

V. 23. Die Rupien sind *weich*, weil Gold ein weiches Metall ist. Weiche R. sind goldene R. — Mit indischen oder persischen R. zahlte man dazumal in Dalmatien nicht, sondern mit Zechinen oder Dukaten, aber dem Moslim ist R. der Begriff von Goldgeld. Ein Dukaten galt zehn Rupien.

V. 32. Türk. tabja, Schanze; aber im serb. Bastion, Bastei, wofür ich einmal in einem Guslarenliede das serb. Wort *zaravanak* fand. Auf der Bastei standen die Kanonen aufgepflanzt:

ajte sužnji gradu po bedenu	Eilt, Sklaven, auf dem Wall der Burg dahin
pa udrite puškam od obraza,	und feuert drein vom Antlitz mit den Büchsen,
ja ću biti sa tabalj topovma!	von den Basteien schiess' ich aus Kanonen!

V. 34. Vlaški Zadar. Vlah kann hier sowohl den Italiener als den Christen bezeichnen. In den verschiedenen Gebieten des slav. Südens hat das Wort auch gar verschiedene Bedeutung. Der slavonische Katholik bezeichnet damit verächtlich den Altgläubigen, der Serbe im Königreich den Rumaenen u.s.w.

V. 45. Die Ladenflügeln eines türk. Geschäftladens sind zwei Klappen; die obere wird gehoben und oben an einem Ringe in der Wand eingehängt, so dass sie zugleich in ihrer horizontalen Lage als Schirm gegen die Sonne dient, die untere ersetzt wieder ein Ladenpult, Sessel und Tisch. Der Kunde setzt sich gelassen auf den

unteren Flügel mit unterschlagenen Beinen nieder und der Kaufmann lässt ihm vor allem einen Kaffee reichen. Erst nachdem man sich eine lange Weile ausgeschwiegen oder ausgesprochen hat, sagt der Kunde so nebenher, was er braucht. Das Geschäft wickelt sich gewöhnlich glatt ab, denn der Türke weicht vom festgesetzten Preis nicht ab und denkt sich: ‚Kauft es der nicht, kauft es ein anderer. Ich kann warten. Die Zeit kostet ja nichts, und ob die Ware beim Käufer oder bei mir liegt, hält den Zeitenlauf doch nicht auf. Darum soll sie nur bei mir liegen!' Kauft man nichts, ist 's auch gut. Man braucht nicht einmal nach einer Ware zu fragen. Der Moslim bietet sie von selber keinem an. Wenn es einmal das Schicksal bestimmt hat, dass die Ware verkauft werden soll, geht sie schon von selber ab. Also ist das Reden zur Unzeit zweckloses Bemühen.

V. 56. „Er schaut nicht, wo der Maurer das Loch gelassen hat," würde man bei uns sagen.

V. 65. Dijete ist hier Page. Als solcher ist Sekula ohne Waffen. Die bekäme er erst als Knappe. Nur seine kindliche Unerfahrenheit konnte ihn zu dem Pagenstreich verleiten, gegen den wohlbewaffneten Moslim loszugehen. Der straft ihn anfänglich auch nur mit stummer Verachtung; denn ein Ritter balgt sich mit einem Weib, einem Geistlichen oder einem Kinde nicht herum.

V. 99. Der Beg war mit einem aus Stahldrat geflochtenen Panzerhemde bekleidet.

V. 101. Alamanka. Es ist ein alemanischer, allgemein bekannter, Stossdegen gemeint, mit gerader, schmaler, zwei oder dreischneidiger Klinge. Ein moslim. Edelmann trug einen solchen gewöhnlich mit, um als Ritter kenntlich, und nie wehrlos zu sein.

V. 116. Der Kunstgriff des Beg bestand darin, dass er einen Amoklauf nachahmte. Vor dem Amokläufer, einem Besessenen, läuft alles scheu davon, während man einen gewöhnlichen Mörder auf der Flucht auch mit Steinwürfen aus der Ferne unschädlich zu machen sucht. Der Amoklauf war auch den Serben wohlbekannt. Ich besitze in meiner Sammlung ein Guslarenlied, das den Vorgang sehr klar veranschaulicht.

V. 118. Der Riegel am Burgtor wurde durch einen Federmechanismus vorgeschoben. Der Beg zerbricht die Feder und kann dann ohne Anstrengung den Riegel zurückschieben. Ispušćali (man liess los) weist darauf hin, dass dem Guslar-Dichter die Einrichtung gewiss auch genau bekannt war.

V. 135. Die Kleidung des Ban war derart über und über mit Gold beladen, dass man von ihm zu Ross nur ein wenig heraussah.

V. 150. ‚Das ebene Narentagebiet', eine poetische Figur. Eben ist ist hier ‚wegsam' im Gegensatz zu dem unwegsamen Hochgebirge.

V. 158. Der Paša hat seinen Sitz im šeher, der (offenen) Stadt. Warum der Guslar das Adjektiv šerin gebraucht, verstehe ich nicht.

V. 162. jali [žive] bege jali [njihove] m. g. Entweder liefere mir die Begen lebendig oder deren tote Köpfe ein.

V. 173. Delibaša Zugfüher, Feldwaibl.

V. 205. Zum Pagendienst gehörte auch die Obliegenheit, die erhitzten Pferde der Ritter langsam herumzuführen, damit sie sich abkühlen. Hatte der Junge in solchen Fertigkeiten eine Übung erlangt, stieg er auf zum Knappen und ward bewehrt. Als vollwehrtiger Genosse wurde er vom Häuptling zum Ritter *geküsst*, wenn ihm auf einem Abenteuerzuge eine Mordtat geglückt war. Anders konnte einer in die Mördergemeinschaft keinen Einlass finden. Das Verbrechen eint die Menschen fester als Liebe. So ist z. B. zur Aufnahme in die chrowotisch-patriotische Maffia zumindest die Ablegung eines Meineides vor Gericht unerlässlich, wenn sich sonst keine andere Gelegenheit zur Verübung eines Verbrechens darbietet, durch dessen Mitwissenschaft die Häupter der Maffia über den Anfänger Gewalt erlangen.

V. 225 u. 304. Milovan selber erklärte mir beim Verlesen des V. 304: zlaćenu jabuku mit glavu, das Haupt.

V. 280; 286; 350 u. 407: *bolan* ist ein elliptischer Satz: bolan ne bio! Sollst nicht krank sein! Der Ausruf, um einer bösen Vorbedeutung vorzubeugen. Man sagt auch im gleichen Sinne, wenn man wirklich ein Leiden hat und es erkundigt sich wer darnach z. B. groznica me, daleko ot tebe, das Fieber schüttelt mich, fern sei es von dir! Polnische Juden drücken sich ähnlich aus: ‚nit Ihnen gesōgt!', um dem Frager nichts Böses an den Leib zu wünschen. Der Grossvater unseres Mitarbeiters H. Dr. M. Landau war seinerzeit in Lemberg ein berühmter Gelehrte und berühmter Witzkopf. Er erreichte ein sehr hohes Alter und konnte zuletzt die Stube nicht mehr verlassen.

Als er so einmal zu Bette lag, kam ein Lemberger Bürger zu ihm zu Besuch und fragte ihn: ‚Wos fehlt euch eigentlich, Rebeleben?' — Schlagfertig antwortete der Greis: ‚Alterschwäche plōgt mech, nit euch gesōgt!' — Da der ursprüngliche Sinn von ‚bolan' verloren gieng und das Wort zu einer Interjection herabkam, musste ich es darnach an den einzelnen Stellen verschieden verdeutschen.

V. 320. Das Lebendigschinden als alte Strafe für Treubruch, um den Ehrlosen für alle Zeiten zu kennzeichnen.

V. 341. *Odžak*, odžaklyk, erbliche Familiengüter für Untertanen. Vrgl. Hammer, Gesch. d. osm. R. VII. 64.

V. 351. *evak* erklärte Milovan unbefragt mit: evo ovako (siehe, auf solche Weise).

V. 355. Car čestiti geben die Übersetzer ständig mit ‚wackerer Kaiser' wieder. Braucht ein Kaiser gleich einem Bierteutonen ein so nichtssagendes Lobwörtlein aus dem Munde eines armseligen Bošnjaken?! Gewiss nicht, und dem Guslaren fällt es auch nicht ein. Čestit ist nur durch den Verszwang und den abgeschliffenen Sprachbrauch zum Beiwort von car geworden, ist aber in Wahrheit, wie oben bolan, nur das Bruchstück eines elliptischen Satzes. Es geht nicht an, den Namen ‚Kaiser' auszusprechen, ohne ihm einen Segenspruch anzuhängen, wie dies sonst bei festlichen Gelegenheiten im Alltagsleben üblich ist. Man bringt einen Trinkspruch aus: Brate Joco! čestit bio! čestita ti na ramenu glava! čestit bio i ko te je rodio u.s.w. ‚Bruder Joco! Sollst glücklich sein! glücklich sei dein Haupt auf deinen Schultern! Glücklich sei auch der, so dich gezeugt hat!' Ursprünglich lautete also unsere Formel: car, čestit bio! ‚der Kaiser, er soll glücklich leben!' oder kurz, unser Kaiserleben!' Ob man diese Erklärung des ‚— leben' als Anhängsels an Vornamen im judendeutschen Sprachgebrauche nur auf ein missverstandenes *leve* = *lieb* zurückzuführen hat, wie Dr. M. Güdemann meint (in der Geschichte des Erziehungswesens und der Cultur der Juden in Deutschland während des XIV u. XV Jahrh. Wien 1888, S. 109 f.), wäre noch im Einzelnen näher zu untersuchen.

V. 371. *silistar*, türk. silihdar, Reisige, vrgl. Hammer I. 95; Waffenträger, Schwertträger I. 494; II. 234; 472; V. 450; 464.

V. 374. Ercegovina gebe ich ständig mit ‚Herzogtum' wieder, indem ich das deutsche Wort in seine ursprüngliche Fassung rückübersetze. Der Einwand, dass man nicht wisse, welches Herzogtum gemeint sei, ist mit Hinblick auf die Umgebung des Wortes, nichtig. Stefan Vukčić (1435—1466), Sohn Sandalj Hranić's, Gründers der selbständigen Herzogdynastie, nahm im J. 1448 den Titel an: božijom milosti humski herceg (Durch Gottes Gnaden Herzog des Humgebietes). Darnach erhielt das Land den Namen hercegova zemlja (Herzogland) oder Hercegova, Hercegovina. Vom Kegelberg (hum) in der Narentamulde in Mostar hatte das Land seinen älteren Namen Humska, Zahumlje (Hinterhumland).

V. 401. jan türk. Seite, jandal seitwärts, po na jandal ziemlich abseits.

V. 403. Der Apfel auf der Zeltstange als Zeichen der Reichsmacht; die drei hegenden Drähte um das Zelt herum sollen Neugierige warnen und wohl auch Pferde abhalten, am Zelt ihr Gebiss zu versuchen.

V. 490. Majković ist unbeweibt. Obgleich ihn die edelgeborene Frau Ljubović als ihren Schwager ehrt und Gebieter heisst, weiss er doch in diesem Falle, dass er verwaist ist, also, dass niemand seinen Tod so wie den Ljubović's betrauern würde.

V. 501. Er fasst die Reise nach Konstantinopel richtig als eine Katabasis auf, er hätte sie aber gleich Xenophon auch als eine Anabasis bezeichnen können.

V. 506. Der Bosnier stutzt seines Rosses Schweif nicht; wenn er mit ihm durch einen Morast watet, schlägt er ihm in den Schweif blos einen Knoten ein.

V. 514. Die Behauptung ist unwahr; denn der Herzogländer verschmäht grundsätzlich weder Wein noch Branntwein, letzteren schon gar nicht. Der Vers hat hier keinen Sinn, ausser man nimmt der Ausfall eines anderen aus der stereotypen, vollen Phrase an: *s kim se bijem s onim ja ne pijem* „mit wem ich mich schlage, mit dem zeche ich nicht", darauf folgt die übliche Wiederholung und Ergänzung: „*mit dem zeche ich* weder Wein noch Branntwein!" Mit einem Zechbruder rauft man oder balgt sich herum und dann ist man wieder gut Freund mit ihm, dagegen im Duell geht es auf Leben und Tod.

V. 520. Das Duell ist ein Gottesurteil. Der Herausforderer fordert für seine gerechte Sache das Urteil Gottes heraus und setzt sich dadurch von vornherein ins Unrecht gegenüber demjenigen, der im Namen Gottes als Partner auftritt. Der schlaue Araber

möchte die Sache so wenden, als ob ihn Majković herausforderte und überlässt ihm daher den ersten Lanzenwurf, doch lässt sich unser Herzogländer nicht foppen und auch nicht durch die Gaukelei des Arabers, der ihn meuchlings töten will, irre führen. Er bestraft ihn auf der Stelle mit einem Faustschlag, wie man sonst nur ein beim Diebstahl erwischtes Mensch züchtigt. Als der Araber bewusstlos zu Boden lag, wollte ihn M. nicht umbringen, weil Ermordung eines Wehrlosen unritterlich ist.

V. 534. mije erklärte Milovan den Zuhörern (nicht mir) mit mjehove.

V. 549 u. 551. Stefan reitet durch das ganze Lied den Braunen, hier infolge eines Verredens des Guslaren auf einmal einen Schimmel. Quandoque et bonus dormitat Guslarus.

V. 563 f.: „Geh, Araber, iss nicht Dreck: ‚Wir werden einmal und wir werden zum zweitenmale!'" Natürlich plauschte der Araber dummes Zeug zusammen, nachdem ihm doch Gott durch den verfehlten Wurf deutlich Unrecht gegeben. Bemerkenswert sind die veralteten, seit Jahrhunderten in der Volkssprache nicht mehr gebräuchlichen Wortformen *jednošć* und *drugošć*. Die Erhaltung der Phrase kann ich mir nicht anders erklären, als dass sie bei gewissen Ritterspielen des XIV. u. XV. Jahrh. üblich gewesen sein muss und der Satz als Wortganzes sich behauptet hat. — In einem anderen Liede sagt der Partner zum Araber auf seine gleiche Zumutung: jedanput me rodila je majka! (Nur einmal hat die Mutter mich geboren!). Wie Majković hat auch Philipp der Magyare in einem Kampfe mit dem Schwarzaraber das Glück des Verfehltwerdens. Der Meisterfehlschütze fordert ihn auf, für einen zweiten Wurf stille zu stehen, doch Philipp erwiedert ihm:

Stani meni arapine moro,	Stell mir dich auf, du Trottel aus Arabien,
stani meni kao i ja tebi,	stell mir dich auf, wie ich mich dir gestellt,
stani meni piku na biljegu!	stell auf dem Zielpunkt auf dich hin für mich!
nije mene dvaput porodila majka	Die Mutter zweimal hat mich nicht geboren
nego jednom jadno i žalosno!	vielmehr nur einmal unter Wehgekreisse!

(Diese Stelle bei Osvetnik, Srpske n. pj. S. 71).

V. 574. Das sang der Guslar nicht etwa als eine Sentenz, sondern als ein witziges Aperçu, das die Zuhörer als vorzüglich gelungen belachten. Man glaubt kaum, wie genügsam Leute in einfach ländlichen Verhältnissen in Bezug auf Witz und Humor sind!

V. 577 *letećiv* wie *spavećiv* (Urquell 1897, S. 59, V. 74) gebildet. Milovan spottete solange über diese Wortform (Partizip), bis er sich mit ihr befreundete und sie selber nachbildete. Bei antisemistischen „Futharkern", den sogenannten „Tintenkulis", die ständig über die judendeutsche Mundart spotten, kann man es beobachten, dass sie schliesslich weder judendeutsch noch hochdeutsch schreiben können.

V. 590: „*Wir* sind die Begen Ljubović", er ist ja Ljubović's Milchbruder.

V. 592: „mich, der ich gesund bin, hat der Schüttelfrost erfasst" u. s. w.

V. 603. türk. katl Mord, katil Mörder, katl etmek hinrichten. Im serb. neben katul auch *katal* und *katur*:

molíću se caru čestitome,	Den Kaiser, Glück mit ihm! den werd' ich bitten,
nek mi dade tri katur fermana;	er gebe mir drei Hochgerichtfermane;
ja ću djecu z glavom rastaviti	die Kinder werd' ums Haupt ich kürzer machen,
a ni tvojoj dobro biti ne će.	und auch dem deinen wird's nicht gut geraten.
Kulu ću ti u begluk krenuti!	Die Warte dein dem Staatsschatz schlag' ich zu!

Unter den achterlei offiziellen Fermanen der Hohen Pforte fehlt der katl f., offenbar, weil man mit seiner Ausstellung nicht nach dem Amtschimmel verfuhr. Die anderen seien hier ein für allemal genannt, weil die Namen uns noch öfters in den Liedern begegnen werden: 1) istilam f. Berichtabfordernder, 2) Teekid f. urgirender, 3) tahsil f. Steuer eintreibender, 4) tevdžih f. verleihender, 5) sabt f. in Besitz setzender, 6) daavet f. einladender, 7) tedžid f. erneuernder und 8) ibka fermani Bestätigungsferman.

Keine Druckfehler sind: 98 pr*i*bijo, 182 beže Ljubović*a*, 161, 179, 357, 379 beg*e*, 210 gj*i*, 228 os*i*ć, 234, 275, 456 isto*r*, 266 v*i*rna, 276 vr*i*me, 320, 325 pr*i*šječe, 399, 409 *o*koljena, 580 u Stambol*a*, 583 d*i*lje, 601 v*i*ć, 599 Dun*o*va. In V. 423 ist [se] und 468 [treći] nach V. 599 von mir eingeschaltet.

Judendeutsche Volkslieder aus Russland.

Mitteilungen von L. Perez.

Sie unterlag....

I. Oj, oj, oj mān [1]) liebes Kind
Vün [2]) mān Reich [3]) willst dü wissen;
Ich hob gehat a tajern [4]) Wängarten [5])
Ich fleg [6]) ihn thun verschliessen.

II. Er hot sich gur nischt ungefregt,
Er is in ihm arängekimmen [7]);
Dus schönste Peire'le [8])
Vün'm schönsten Zwägele
Hot er ba'mir [9]) zügenimmen.

Abschied.

I. As [10]) ich bin a [11]) klein Kind gewen [12])
Hob ich mich vün alle ausgelacht,
Un hänt [13]) wus is var mäne [14]) Ojgen [15])
Was der lieber Gott hot vün mir gemacht!

II. Auf dem Bäumele [16]), thüt dus Blättele [blühen,
Jedes Zwagele [17]) get [18]) sän [19]) Frucht [araus!
Himmel ün Erd hot gewusst vün üns [Sekreten [20])
Ün hänt [21]) muss men [22]) sich züschei- [den, losst sich Alles aus!

III. Och, wi kän dus der lieber Gott züseh'n,
Wi mir [23]) beide wellen [24]) sich zescheiden!
As män Harz zieht zü dir, wi a [25]) Magnes
K'n'ein [26]) Wort, kän ich zü dir nit reiden!

IV. Men soll ausgein [27]) alle Gassen
Wet [28]) men [29]) kein so traje [30]) Liebe [nischt gefinen [31])
Ich soll wissen män ganz Leben zü ver- [passen [32])
Ün dich müss ich huben in Sinnen!

Die Enttäuschte.

1. Bin ich mir a Kale [33]) —
Ach wi wojl [34]) is mir!
Freien sich mit mir alle,
Die Freid is nor bei mir!

2. Schikt mir der Chussen [35]) a Briwe'le [36]) —
Zü küschen [37]) säne Wörter!
Ch'wollt noch nischt gewollt schwören,
Dus soll sän män Bescherter!

3. Schickt mir der Chusen Matunes [38]) —
Ach wi wojl is mir!
Es freien sich mit mir alle,
Di Freid is nor bei mir!

4. Führt men mich zu der Chüpe [39]),
Führt men mich z'rück, —
Steh'n Wäbelech ün Meidelech
Ün wünschen mir Glück.

5. Zü morgens in der Früh
Is di Simche [40]) in Ganzen;
Der Chussen sitzt ba'm Tisch,
Di Kale geht sich tanzen!

6. Schabes [41]) in der Früh
Führt man mich in Schül [42]),
Steh'n Meidlech ün Wablech
In di Gassen viel.

---

1) Mein. 2) von. 3) Reichtum. 4) theuer. 5) Weingarten (symbolisch) 6) pflag, pfläg, pflegte. 7) hereingekommen. 8) Frucht h. פְּרִי. 9) bei mir.

10) Als. 11) ein. 12) gewesen. 13) heute. 14) meine. 15) Augen. 16) Bäumchen. 17) Zweigchen. 18) gibt. 19) seine. 20) polnisch: Sekrety Geheimnisse. 21) Heute. 22) man. 23) wir. 24) werden. 25) ein 26) kein ein. 27) ausgehen. 28) wird. 29) man. 30) treie. 31) finden. 32) verlieren, auf's Spiel setzen. 33) Braut, h. כַּלָּה. 34) wohl. 35) Bräutigam h. חתן. 36) Briefchen. 37) küssen. 38) Geschenke, h. מַתָּנוֹת. 39) Baldachin חוּפָּה. 40) Freude, h. שִׂמְחָה. 41) Sonnabend, h. שַׁבָּת. 42) Schule = Synagoge. Mädchen besuchen nie die Synagoge. Die Neuvermählte wird den ersten Sabbat nach der Traung mit Pomp in die „Schule" geführt.

7. In acht Tug arüm nemen
Schwär ün Schwiger of Köst
Men halt asoj [1]) mich auf
Wi's [2]) Veigele in Nest.

8. In vier Wochen arüm
Is di Simche aus, —
Dus Weibele schneppt [3]) arüm
Wi a verssamte [4]) Maus

9. Kleider ün Nadan [5])
Host dü mir gegeben,
A Schlusarz [6]) far a Man —
Nemt er mir dus Leben.

10. Ach wi wollt ich gerin [7])
Den Schlusarz puter [8]) weren [9])
Ach wi wollt ich gerin
Zurück a Meidel weren!

Der Sohn und die Mutter.

1. Mameniu [10]), liubeniu [11]), Herzeniu [12]) [māns [13])
Var dir well ich mir man Herz ausreiden:
Ich hob mich verliebt in a [14]) Meidele [a fāns [15])
Dü sollst üns nischt beide züscheiden!

2. — Wus [16]) redst dü mān Sühn [17]), wus [sugst dü mān Kind!
Hör schojn auf amul [18]) vün dem zü reiden!
Wen ich soll wissen, mān Leben zü ver- [lieren,
Āch [19]) beide müs'ech [20]) züscheiden!

3. Oj, wen dü üns beide zü scheiden west [21]),
Mameniu, wat nischt sān [22]) kein güter [Sof [23]);
Dü wollst [24]) doch mich, oh, wei mir, [gekojlert [25])
Asoj [26]) wi der Schojchet [27]) dus Of [28]).

4. — Wus redst dü mān Sühn, wus sugst dü [mān Kind!
Host dü den dus zügesehn ba dān Vuter [ün Mütter
Dü host doch schojn [29]), oh, wei mir
ünser Punim [30]) verschwerzt
Es is üns schojn finster ün bitter!

Der Sohn, die Mutter und die Braut.

1. Tajer [31]) geschätzter Brillant,
Belächst [32]) mir di ganze Welt!
Ich nem dich vün urimen Stand,
Ün freg nischt auf kein Geld!

2. Dān [33]) Penim'il [34]), dān Miene
Hoben ba [35]) mir a [36]) Chein [37])!
Man sugt of dir miess [38]) ün m'gine [39])
Mir bist dü tajer ün schein!

3. Sühneniu [40]), tajerer, geschätzter,
Bist ba mir einer allein!
Kennst huben a Kale [41]) mit Gelder,
Nischt mit a Kabzante [43]) gein?!

4. Mameniu [44]), tajere, geschätzte
Bei Gott kein Kontrakt nischt genümmen!
Ich hob schojn geseh'n wi Gewirim [45])
Sennen [46]) auf Kizwe [47]) gekümmen!

5. Getreist sollst dü weren vün Gott,
Däne [48]) Reid [49]) wi Zücker süss!
Der soll sān [50]) zü Schand ün Spott
Wus macht mich ba dir miess!

---

1) So. 2) Wie das. 3) Schnappert, lauft herum. 4) sam, h. סַם Gift, versamt = vergiftet. 5) Mitgift, h. נַדָן. 6) Schlossermeister, polnisch Slusarz, russ. Слесарь. 7) gern. 8) los, h. פָּטוּר. 9) werden. 10) Mama'chen. 11) Liebchen, polnisch Luba. 12) Herzchen. 13) meines. 14) ein. 15) feines. 16) Was. 17) Sohn. 18) einmal. 19) euch. 20) muss ich. 21) wirst. 22) sein. 23) Ende, h. סוֹף. 24) hättest, würdest. 25) keulen, schlachten. 26) so. 27) Schlachter, h. שׁוֹחֵט. 28) Geflügel, h. עוֹף. 29) Schon. 30) Gesicht, h. פָּנִים. 31) Teuer. 32) Beleichtest. 33) Dein. 34) Gesichtchen h. פָּנִים, פָּנִימְ'ל. 35) bei. 36) ein. 37) Gunst, Huld, Wohlgefallen h. חֵן. 38) hässlich (Miess?) h. מאוס. 39) abscheulich h. מְגוּנֶה. 40) Söhnchen. 41) Braut h. כַּלָּה. 42) arme, mittellose h. קַבְּץ, קַבְּצָנ(ִ)ים, קַבְּצַנְ'טֶע. 43) Mütterchen. 44) reiche גְּבִיר־ים (wörtlich Herr). 45) sind. 46) Almosen h. קְצָבָה.

Schimschéle [1]).

1. Heiss ich mir Schimschele [2]),
Bin ich mir sehr theier!
Ach! gei, gei kein [3]) Sewastopel,
In dem ersten Feier!

2. Bau' ich mir a [4]) Stübele,
Ch'mein [5]) nischt dus Stübele, nur dem [Balken.
Gei, gei kein Sewastopel,
West [6]) Milchume [7]) halten!

3. Ch'wojn [8]) mir in a Stübele,
Die Fensterlech mit Kitt!
Gei, gei kein Sewastopel
Bud [9]) dich dort in Blütt!

4. Meila [10]), Milchume halten
Nān [11]) Eilen [12]) tief [13])!
— Hör nur zü, mān [14]) teier Leben,
Sollst mir schrāben Brief!

5. — Brief wel [15]) ich dir schrāben
Klug'n west dü, wie of'n [16]) Chorben [17])
„Hör nur zü, mān teier Leben
„Schimschele is gestorben!"

6. Wer es sugt, as Schimschele is gestorben,
Der soll nān Juhr faulen!
Gei, gei kein Sewastopel
Schiess mit āserne [18]) Kolen [19]).

Warschau.

Stolpern und Hinfallen.

Von A. Treichel.

Bei der alten deutschen Sitte, seinem mitgenommenen Kinde bei der Weisung der Grenzen seines zum Besitz gehörigen Eigenlandes einige Schläge auf die weicheren Teile der Rückseite zu geben, damit es diese Stelle desto besser im Gedächtnisse bewahre, kam es besonders auf die Schmerzerregung der Schläge an. Ähnlich wird es von Eltern als erziehendes Moment verwertet, dass sie dem Kinde, wenn es aus Unachtsamkeit oder Übereile hinfällt, einen Schlag dazu versetzen, damit es sich in Zukunft desto mehr in acht nehme. Gleicherweise sollen aber auch einige Redensarten durch ihren scherzenden Spott verwunden oder aber durch ihren ironischen Trost zur grösseren Achtsamkeit beitragen. Ich habe versucht, diese, soweit solche bei uns im Schwange sind, nachstehend zusammen zu tragen. Teilweise können sie sich auch auf ein Fallenlassen einer Sache beziehen, andererseits auf das Fallen an sich

---

1) Das Lied wurde sicherlich während des Krimkrieges componirt. Der junge Ehemann, der sich ein Häuschen baut und bereits bis zum Dache gelangte und es mit Fenster versehen, wurde in den Krieg consignirt. — Er fürchtet, das während seiner Abwesenheit, seinem geliebten Weibe die Nachricht von seinem Tode zukommen wird.
2) Simson שמשון. 3) gegen Nach. 4) Ein. 5) Ich meine. 6) Wirft.
7) Krieg מלחמה. 8) Ich wohne. 9) Bade. 10) Nun. 11) Neine.
12) Ellen. 13) „begraben". 14) Mein. 15) Werde. 16) Auf den.
17) Zerstörung (Jerusalems) חורבן. 18) Eiserne. 19) Kugeln — polnisch — Kule.

und nehmen an, dass das Kind, damit es nicht gleich nach seiner Art in Weinen und Lamento ausbreche, und später der grössere, seinen Schmerz unterdückende Mensch, auf dass ihm wenigstens keine Entschuldigung fehle, nur so gethan und sich eigentlich nach einem eingebildeten wertvollen Gegenstande (Thaler) gebückt habe. Ganz abweichend ist die polnische Fassung dieses Gedankens. Trostgründe liessen sich überall wohl noch mehrere finden.

Hierher würde auch gehören eine Betrachtung über *le bonheur allemand*, wenn Johanna Schopenhauer in ihrem „Jugendleben, Wanderbilder" (S. 83) scheibt: „Die Franzosen pflegten spottend zu behaupten, dass wir Deutschen, wenn irgend Jemand etwa ein Bein gebrochen hat, ihn immer noch glücklich preisen, weil er nicht zugleich den Hals brach, was doch leicht hätte geschehen können. Sie nennen das le bonheur allemand und leugnen lässt es sich nicht, diese Bemerkung, die obenhin betrachtet nichts weiter als ein artiger witziger Einfall zu sein scheint, ist auf eine tief im Charakter unseres Volkes liegende, sehr schätzenswerte Eigenheit begründet, die uns treibt, auch dem schwersten Missgeschick irgend eine leidliche, einigermassen Trost gewährende Seite abzugewinnen."

1. Schon dem Stolpernden ruft man zu: Heissa, Mutter, rosel nich! (Fr. I. 3163. Für's Oberland.)
2. Als Wortspiel gilt: Er hat 'nen anschläg'schen (anschlägigen) Kopf; wenn er die Treppe runterfällt, verfehlt er keine Stufe. (Fr. I. 2121.)
3. Er ist die Treppe runtergefallen! sagt man von dem, der sich die Haare beschneiden hat lassen. Ungleichen Beschnitt der Haare nennt man Treppen.
4. Wieder zehn Thaler verdient! (Fr. II. 2668.) Wenn man beim Ersteigen einer Treppe vorwärts stolpert. Es heisst: War treppauf fällt, bekommt zehn Thaler.
5. Ungeschickt läszt grüszen!
6. Ungeschickt ist (heiszt) mein Bruder. (Fr. R. A. I. 3867.)
7. Da schlag' Einer lang hin und steh' kurz wieder auf!
8. Steh' auf und sprich anders.
9. Rufe mich zum Aufstehen.
10. Das kommt in den besten Familien vor.
11. Das kann dem Besten passieren.
12. Wenn ich das noch mal sehe, kann ich's auch.
13. Wenn du's noch mal vormachst, so kann ich's auch.
14. Da kann noch mehr liegen.
15. Wie's fällt, so bullert's.
16. Das kommt wohl vor (kann wohl vorkommen), dasz Einer (der Mensch) fällt und findet nichts. (Fr. R. A. I. 796.)
17. Hast du was gefunden?
18. Lag da ein Thaler?
19. Der nächste Thaler ist aber für mich (mein)!
20. Oddaj mi połowe! Gieb ab mir die Hälfte!
21. Tyś sobie pewnie w dupie szklankę stłukł! Du schlugst dir sicher bei dir im H...... ein Glas entzwei!
22. Zwiebel setzen. Cebulę sadzić. Volkst. II. 192. Weil man sich dabei meistens bücken musz.
23. Das Pferd fällt und hat vier Füsze; warum soll nicht der Mensch fallen, der nur zwei Füsze hat. (Fr. R. A. I. 794.)

24. Das Pferd hat vier Füsze und strauchelt. Kon ma cztery nogi a się postarbuie. (Fr. R. A. II. 3130.) Auch der Bestgeartete kann fehlen.
25. Es ist noch nicht so gefährlich; sie (die A.... backen) hacken noch beide zusammen.
26. Ête pête, Krêgenfête; morgen ist es bête. Als Zauberformel beim Besprechen gedacht und häufig unter dreimaligem Bespucken gehandhabt. Krêgenfête ist Krähenfusz, oft bei Verstauchungen gebraucht, und pête wäre alsdann poete, d. h. Pfotchen, Händchen.
27. Sei man still; bis zur Hochzeit ist's wieder gut.
28. Das ist noch nicht so schlimm, als wenn der Jud' stirbt.
29. Falle Se nich, Herr Leutnant, et heft gegladiest. (geglatteist.) (Fr. I. 798.)
30. Falle Se nich, Se hebbe noch schön Geld. (Fr. I. 799.)
31. Falle Se nich, Se kunne söck stete! (Fr. I. 800.)
32. Da liegt ein Musikant begraben!
33. Du kannst nach'm Rathaus gehen und Dir fünf Thaler holen. (Beim Herauffallen der Treppe). (Vergl. N⁰. 4.)

Lebendige Richtschwerter.

Von R. Sprenger.

I. G. Brentano lässt in seiner Geschichte vom braven Kasperl und dem schönen Annerl die alte Grossmutter folgendes erzählen: „Vor dem Städtchen, durch das ich musste, kam ich an der Scharfrichterei vorüber, und weil der Meister berühmt war als ein Viehdoktor, sollte ich einige Arzenei mitnehmen für unseren Schubsen. Ich trat in die Stube und sagte dem Meister, was ich wollte, und er antwortete, dass ich ihm auf den Boden folgen solle, wo er die Kräuter liegen habe, und ihm helfen aussuchen. Ich liess Annerl in der Stube und folgte ihm. Als wir zurücke in die Stube traten, stand Annerl vor einem kleinen Schranke, der an der Wand befestigt war, und sprach: ‚Grossmutter, da ist eine Maus drin, hört, wie es klappert, da ist eine Maus drin!‘ — Auf diese Rede des Kindes machte der Meister ein sehr ernsthaftes Gesicht, riss den Schrank auf und sprach: ‚Gott sei uns gnädig!‘ denn er sah sein Richtschwert, das allein in dem Schrank an einem Nagel hing, hin und her wanken. Er nahm das Schwert herunter, und mir schauderte. ‚Liebe Frau‘, sagte er, ‚wenn Ihr das kleine liebe Annerl lieb habt, so erschreckt nicht, wenn ich ihr mit meinem Schwerte rings um das Hälschen die Haut ein wenig aufritze [1]); denn das Schwert hat vor ihm gewankt, es hat nach seinem Blute

---

1) Sollte hiermit eine merkwürdige Stelle in Lichtenbergs „Beobachtungen über den Menschen" zusammenhängen? Sie lautet: „Es gibt Leute, die werden mit einem bösen Gewissen geboren — *mit einem roten Strich um den Hals.*"



verlangt, und wenn ich ihm den Hals damit nicht ritze, so steht dem Kinde gross Elend im Leben bevor."

Ferner berichtet Heinr. Heine in seinen Memoiren (Werke Hamburger Ausg. v. 1884, 5 Bd. S. 254): „Auch werden solche Schwerter (womit hundertmal das hochotpeinliche Amt verrichtet worden), meinen viele, durch das viele Blutvergiessen zuletzt grausam und sie lechzen manchmal nach Blut, und oft um Mitternacht könne man deutlich hören, wie sie im Schranke, wo sie aufgehenkt sind, leidenschaftlich rasseln und rumoren, ja einige werden so tückisch und boshaft ganz wie Unsereins und betören den Unglücklichen, der sie in Händen hat, so sehr, dass er die besten Freunde damit verwundet."

Auf diesem Aberglauben vom blutgierigen Rechtschwerte beruhen nach meiner Meinung auch die in halbem Wahnsinn gethanen Äusserungen Margaretes in Goethes Faust I, 4239 ff. (Ausg. v. Schröer):

„Zum Blutstuhl bin ich schon entrückt,
Schon zuckt nach jedem Nacken
Die Schärfe, die nach meinem zückt."

Schon den Alten erschienen übrigens Schwerter und Lanzen als „blutgierig". So heisst es in Homers Ilias Buch 21, V. 66 ff. nach der Übersetzung von J. H. Voss:

Siehe, den ragenden Speer erhob der edle Achilleus,
Ihn zu durchbohren bereit; doch er eilt' und umfasste die Kniee,
Hergebückt; und der, hinweggesaust über die Schultern,
Stand in der Erd', und *lechzt' im Menschenblute zu schwolgen.*

Vielleicht auf einer Reminiscenz an diese Stelle beruhen die Verse in L. Uhlands Ernst, Herzog von Schwaben 3. Aufz. 1. Scene V. 145 (1110) ff:

Gisela. Herr Graf, vergönnt mir, euer Schwert zu sehn! [Sie nimmt es].
Und ist denn das die mörderische Spitze,
Die naeh dem Blute meines Sohnes lechzt?

Northeim.



Volksmedizin.

Von Dr. Emil Friedländer.

(Bei Galizischen Juden). Bei *Gelbsucht* (hervorgerufen z. B. durch Leberkrankheiten, Gallensteinkrankheiten u. s. w.) werden dem Kranken einige Schnüre Korallen um den Hals gehängt; es soll nämlich durch die rothe Farbe der Korallen, die gelbe Hautfarbe paralysirt und somit zum Schwinden gebracht werden.

Bei *Augenentzündungen*, speciell der Kinder, sah ich in den niedrigen Bevölkerungsschichten die kranken Augen mit frischgelassenem Urin auswaschen, was natürlich fast regelmässig die Entzündung steigerte, wovon jedoch manche, schwer zu überzeugen sind.

Andere wiederum legen auf die entzündeten Augen kleine in hochperzentigen Spiritus getauchte Läppchen, in der Absicht Hitze (Entzündung) durch Hitze zu vertreiben.

Bei *Eklampsie* (Fraisen) der Kinder wird mit lautem Geräusch vor dem in Convulsionen liegenden Patienten ein Topf oder eine Schüssel zerschmettert; das Volk glaubt nämlich daran, dass bei Convulsionen der Patient vom „Bösen", vom „Dämon" besessen sei, den sie nun in der Weise erschrecken, aufscheuchen und verjagen wollen. — In einer Familie sah ich folgendes Verfahren gegen Convulsionen. Die Mutter sticht mit einer Nadel dem in Convulsionen liegenden Kinde die Fingerbeere an, saugt etwas Blut auf und spuckt es 3 Mal aus, während sie ihr eigenes auf dieselbe Weise entnommenes Blut dem Kinde in den Mund bringt.

Auch sah ich, dass über ein solches in einer Wiege liegende Kind eine Fensterhälfte gelegt wurde, um die Fraisen zum Schwinden zu bringen. Eine passende Erklärung dieses „Heilmittels" konnte ich von dem Weibe nicht erlangen; es habe ihr so ein „Wunderrabbi", deren es ja bei uns in Halb-Asien genug gibt, als „Sgile" [1]) (Zaubermittel) warm empfohlen.

Obgleich die Zahl der Zusätze zu den sog. medicamentösen Bädern Legion ist, wie Malz, Kleie, Senf, Salz, Eisen u. s. w., so haben erfinderische Weiber noch einen, nach ihrer Erfahrung besonders wirksamen Zusatz den obenerwähnten hinzugefügt, nämlich Pferde-Kotballen. Solche Bäder sollen die Rhachitis, (engl. Krankheit) sehr günstig beeinflussen.

1) lat. sigillum.

Erkrankt Jemand sehr gefährlich, so wird ihm zu seinem Vornamen noch ein zweiter, und falls er glücklicher Besitzer zweier war, sogar ein dritter Vorname hinzugefügt. Der Zweck dieses Vorgehens ist, dass der Satan resp. der Todesengel, der den Befehl erhalten hat, ihn von der Erde abzuberufen, ihn nicht finden könne da er auf einen andern Rufnamen hört [1])!

Skole.

Der Nobelskrug.

Eine Umfrage von R. Sprenger.

IV. Von meinem Aufenthalt in Münster her, war mir ein in der Umgegend befindlicher „Nobiskrug" in Erinnerung. Ich schrieb daher an meinen ortkundigen Freund Hermann Reeker, um von ihm auf Grund der von Dr. Casper angegebenen und von R. Sprenger mitgeteilten Charakteristiken das Nähere über diesen Krug zu erfahren.

Mein Freund sandte mir einen Auszug aus dem trefflichen „Führer durch das Münsterland. I. Bearbeitet von Dr. Longinus, Münster i/W. 1893", pag. 59/60:

„Nobiskrug. — Der Nobiskrug ist ein altes Wirtshaus (Krug) an der alten Landstrasse Münster-Telgte gelegen, von welcher Reste gerade hinter dem Hause noch erkennbar sind. Der Name „Nobiskrug" wird (fälschlich) von einem lateinischen Spruche abgeleitet, welcher auch heute noch über dem Eingange des Hauses steht. Er lautete früher: Si Deus pro nobis, quis contra nobis, jetzt also: Si Deus nobiscum sit, qui est contra nos [2])?

Wahrscheinlich ist das Nobis aus Nops entstanden, lautet doch auch heute noch im Volksmunde der Name des Hauses „Nopskrog". Nops ist, nach der Ansicht der Gelehrten, eine alte heidnische Gottheit, die dort ihr Unwesen trieb, wo böse Menschen vom Leben zum Tode befördert wurden, also an Hinrichtungsstätten. An der Nähe des Nobiskruges aber, etwas oberhalb der alten Landstrasse nach Telgte, stand ehemals ein Galgen. Hier in der Nähe befand sich auch der Freistuhl Kasewinkel (alter Name Kalweswinkele), der zur Freigrafschaft Vadruss gehörte. Am Über-

1) Vrgl. über diesen Brauch bei Krauss, Haarschurgodschaft b. d. Südsl. Leiden 1894. S. 32.

2) Der jetzige Spruch enthält leider nicht mehr den alten originellen Fehler: contra nobis, dafür aber einen neuen, weniger originellen: qui statt quis.

gange der Werse bei Nobiskrug war eine Zollstätte des münsterischen Domkapitels. Die erste steinerne Brücke der alten unmittelbar hinter Nobiskrug herlaufenden Landstrasse wurde anfangs des 18. Jahrh. erbaut, aus dem Ergebnisse der Prozesse gegen die „Kipper und Wipper" (Münzfälscher). Diese Brücke wurde im 7 jähr. Kriege von den Franzosen zerstört, weshalb 1758 die Preussen noch etwas weiter oberhalb eine hölzerne Brücke über den Fluss schlugen und die Landstrasse verlegten. Spuren dieser Verlegung sind ebenfalls heute noch auf beiden Seiten der Werse erkennbar. Der Bau der jetzigen Kunststrasse wurde (von Napoleon) Anfang dieses Jahrh. begonnen, dieselbe nebst der Brücke erst in den 30er Jahren vollendet."

Soweit Dr. Longinus, hinter dem sich der im Münsterlande weit bekannte und äusserst beliebte, leider zu früh ums Leben gekommene Privatdozent der Zoologie an der Academie zu Münster Dr. Westhoff verbirgt; der auch neben seiner eigentlichen Wissenschaft eifrig dem Studium von Land und Leuten huldigte, wie seine Schriften, namentlich seine Führer durch das Münsterland zur Genüge bekunden.

Nach Reeker, dessen Freund der Verstorbene gewesen, hat er „seine kulturgeschichtlichen Anmerkungen nur den Werken zuverlässiger Fachgelehrten entnommen und diesen zur Begutachtung vorgelegt."

Auf meine Anfrage, ob der Nobiskrug eine Gebietsgrenze bedeute, erhielt ich zur Antwort, dass gerade vor dem Hause auf der Chaussee der Kilometerstein 5,4 stünde. Von einer Gebietsgrenze sei hier keine Rede, da Westhoff, der solche stets gewissenhaft notiere, bei diesem Krug nichts davon verlauten lasse.

Düsseldorf. Josef Buchhorn.

Volksrätsel aus Pommern.

Gesammelt von Asmus[1]).

1. „Krickelkrumm, wo wist du hen?" „Kåhl afgeschåren, wat geht die dat an!" „Ich bün noch nicht so oft kåhlschåra, as die

1) Wir bringen diese Sammlung bis auf sechs Rätsel, die bereits im vorigen Jahrgang unserer Zeitschrift veröffentlicht sind (S. 209 ff. N⁰. 6, 17, 18, 22, 23, 25) unverkürzt zum Abdruck. — Die litterarischen Nachweise und Bemerkungen sind von Dr. A. Brunk in Stettin.



dei Åës taufråra." — Bach und Wiese. Wossidlo, Mecklenburgische Volksüberlieferungen. Bd. I. Rätsel N°. 1; Blätter für Pommersche Volkskunde. Bd. III. S. 117.

2. Ick schmiet wat Rôrs int Wâtä, schwât kümmt't rutä. — Feuerkohle. W. 330; B. f. P. V. III 133.

3. Lope Föfs, fief un söss, fief un drei. Woväl Föt hewwe dei? — Vier (hat ein jeder.)

4. Wo kåme d'meistä Säck top? — An der Naht. W. 941; B. f. P. V. V 185.

5. Ick schmêt wat Schwâts int Wâtä, Rôrs kümt ä rutä. — Krebs. W. 329; B. f. P. V. III 133.

6. Doä liggt wat im Hull (Holz) as en affgegåhet Kauh. — Teig im Backtrog. W. 309; B. f. P. V. III 114.

7. Ick schmêt wat Runns upä Dack, wat Langs kam dä runnä. — Wollknäuel. Vergl. N°. 2 und 5. W. 334.

8. Im Sål hängt wat, blitzt as e Ål. — Leuchter. W. 303.

9. Ick was emål int Hult, dåe fund ick e Buffstück as e Finge dick; ick meick dåe ut twei Dischblär (Tischblätter), ein Papemütz, ein Süwwelspitz (Pfriem). Wäe dat utrött, dat is e Witz. — Eichel. W. 58.

10. Veie runn Rell, veie rûg Fell, eie Schibschab, eie Schöllschab, eie Klistebîdel. Wat is dat? — Vier Räder, vier Pferde, Peitsche, Knecht und Teertonne. W. 119; B. f. P. V. III 131.

11. Unne breit un båwen spitz gråd as en Husårenmütz. — Zuckerhut. Im ersten Teile ähnlich. W. 247.

12. Ett un frett un wad nich fett; hätt drei Bein un kann nich gåhe, hätt ne Schwanz un kann nich schlåhe. — Pfanne. Vergl. W. 387.

13. Wohe wåhet (währt, dauert) Schåpfleisch am längsten? — Wenn das Schaf lebt.

14. Dåe geht wat dürcht Dörp, drägt Königs Berr up em Nackä. — Gans. W. 112; B. f. P. V. III 117.

15. Doä steht ein Keel up eim Bein, hätt hunnetdusend Schwienlein. Dei Schwien seige pickschwât, dei Keel is eie Knickstât. — Kirschbaum. W. 185; B. f. P. V. III 116.

16. Wat geht eist (zuerst) in d'Kirch? — Schlüssel. W. 578; B. f. P. V. V 186.

17. Det Morgens drink ick Thee, det Middags ät ick Reh, det Åwends fohr ick äuwre See. — Therese.

18. Klein Fisch in Botte bråre, hinne u vöe krumm geråre. Wo schrifft ma dat mit drei Baukståwe? — D-a-t.

19. Wat löppt åhn Fäut? — Wagen. B. f. P. V. V 186.

20. Twei Ding ståhe, twei Ding gåhe, twei Ding kåme. Wat is dat? —

21. Hinne Fleisch un vöe Fleisch, inne Mirr Hult. — Pferd, Pflug, Knecht. So wohl kaum richtig. Wossidlo 241: Vörn Fleesch un hinnen Fleesch, in de Midd Holt un Isen. Ähnlich aus Frauendorf: Vorn Flêsch, hinn Flêsch, midden Ståhl un Isen.

22. Hinne osem Hus sitt Peite Krus; wähe anfött, dem bitt e. — Nessel. W. 51.

23. Ick was mål in Engeland, in Engeland was ick bekannt. Dåe kam eie klein witt Hündke, dem fraug ick, wo sin Nåmke heit. Sin Nåmke, dei was mi bekannt. Nu heffck juch all dreimål seggt, un noch weit ji 't nich? — Was (= Wasser). Vgl. W. 955; B. f. P. V. II 63, VI 9.

24. Kamm ei Keel vå Hippen u Pippen, dei herr ne Rock va dusend Flicken; dei Keel dei herr ne rore Bårt; un säed m'eis, wo dei Keel rårt. — Hahn.

25. Daue güng wat uppem Hof un ded sich bücken, dat härr ne Rock von hunnitundusend Flicken, härr na sanftna rorä Bået; höe eis, wo dei Keel rået. Zu 24 und 25 vergl. W. 21 und B. f. P. V. I 153, III 115.

26. In Zwilipp was 'n Bue, då ging a Ding int Schue (= Schauer, Scheuer, Scheune); was witt un schwart un hett na langa Ståt. Råt tau, wat dat wad. — Elster.

27. In use Stuw ståhe twei Barke, up dähe Barke is ein Tunn, up dähe Tunn is ein Trächte, up dem Trächte is ein Kugel, up dähe Kugel is ein Hult, dåhe spaziere Jung un Ult. — Mensch. Vergl. W. 164; B. f. P. V. V 168.

28. Veie runne Ratsches, veie Wåteklatsches, lope alle glik dull; keie einzig kriegt sich dåe aff. — Wagen und Pferde. Vergl. B. f. P. V. III 131.

29. In min Våres Gåre ståhe 32 Polassåre (Pallisaden). Dat regent nich, dat schniegt nich, un doch sünd's imme natt. — Zähne. W. 42.

30. Raue raue rip, wo ein gäl Piep in dem schwâte Sap, wo dei gäl Piep in stack. (Reim zum Bastlösen). — Mohrrübe. So unverständlich. Aus Wudarge liegt folgende Fassung vor: Rue rue rîp, gäl is de Pîp; schwårt is de Sack, wo de gäl Pîp e stack (B. f. P. V. III 116). W. 121.

31. Veie Madamen gripen sich, dei krigen sich im ewgen Lewen nich. — Windmühlenflügel. W. 156; B. f. P. V. III 114.

32. Kümmt ein Mann vom Himmel mit 'm witta Schimmel. — Schnee.

33. Ein Soldat mutt Schildwach ståhe, hett kein Föt un mutt doch gåhe. — Uhr. Vergl. N⁰. 36.

34. Klippermann un Klappermann, dei leipe beer (beide) anne Barg heran. Klappermann leip noch so sehe, Klippermann kamm doch noch ehe. — Pferd und Wagen. W. 117.

35. Eia Tweibein satt up Dreibein un herr eia Bein. Doa kamm eia Veiebein un namm Tweibein dat Eiebein weg. Doa namm Tweibein därа Dreibein un schmêt Veiebein, so dat dei Veiebein dat Eiebein falla leit. — Schuster sitzt auf seinem Schemel mit einem Hasenfuss, den ihm ein Hund entreissen will. W. 15; vergl. B. f. P. V. III 42.

36. Ick mutt Schildwach ståha. Heff kein Föt un mutt doch gåha. Up dä Arm mutt'ck Stein dräga. Heff kein Mund un mutt doch säga (sagen). — Uhr. W. 87.

37. Rod gebore, gröen erkore, gris gebära, mutt dei ganz Wilt ernähra. — Roggen.

38. Isern Våre, hultern Mutte, hewwa lute holl Kinne. — Schneidemesser, Häcksellade, Häcksel. B. f. P. V. III 132.

39. Wat denkt de Storch, wenn hei ein dodg Pogg findt? — Na, so wat lewt nich. B. f. P. V. III 129.

40. Half Kalf half, viertel dåvon aff, wufäl bliwwt dat? — Nichts. B. f. P. V. V 185.

41. Dåe güng a Vågel schnurre von hie, hätt a Röcke van Papie, hätt a Schötke (Schürze) van bruna Låka. We dat utrött, scha bi mi schlåpa. Wat hätt hei an eim Bein? Schee (Schere) un Schliepstein. Wat hätt e am andra? Håme un Tang. Wat hätt e up Kopp? Näga (neun) Drömt Hopp. Wat hätt hei am Niwwe (Schnabel)? Sieben Fass Wein. Wie kann das wohl ein Vogel sein? — Schiff. Ursprünglich, wie auch die vierte Zeile beweist, zwei Rätsel. Urquell IV S. 148. N⁰. 6; W. 101.

42. Wat is inne ganze Wilt vä acht („verachtet" oder „vor acht")? — Sieben. W. 909.

43. As ick klein was, kunn ick veie betwinga; as ick grot was, kunn ick Barg un Grünn ümbringa. As ick dod was, kunn ick vöe Herre un Fürsta ståha un kunn mit de Brut uppa Danzplatz gåha. — Ochse. W. 76.

44. Dei Söhn ging tau Böhna (Boden), ehe dei Vaure jung wåed. — Rauch und Feuer. W. 148.

45. Ich weiss ein Tierlein; ein Tierlein, das ich weiss, hat Knochen überm Fleisch. Wer sich's kann raten, dem will ich's braten; wer sich's kann denken, dem will ich's schenken. — Krebs. W. 174.

46. In meines Vaters Garten stehen sieben Kameraden. Es sind keine Buchen und keine Eichen, doch sind sie alle eines gleichen. — Siebengestirn. W. 40.

47. Ich weiss ein bunt bemaltes Haus, ein Tier mit Hörnern schaut heraus; das nimmt bei jedem Schritt sein Häuschen mit. — Schnecke.

48. Worüm löppt d' Hås öwre Barg? — Weil er nicht durch den Berg laufen kann. W. 775; B. f. P. V. III 130.

49. Worüm kikt sich de Hås um, (wenn hei öwre Barg löppt)? — Weil er hinten keine Augen hat. So wohl nicht richtig. Gilow, De Diere, S. 215: Worüm süt sich de Hås üm, wenn 'n de Hunn jågen? W. 769; B. f. P. V. III 130.

50. Kaiser Karol hatte einen Hund; er gab ihm Namen nach

seinem Mund. Also hiess Kaiser Karol sein Hund? — Also W. 954; B. f. P. V. II 144, VI 9.

51. Keiner und Niemand bauten sich ein Haus. Keiner ging vorne raus, Niemand ging hinten raus, und wer blieb drinn im Haus? — Und. W. 960; B. f. P. V. VI 9.

52. Keiner ging über die Brücke, Keiner ging vorne, Keiner ging hinten. Wer ging in der Mitte? — Keiner; es waren drei Brüder namens Keiner. W. 959.

53. Auf einem weissen See ist eine rote Ros' gewachsen. Wer den weissen See will sprechen, muss die rote Rose brechen. — Brief und Siegel. W. 33; B. f. P. V. III 132.

54. Wat ist drist inne Kirch? — Fliege. W. 574.

55. Welcher Monat ist der kürzeste? — M-a-i.

56. Wann ist dem Bauer verboten ein Kalb zu verkaufen? — Wenn er keins hat. W. 672; B. f. P. V. V 185.

57. Ich steh' in Gründen und weh' mit den Winden, mein Rock ist grün und blau, und diene Mann und Frau. — Flachs.

58. Welcher Ring ist nicht rund? — Häring.

59. Zwei Madamen greifen sich und kriegen sich im Leben nicht. — „Flüchtatüg" am Spinnrad. W. 159 (vergl. 158).

60. Grün wie Gras, sag' mir das; weiss wie Schnee, sag' mir we (wie); rot wie Blut, sag' mir's gut; schwarz wie Teer, sag' mir's ganze Rätsel her. — Kirsche. W. 217; B. f. P. V. III 116.

61. Vier Pferde ohne Futter, zwei Kinder ohne Mutter, zwei Brüder ohne Liebe, zwei Städte voller Diebe. — Elias feurige Rosse, Adam und Eva, Kain und Abel, Sodom und Gomorrha. Vergl. W. 407.

62. Us Knecht Hippehappe wull eis inne Emma kacke; was dat Mäke nicht so flink, schlaug em vöre Ding, dat em d' Pissen un Kacken verging. — Bierfass. Vergl. Am Urquell Bd. IV, S. 148. N⁰. 7.

Das Kind in Glaube und Brauch der Völker.

Eine Umfrage.

XVII. *(Wiegenlieder).*

Schluf žı̣, schluf žı̣, schluf gəsı̣nd
Ịn a gı̣tər Schū [1]),
Schluf žı̣, schluf žı̣, schluf man Kı̣nd.
Eilu, lu-lu, lu.

Dı̣ Lwunı̣ [2]) spazirt scheun auch
Araus vı̣n ihr Gəzelt,
Es soll dān Masl [3]) ı̣n dər Heuch [4])
Schānən of dər Welt.

1) Stunde (hebr.). 2) Mond (hebr.). 3) Glücksstern (hebr.). 4) Höhe.



Wie ɪs of amūl alles still,
Dị Erd vərschleft, verwɪgt
ɪn mɪt Briliantən ūn a Zūl
Dər Hɪmməl ausgəstɪkt.

ɪntərn Kɪnds Wɪgalɪ
Seh ich eppɪs [1]) stein,
Es ɪs a goldən Zɪgalɪ,
Dị sisse Hofnung allein.

Dɪs Zɪgalɪ wet mɪt dir handlən,
Gɪt zi schlecht, wer weiss?
Sɪ wet dir brengən Rozɪnkalach [2]), Mandlən,
Dūs wet sān dān sisse Treist.

Schluf žɪ, schluf žɪ, schluf gəsind,
Dər Huhn ot scheun gəkreit,
Samməl Keuchəs [3]) zɪ dərtrugən,
wūs dɪr ɪs ungəgreit.

Dɪ Jūren leufən dir akēgən,
Dech zɪ grissen, dech zɪ sehn,
Obər wūs sɪ brengən vɪn danɪtwēgən,
Weiss nor Gott allein.

Schluf žɪ, schluf žɪ, schluf gəsɪnd,
ɪn a gitər Schū,
Schluf žɪ, schluf žɪ, schluf mān Kɪnd,
Eilu, lu-lu, lu.

Brody. Isaak Robinsohn.

XVIII[a]. Spi muj synku, na zahrádce
usnuli jíž kvítkove,
/: a večerni spěji sladce
na větvičkach dechove. :/

Viž jak dobrá tvá sestrička
na svém lůžku již hajá.
/: Jeji dobrá je dušička
hvězdička ji ráda má. :/

Ale tebe nemiluje,
pryč odvrací očka svá,
/: synek muj mně zarmucuje,
Ježišek ho potrestá. :/

Schlaf', mein Kindlein, in dem Garten
Schlummern schon die Blümelein,
/: Die Abendlüfte auf den Ästen
Eingewiegt, schon schliefen ein. :/

Sieh, wie dein braves Schwesterchen
In ihrem Bettchen schlummert süss.
/: Gut und rein ist ihre Seele
Der helle Stern liebt sie gewiss. :/

Aber dich kann er nicht lieben
Wendet weg sein Aug' von dir,
/: Mein Söhnchen mag mich oft betrüben
Das Jesuskind ihn straft dafür. :/

XVIII[b]. Spi dětátko, spi,
zavři očka svý.
Pan Buh bude stebou spati,
andílkove kolibati. —
Spi dětátko, spi.

Spala bych, spala,
Ale né sama,
S milým Ježiškem
A s anděličkama.

Schlaf, mein Kind, in Ruh,
Mach' die Äuglein zu.
Der liebe Gott wird bei dir liegen
Die Engelein dich sanft einwiegen,
Schlaf mein Kind, in Ruh.

Ich schliefe gerne ein,
Aber nicht allein,
Mit dem lieben Jesus
Und den Engelein.

Gegend von Melnik, Böhmen. Josefine Kopecky.

XIX. *Niederdeutsche Frost- und Schoosslieder aus Lübeck und Umgegend.*

1. Höte böte
Kreienföte,
Klapp vör 't Gatt,
Beter is dat.

2. Höte böte
Kreienföte,
Hasensteert,
Beter weerd't.

3. Öte petöte
Kreienföte,
Morgen is 't all wedder göte.

(Gebraucht, wenn das Kind sich wehe gethan hat).

---

1) etwas. 2) Rosinen. 3) Kräfte (hebr.).

4. Ik ei di,
Ik klei di,
Ik kratz di,
Ik knip di,
De Bor de bitt,
De Hamer de bummt.

5. Hest en Daler in de Hand,
Dor kannstu köpen Land und Sand
En Peerd, en Swin en Koh
Un en lütt Risfahlen dorto.

6. Hest en Daler,
Gah to Maark,
Köp en Kaarp,
Köp en Fisch,
Wo 'n lütten Steert an is,
Un lat di 'n beten Didellidelitt togeben.
(Bei den letzten Worten kitzelt man das Kind in die Hand).

7. Baben upp'n Böhn steiht en Kuffer,
In den Kuffer is ne Kist,
In de Kist is en Kasten,
In den Kasten is ne Schachtel,
In de Schachtel is ne Tüt,
In de Tüt is Sand,
In den Sand is en Dreling,
Den sast du hebben.
(Bei jeder Zeile klopft man dem Kinde in die Hand, und zuletzt kitzelt man diese).

8. Trommel up'n Buk,
Trommel up'n Buk,
Smoltpott de mütt dansen.
Legg'n up'n Block,
Hau'n up'n Kopp,
Dat verdrifft dat Kwansen.
(Wenn dem Kinde aufstossen soll).

9. Hör, hör, hör,
Wat steiht vör unse Dör?
Dor steiht en Mann mit sine Kipen,
De will uns' lütt Heine gripen.

10. Hör, hör, hör,
Wer kloppt an unse Dör?
De oll Mann, de mit de Fidel ümgeiht,
De all de lütten Kinner sleit.

11. Hör, hör, hör,
Muskatt sitt in de Röhr,
Mit en Semmel Herrebrod,
Sla mi dat lütt Muskatt dod.

12. Pulipp nich heten will,
Pulipp doch is,
Söben Pund Lippenfleesch
Hett he gewiss.
(Das schmollende Kind macht eine dicke Lippe).

13. Gräm di man nich,
Gräm di man nich,
Ik heff noch dre Sössling,
Dat weest du man nich.

14. Na, wene man nich,
Na, wene man nich,
In de Röhre staht Klümpe,
Du sühst se man nich.

15. Kahlkopp Gööschen,
'n Pott vull Mööschen.
(Päppelbrei für das zahnende Kind).

16. Prööschen,
Lütt Gööschen!
(Beim Niesen).

17. Hück up,
Lop 't Stück up,
Lop lingelangs den Redder,
Kumm min Lefdag nich wedder!

18. Hückup un ik
Güng'n öber den Steg,
Hückup füll 'rin
Un ik löp weg.
(Gegen den Schlucken).

19. Bimmel bammel beier,
De Höhner leggt Eier,
Bimmel bammel bam,
Hett Samt un Siden an.

20. Bimmel bammel beier,
De Köster mag ken' Eier.
Wat mag he dann?
Speck in de Pann.
O, wat is 't vör 'n Leckermann!

21. De is in't Water follen,
De hett em 'rut trocken,
De hett em afdröögt,
De hett em to Bed bröcht,
Un de lütt Schelm hett allens naseggt.

22. Backe, backe Koken,
Bäcker de hett ropen.
Wer will söten Koken backen,
De mütt hebben söben Saken:
Eier un Smolt,
Botter un Solt,
Melk un Mehl,
Saffran maakt den Koken gel.

23. Sig', sag',
Oll Hans Grag'
Treckt de Sag'
Dörch den Knast,
Dat seggt riss rass
Dörch den Knast,

24. Sig', sag',
Alle Dag'
En Kros Ber
Un denn nich mehr.

25. Sig', sag',
Alle Dag'
Speck in de Mag',
Dörch en Bom un dörch en Knast
Risch rasch, risch rasch,
All dat Geld in Kind sin Tasch.

26. Sig', sag',
Water drag',
Wölt en groten Bom afsagen,
Wölt dorup na Lübeck jagen,
Wölt uns Stuten un Tweback halen.

27. Sig', sag',
Water drag',
Wölt 'n lütten Jungen ut Hamburg
De sall uns den Bom afsagen, [halen,
Dat sall butscher batscher gahn.

28. Si, sa, up de Kar,
Vader hett sin Maria verlar'n,
Up den widen Felde,
Mit en Sack vull Gelde.
Hadden wi lütt Maria man wedder,
Sack vull Geld kem ok woll wedder.
(Karrenschieben).

29. Hal mi den Salhund, den Salhund to
He hett mi de Fisch upfreten, [Land!
He hett mi dat Nett terreten.
Hal mi den Salhund, den Salhund to
[Land!

30. Hott, hott, hott, ho,
Na Hamborg hento!
Wat wölt wi dor don?
Dor slacht wi en Hohn,
Dor steekt wi en Swin
Un drünkt en Glas Win,
Dor sall min Heine recht lustig sin.

31. En twe dre ver fif,
Kumm mit mi to Krieg,
Kumm mit mi na Engelland,
Engelland is toslaten.
Slötel is in 't Lock afbraken.
Fett an 'n Wagen,
Hulterdipulter, wat wölt wi jagen
Hamborg up un Lübeck dal!
Degen bi Sid',
Brod inne Kip,
Botter inne Nasch,
Speck inne Tasch,
Ber inne Kann,
Zucker doran,
Un so to Lann'!

32. Husoren de könt riden,
Den Säbel an de Siden;
Smit den Keerl von 't Peerd 'raf.
Hau em ok en Ohr af,
Lat em aber en Stückschen an,
Dat ik 'n wedder kennen kann!

33. Fiddelbum, fiddelbum,
Spelmann sin Jung,
Spelmann sin Sadelpeerd,
Is ken' dre Daler weerd.

34. Zuck, zuck, zuck, zuck, Habermann,
Treck den Bur de Stebel an,
Treck se em god stur an,
Ritt he as en Eddelmann.

35. Hopp, hopp, hopp, hopp, Habermann,
Treck den Herrn de Stebel an,
Rid dormit na Amsterdam,
Von Amsterdam na Spanien,
Von Spanien na Oranien,
Dor riden s' all to Gast, to Gast.

36. Zuck, zuck, zuck, na Möhligen,
Min Anna up dat Föhligen,
Min Heine up de bunte Koh,
So riden s' na de Möhl hento.
Mit en Schepel Weten,
Den sall de Möller upgeten,
Un as de Weten kem up den Rump,
Dunn seggt de Möhl, rapump, ra-
[pump.

Lübeck. Colmar Schumann.

Tierstimmen im Volksmunde.

Eine Umfrage von Dr. A. Brunk.

III. Das Lied der Schwalbe (*Zwaluw*, Kemp. *Zwolm*, *Zwalm*):

1. Toen ik nog hier was,
Vond ik nog 'nen korentas;
Maar nu is hij al verteerd,
Versmeerd,
Verfirlefèèrd,
Fèèrd, fèèrd, fèèrd!

(Zoersel, Antwerpener Kempen).

2. Als ik hier lestmaal was,
Vond ik hier koorn en vlas;
Maar nu en vind ik niks:
't Is allemaal vertierelierd!

(Klein Brabant, Provinz Antwerpen).

3. Verleden jaar als ik hier was,
Dan was er 'nen tas, 'nen tas, 'nen tas,
'Ne korentas,
'Nen terventas,
'Ne schelft vol vlas,
En nu is 't al verkwitterd, verkwetterd,
Door 't gat gespetterd,
Verdestruweerd!

(Opwijk, Maxenzele, Provinz Brabant).

4. Als ik verleën jaar vertrok,
Liet ik hier 'nen erwtentas,
'Nen korentas,
'Nen schelft vol vlas,
En nu is 't al verdistruweerd,
Wet, wit, wiet! [1])

(Payottenland, Provinz Brabant).

5. Als ik hier vertrokken was,
Vond ik hier 'nen korentas,
'Nen vlassentas,
'Nen haverentas,
En nu is alles verkwitterd, verkwet-
[terd, verkwietom! [2])

(Ninove, Provinz Ost-Flandern).

6. Als ik over jaar hier was,
Vond ik nog 'nen korentas
En 'nen deelt met vlas.
't Is nu al verfritseld en verwreven.
Wat voor 'ne vuilen boer is dat? [3]).

(Nevele, Provinz Ost-Flandern).

7. Laatstmaal, als ik hier was,
Vond ik hier 'nen korentas,
'Nen haverentas,
'Nen vlassentas,
En nu vind ik hier niet:
Alles is verkwiet!
Kwitter-kwetter, kwitter-kwetter, kwiet-
[kwiet-kwiet!
'k En zie het niet, 'k en vind het niet.
En waar is dat gebleven?
't Is naar de mer(k)t
En door de kert *(Mühlstein)*
Verfrutseld en verwrrreven [4]).

(West-Flandern).

8. In West-Flandern, nach de Bo:

Wanneer ik wegging, zaten de schuren
[vol koorn.
Wanneer ik wederkwam, was alles ver-
[swieseld, verswanseld en verteerd.

9. In Friesland, nach Johan Winkler:

Ass ik uttog *(bis)*,
Hadd' ick kisten en kasten vull.
Ass ick wedderkam, wedderkam,
Har de sperling,
De dickkop *(bis)*
Alles vertährt.

Der Zaunkönig *(Winterkoninkje*, Kemp. *Köningsken*, *Winterköningsken*, *Retter)* singt:

1. In ons land daar stoken ze vieren!
Halfhouten zoo dik als mijn beenen
En die gekloven in vieren,
En daar nog veel dun hout bij!

(Brecht, Antwerpener Kempen).

2. Ne klippel zoo dik als mijn been
En dieën in splinsters gekloven,
En daar wa' klein hout onder,
Da' brandt 'lijk den donder.

(Heist-op-den-Berg, Prov. Antw.).

---

1) *Volkskunde*, I, bl. 82. 2) Ibid. 3) Ibid. 4) *Rond den Heerd*, 1879—1880, bl. 190.

3. Hier
In ons kwartier
Maken ze vier,
Van mutsaardkluppels mijn bille dik,
Mijn bille dik [1]).
(West-Brabant).

4. In mijn kwartier
Maken ze vier
Met klippels van een bille dikke
En wat rijshout,
Wat rijshout
Wat rijshout daarbij! [2])
(West-Flandern).

5. Titirekketek!
Toorlem van zin-zin!
Al onzen kant maken ze vierstokken
Als beenen dik, dik, dik [3]).
(Denderwindeke, Ost-Flandern).

Lied des Rohrsperlings *(Rietmusch*, Kemp. *Kerrekiet):*

1. Kerre kerre kiet,
'k Woon in 't riet,
Ge kunt me vinden
Om den duvel niet!
(St. Amands, Prov. Antwerpen).

2. Kerre kerre kerre kiet kiet kiet!
Ik woon in 't riet, riet, riet.
Ge kunt mij niet vinden
Om den duvekote niet, niet, niet!
(Klein-Brabant, Prov. Antwerpen).

3. Wedde, wedde wiet!
Mijne nest staat in 't riet,
Niemand en kan 'm nie' vinden,
Nog den duvel zelf niet!
(Opwijk, Maxenzele, Prov. Brabant).

Die Wachtel *(Kwakkel)* ruft:

Kwit kwit kwit kwidit! | Kwakkel die in 't koren zit! *(Kempen).*

Die Nachtigall singt:

Meiske, ziet, ziet, ziet
Wat dat ge doet, doet, doet,
De jongens zijn niet goed, goed, goed. *(Kempen).*

Der Kuckuck ruft:

Dat singt en fluit dat wil, | Ik roep toch niet vóór Half-April! *(Ibid.).*

In Klein-Brabant ruft er beim Anfange von März:

Welkom, Meert, laat mij leven, | Ik zal u te Mei een van mijn jongskens geven.

Beim Ausgange dieses Monats aber sagt er:

Adieu, Meert! | Ik geef u geen pluim uit mijnen steert!

Wenn die Lerche *(Leeuwerik*, Kemp. *Leeuwerk)* sich in die Luft erhebt, bitt sie flehend:

1. Lieven Heerken, laat mij eens drinken, | Ik zal van mijn leven niet meer vloeken!

Wenn sie aber niederstreicht, flucht sie tausend Mal:

Sakkerdit! sakkerdit! sakkerdit! *(St. Antonius, Kempen).*

In der Umgegend von Antwerpen sagt sie:

2. Aufsteigend: Deezeken, laat mij nog een trappeken hooger,
Deezeken, laat mij nog een trappeken leeger!

Herabsinkend: Dom Deezeke, Deezeke dom!

3. Aufsteigend: Deezeken, mag 'k naar boven komen?
'k Zal nooit of nooit meer vloeken.

---

1) *Volkskunde*, I, bl. 79. 2) Ibid. 3) Ibid.



Hinabsteigend: Doĕmme, doĕmme, doĕmme! *(Kempen)*.

4. Aufsteigend: Zeezeken, Zeezeken,
Opent den hemel en laat mij in!
'k Zal van mijn leven niet meer vloeken of zweren!

Herabsteigend: Zielegods, zielegods, zielegods! [1]) *(Ost-Flandern)*.

Die Meise (Kemp. *Kèèsmees)* singt:

Koek en kèès, koek en kèès, koek en kèès!

Obwohl: Tien pintjes! tien pintjes! tien pintjes! *(St. Antonius)*.

Der Sperling ruft:

Dief! dief! dief! *(Ibid.)*

Der Fink:

'k Zing, 'k zing, 'k zing van Suske Wiet! *(Ibid.)*

Die Merle:

Drink 'et uit en tapt nog een! *(Ibid.)*

Der Emmerling (Kemp. *Gele weelwaal)*:

1. Gele weewaal, kerzen rijp?
Zet er de leer aan,
Ik zalder opgaan. *(Ibid.)*

2. Populierenhout,
Lepelhout,
Lepelhout! *(Brabant)*.

3. Alle hout en is geen timmerhout! *(Ibid.)*

4. Populierenhout,
Lepelhout,
Schrepelhout! [2]) *(West-Flandern)*.

5. Wie gaat er mee naar Ninof (Ninove)?
'k Heb er al geweest. —
Zijn de kerzekens al rijp? —
Neen ze, Meneer, z' en bloeien nog [maar [3])! *(Ost-Flandern)*.

6. Poepelierenhout
Es goe lepelhout,
Maar abeelenhout
Es nog beter hout. *(West-Flandern)*.

7. Ciïs, Ciïs, Ciïs,
G'haalt er eer of!
G'haalt er eer of *(Ibid.)*

8. 'k Heb vijf kinderen en een wijf.
Steel ik zeven krieken,
'k En heb er nog maar éene voor mij.
(Ibid.)

Die Turteltaube ruft:

Doet de deur toe, zoetelief! | Doet de deur toe, zoetelief!
(Boisschot, Antw. Kempen).

St. Antonius-Brecht. Jozef Cornelissen.

---

1) *Volkskunde*, I, bl. 77. 2) *Ibid*, bl. 80. 3) *Ibid*.

Folkloristische Findlinge.

1. *Čechischer Alltagsglaube.* Brüllt die Leitkuh lustig beim ersten Austrieb der Herde auf die Weide, so bedeutet das Glück und Segen für den Rinderstand.

2. Wenn das Fohlen beim erstmaligen Eingespanntwerden mit der Mutterstute das Zugseil überreisst, so wird der Besitzer einmal für das junge Pferd den zehnfachen Wert der Stute als Preis erhalten.

3. Befindet sich der Bräutigam auf Besuch bei seiner Braut und der Haushahn kräht sechsmal hintereinander, so stirbt die Braut als junge Frau im ersten Wochenbette.

Kardaš Řečic, Böhmen. Moriz Frankenstein.

Wiederkehrende Geister. Um zwölf Uhr Nachts ist es gefährlich die Schulgasse (d. h. die Gasse, wo die Synagoge sich befindet) zu passieren. Die Toten nämlich fliehen die in der Nacht tätigen Teufel (Ruchos) und suchen vor ihnen Schutz in der „Schul". Dort bleiben sie, bis es zu tagen beginnt. Wer also um jene Stunde durch die Schulgasse geht der wird von den Toten zur Thora aufgerufen, muss eintreten, die Augen schliessen und den Segen über die Thora sprechen; sonst stirbt er sicher im selben Jahre.

Skole, Karpathen. Dr. Emil Friedländer.

Die Froschhexe. Das 19 jährige Dienstmädchen Katharina Wottawa schrieb der Franziska Holzhacker, bei der sie früher zu Bette war, eine offene Correspondenzkarte, in der sie die Behauptung aufstellte, die Holzhacker habe einen Frosch im Leibe und wolle sie und ihren Geliebten verhexen. Frau Holzhacker, die sich durch diese Anschuldigung in ihrer Ehre gekränkt glaubte, erstattete die Anzeige. Katharina Wottawa wurde vom Strafrichter des zehnten Bezirkes Dr. Höfner zu einer Geldstrafe im Betrage von fünf Gulden, im Uneinbringlichkeitfalle zu einer Arreststrafe von 24 Stunden verurteilt.

Wien am 9. November. K.



Vom Büchertisch.

Der Palm-Esel, eine cultur-historische Skizze von R. von Strele. Zeitschrift d. D. u. Oest. Alpenvereins, 1897, XXVIII B. S. 135.

Das mit vieler Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit gesammelte Material zu obigem Thema, das den Lesern der Alpenverein-Zeitschrift als ein Beitrag zur Volkskunde vorgelegt wird, bringt wieder einen Gegenstand zur Besprechung, über den die Meinungen bisher geteilt waren. Die Einen sehen in dem Palmesel nur eine Ausartung eines rein christlichen Volksbrauches am Palmenfeste, die Andern greifen tiefer und suchen den Ursprung in heidnischen Zeiten. Auffällig ist jedenfalls, dass der Umzug auf dem „hölzernen" Palmesel sich vorzugsweise im allemanischen Gebiete findet; dass im deutschen Volksbrauche auch ein Pfingstesel bekannt ist, dass man sich in Illereichen spöttisch am Palmesel- *uud* Pfingsteseltage Glück wünscht, dass man auf uralten, unheimlich geltenden Plätten am Palmsonntage den Bretzel-Markt abhält (conf. Birlinger, Sitten und Rechtsbräuche II, 65, 66), dass man in Oberstdorf den Palmesel schon am Palmabend (wie auch anderwärts) von der „Hexen"-Kapelle abholt und dass der am Palmesel mitziehende Verbannte wieder ehrbar und straffrei wird. Aber die Isolierung dieser Feierzeit im Kultkalender von den übrigen heidnischen Festtagen spricht scheinbar doch für einen aussergewöhnlichen Hintergrund, der nichts mit dem Heidentum zu thun habe. Mag auch immerhin im Laufe der Zeit eine ernstere dem Christentume würdigere Auffassung der Passionszeit im Volke durchgedrungen sein und mögen auch die unkirchlichen Beigaben zum Palmesel-Zuge zurückgedrängt worden sein, sicher ist es, dass sich die Rutenweihe, die Eier- und Bretzel-Geschenke, die Verpflichtung der Metzger (und Bäcker) zum Ziehen des Palmesels leichter aus einem zeitlich verschobenen heidnischen Frühlingsfeste erklären lassen. Wie der erste Apriltag der letzte Rest eines zu Anfang April mit Possen, Spässen und lustigen Schwänken gefeierten Frühlingsfestes sein kann, so mag ganz wohl sich auf diesen Blühen-Ostertag, grünen Sonntag, Blumentag, Blumen-Sonntag, blauen Ostertag oder Palm-Tag Verschiedenes aus einer heidnischen Frühlingsfeier übertragen haben, die je nach der Lokalität verschieden früh oder spät mit einem gemeinsamen Kultmahle begangen wurde, weshalb Bäcker und Bretzelmarkt, Metzger und Hexen, sowie unheimliche Stätten an diesem Palmtage eine fortdauernde Rolle spielten. Vermutlich war dabei eine zur Dämonenvertreibung, d.h. zur Erhaltung von Fruchtbarkeit und Gesundheit einmal im Jahre (im Frühjahre) sichtbare hölzerne Figur einer Gottheit aufgestellt und durch die Felder gezogen worden, die später dem Strassenspotte preisgegeben und noch später mit dem biblischen Palmesel vereinigt wurde, den die Kirche aber allmählich aus ihren Räumen wieder wegnahm. — Erfreulich ist es, dass der so hochangesehene D. O. Alpen-Verein bestrebt ist, dem Volkstume in seiner Zeitschrift die gebührende Berücksichtigung zu erhalten und begrüssen wir diesen Beitrag des Salzburger Bibliothekars von Strele als eine wertvolle Bereicherung der Volkskunde. —r.

Bergische Sagen. Gesammelt und mit Anmerkungen herausgegeben von Otto Schell mit fünf Lichtdruckbildern. Elberfeld 1897. Baedeker (A. Martini und Grüttefien). XXXIV, 608 S. gr. 8⁰.

Zur Zeit, als die Volkskunde in verschiedenen Ländern noch ein literarisch Nachgeschlumper anderer, älterer Disziplinen war, hätte „man" es als eine Lächerlichkeit, wo nicht als eine Frechheit bezeichnet, wenn es sich ein Spezialist für slavische Völkerkunde erlaubt haben würde, ein urwüchsig deutsches Buch, eine Sagensammlung aus dem deutschesten Gebiete, zu bevorworten. Auch dem Bevorworteten hätte „man" nicht artig die Meinung ausgedrückt. Seitdem wir Volksforscher so und so vieler Sprachvölker uns (ohne jede ministerielle Sprachenverordnung) verstehen und kennen lernten, fanden wir uns am Urquell des Völkergedankens, als Detailforscher der Völkerkunde zusammen und sind einträchtiglich bemüht, unsere Wissenschaft, die sich weder um nationale, noch politische, noch confessionelle Abgrenzungen das geringste schert, nach Kräften zu fördern. Diesem Bestreben, das leider noch nicht weit über die Schwellen unserer Studirstuben hinaus gedrungen ist, verdankt auch unser Urquell seine Daseinsbedingung, die Möglichkeit seines wissenschaftlichen Fortbestandes.

Als ich mich vor acht Jahren auf Zureden meines Vaters zur Rettung des nach dem 1. Hefte dem Untergang verfallenden Urquells entschloss (der dem „Urdsbrunnen" entsprungen war), nahm ich mir vor, die Welt nach Gesinnungs- und Fachgenossen abzusuchen und mir welche im schlimmsten Falle heranzubilden. Die Aufgabe war um so schwieriger, als man mich gerade dazumal schwer anfeindete und mein bürgerlicher Erwerb durch die in Wien grassirende geistige Epidemie fast ins Stocken geraten war. Mit Hingabe meiner spärlichen Mittel machte ich das über und über bankrotte Blatt wieder flott und gieng auf die Mitarbeitersuche aus. In Sachen der Volkskunde und des Urquells schreibe ich seit Jahren Tag für Tag mindestens drei Briefe, und dazu flogen ständig viele Tausende von Probeexemplaren nach allen Landen aus. Oft erhielt ich Antworten von mir wildfremden Leuten, die mit dem Urquell sozusagen ihr Herz für die Volkskunde erst entdeckten. Aber, viele sind berufen, wenige auserlesen!

Zu den auserlesenen Urquelljüngern zählt auch mein wackerer Freund Herr Otto Schell in Elberfeld. Er ist am Urquell und durch den Urquell zu einem Volksforscher geworden. Sein Buch ist gleichsam eine Ergänzung zu unserem Urquell, und ich beklage dabei nur eines, dass es mir mein bescheidenes Einkommen nicht gestattet, jedem Urquellkunden ein Exemplar dieses Buches als unentgeltliche Beigabe zum Blatte zu liefern. Als mich Herr Schell nach Fertigstellung seines Buches um ein Vorwort ersuchte, erachtete ich es für meine Pflicht, seinem Wunsche zu entsprechen.

Die Sammlung ist nämlich ausgezeichnet gut und zeigt Seite für Seite den in unserer Umfragenschule ausgebildeten Forscher. An Gewissenhaftigkeit, Zuverlässigkeit und einer für den Nichtfachmann warscheinlich zuweilen ermüdenden Umständlichkeit lässt die Arbeit nichts zu wünschen übrig. Alles ist darnach angetan, dass man diese Sammlung als ein für die Sagenforschung Deutschlands grundlegendes Quellenwerk ansehen muss. Die literarhistorischen Nachweise im Anhange sind eine dankenswerte und willkommene Beigabe. Hie und da kann ich einigen Deutungen nicht beipflichten, doch mochte ich Herrn Schell in Einzelheiten nicht dreinreden, weil doch wohl auch andere anderer Ansicht als ich sein dürften und ich weder ein Schulfuchs bin noch Herr Schell mein Zögling ist, den ich auf meine Lehrmeinungen abzuprüfen hätte. Mein Vorwort soll dazu dienen, die Fachgenossen, die gewohnt sind meine Empfehlung zu beachten, auf dieses Buch auf kürzestem Wege aufmerksam zu machen. Mit solchen Volksüberlieferungen beschäftige ich mich, seit dem ich angefangen, mit der Feder in der Hand nachzudenken. Daher leite ich für mich die Befugnis ab, über ein derartiges Buch auch einmal ein vorgreifendes Urteil gegenüber den Fachgenossen abzugeben. Man schaffe es sich an, urteile selber und schöpfe daraus den Nutzen, den es unserer wissenschaftlichen Richtung gewähren kann. Krauss.

The Elevation and Procession of The Ceri at Gubbio. An Account of the Ceremonies Together with some Suggestions as to their Origin And an Appendix consisting of the Iguvine Lustration in English By Herbert M. Bower M. A., London 1897. David Nutt, XII, 146 p. 8⁰.

Wilhelm Meyer (der „Urania-Meyer") setzte vor Jahren in einem Feuilleton auseinander, dass die bedeutendsten Errungenschaften und Fortschritte in der Himmelkunde von Laien, von nichtberufmässigen Astronomen ausgegangen seien. Fast das Gleiche dürfte einer von der Volkskunde behaupten. Carrington H. Bolton, einer der namhaftesten Chemiker Nordamerikas erzählte mir, wie er zum Folkloristen geworden. Einmal sah er aus seinem Laboratorium Kindern zu, die Abzählreime im Spiel hersagten. Solche Verse kannte er aus eigener Kindheit, und er fragte sich, nach dem *Warum* der Erscheinung und suchte es herauszubekommen. Seine Schrift darüber schätze ich als eine Musterleistung unserer Methode und Disziplin. Bower, dessen sonstigen Beruf ich nicht kenne, ist auch nur aus Diletto zu unserem Fachgenossen geworden, aber sein Buch als eine dilettantische Arbeit hinzustellen, wäre eine Dummheit; denn, die Nase eingespannt, es ist beinahe ein Seitenstück zu Bolton's Counting out Rhymes, nur von anderer Art. Da sass er im Frühjahr 1894 an einem Wirtshaustische zu Mailand und neben ihm ein fremder, gesprächiger Herr, der ihm voll Entzücken von einem Volksfest zu Gubbio erzählte. Wer der Herr war, weiss B. nicht, was Schade ist, denn er verdient auch unseren aufrichtigen Dank. Bower machte sich nämlich spornstreichs nach Gubbio auf, widmete volle zwei

Jahre der Erforschung des Festbrauches und schilderte ihn des Langen und Breiten in diesem von prickelnder Lebensfreude und Feiertagsstimmung überfliessenden *gelehrten* Werke. Die Darstellung des Festumzuges (Cap. 1. S. 1—18) würde jedem Lesebuche für höhere Unterrichtanstalten zum Schmuck dienen. Auch die elf Photographien unterstützen wirksam das Wort. Die Auffassung des Festpatrones (St. Ubaldo) und die Parallelen sind zweckmässig, die Beschreibung der Gilden und der Sommerfestlichkeiten sehr befriedigend, doch hätte ich eine Herbeiziehung ähnlicher Gebräuche aus Tirol, Steiermark und Baiern gewünscht; denn den Sprung über die klaffende Lücke zweier Jahrtausende zurück auf die Betbruderschaft von Eugubium bin ich zu kurzatmig ihm nachzuwagen. Ist er wirklich notwendig? Er ist auch rein unmöglich. Nirgends im Europa hat sich *ein* Brauch an *einem* Orte in gleicher Weise durch einen so gewaltig langen Zeitraum behauptet. Auch der Hinweis auf die ähnlichen Maifestgebräuche zur Erklärung des Brauches ist nicht unerlässlich. Näher liegt eine Herleitung von mittelalterlichchristlichen Kirchenfestspielen. Dieser humoristische Teil gehörte, wie ich vermute, schon vom allerersten Anfang an unzertrennlich mit zum Kult des Heiligen. Der Kultdienst ist seinem Grundzug nach einer Lustbarkeit gleich. Wertvolle Belege für diese Auffassung enthält sowohl von Strele's obgenannte Abhandlung als auch Brinton's hier weiterhin angezeigtes Buch S. 180—186. Auf die *Form* der Tragsäulen, die bizarr genug ausschauen, kann man kein grosses Gewicht legen; sie mögen am letzten Ende ihre Entstehung einer launigen Schrulle verdanken. Wer vermag alles zu ergründen? Das ist eine Kleinigkeit, die neben den zahlreichen, höchst gelungenen Ausführungen kaum eine Erwähnung verdiente, hätte ihr B. keine unverdient grosse Betrachtung gewidmet. Dieses Werk ist der XXXIX. Bd. der neben der Zeitschrift einhergehenden Veröffentlichungen der Londoner Folk-Lore Society, mit der auch die amerikanische in rühmlichen Wetteifer getreten ist. Wir Deutschen könnten es ihnen nachmachen, wenn, — ja, ‚wenn's Wenn nit wār,' sagte der Bauer, ‚hätt' der Pfarrer a a Weib!'

Krauss.

Religions of primitive peoples by Daniel G. Brinton. New York & London, 1897. G. P. Putnam's Sons. XVI, 264, 8⁰.

Der Übersetzer dieses Buches soll den Titel mit ‚Grundriss des ethnologischen Volksglaubens' verdeutschen, damit es gleich augenfällig wird, dass hier im kleineren Massstabe ein Seitenstück zu A. H. Post's ‚Grundriss der ethnologischen Jurisprudenz' vorliegt (Vergl. Urquell 1895, S. 45 f.). Es ist eben, wie dieses, ein Lehrbuch im besten Sinne des Wortes, nur war Post ein trocken schematisirender Rechtsgelehrte, Brinton dagegen ist ein künstlerisch sprachgewandter Darsteller, der selbst den schwierigsten Gegenstand in anmutiger und lebhafter Art zu behandeln versteht. Um ganz gerecht zu sein, muss man hervorheben, dass Post sein Werk für ausdauernde Leser verfasste, Brinton aber sein Buch in sechs öffentlichen Vorträgen einem Zuhörerkreis beizubringen hatte. Für die Bildungsstufe der höheren Schichte der sieben amerikanischen Grossstädte, wo im vorigen Winter diese Lectures on the History of Religions abgehalten wurden, ist es ein wahrhaft ehrendes Zeugnis, dass sie für solche tiefsinnige Auseinandersetzungen Verständnis besitzt. In mancher europäischen Grossstadt spräche der Redner vielleicht nur an einem Abende zu einem vollen Sale. Brinton ist einer von jenen seltenen Forschern, die selbst vor grosser Gesellschaft in voller wissenschaftlicher Rüstung eigener Geistes- und Gedankenarbeit auftreten. Er lässt die Zuhörer (oder uns die Leser) mitdenken und mitschaffen, indem er die Irrtümer früherer Forscher dartut und dann mit bündigen Strichen den richtigen Weg zur Wahrheit zeichnet. Er ist in der fachwissenschaftlichen Weltliteratur (die der slavischen Völker ausgenommen) aller Zeiten einheimisch, wie wenige sonst, am meisten jedoch in der Überlieferung der Indianer. Er schöpft aus überschäumendem Strom mit weiser Umsicht, wie einer, der sich seines Reichtums bewusst ist. Nur entsteht dabei, besorge ich, für den Anfänger in der Volkskunde, ein einseitiges Bild des Entwicklungszustandes der Religionen, indem das Schwergewicht in Brintons Darlegung immer auf den Glauben der Indianer fällt; wir in Europa, die wir unter weisshäutigen Indianern, will sagen unter weissen Völkern forschen, wissen aber, dass unsere Volkstümer an solchen Beweisstücken, wie die von Brinton angeführten, auch keinen Mangel leiden. Unsere europäischen, landläufigen Mythologien sind nur etwas zu landsmännisch-national gehalten, so dass die religionswissenschaftlichen, allgemein

menschlichen Gesichtspunkte dadurch verschoben werden. Wir müssen uns darum die amerikanische Methode, die Brinton im ersten Vortrage beleuchtet, mehr anzueignen trachten, dann hat der zweite Vortrag über den Ursprung und den Inhalt der primitiven Religionen, der III. IV. und V. über die primitive religiöse Ausdrucksweise durch das Wort, den Gegenstand und den Brauch, und schliesslich der VI., der die Entwicklungschichten primitiver Religionen blosslegt, für uns nichts fremdartiges mehr. Diese Vorträge hat Brinton auch für uns gehalten. Krauss.

VII. Ausweis

über die zur Gründung einer **Urquellstiftung** von 10,000 Fl. zur Förderung der Volksforschung eingeflossenen Spenden:

Stand des Fonds (vrgl. Urquell, N. F. Band I. S. 360)	734	Fl. ö. W.
„Zur Abrundung" spendete Börsenrat Herr Leopold Langer . .	66	„ „ „
Zusammen	800	„ „ „

Weitere Spenden übernimmt der derzeitige Verwalter der Urquellstiftung

Wien VII/2. Neustiftgasse 12.
20. Dez. 1897.

Dr. Friedrich S. Krauss.

INHALT.

	Seite
Proben von chinesischer Folklore. Von Gustav Schlegel	1.
Guslarenlieder. VI. Die Milchbrüder. Mitteilungen von Krauss	5.
Judendeutsche Volkslieder aus Russland. Mitteilungen von L. Perez	27.
Stolpern und Hinfallen. Von A. Treichel	29.
Lebendige Richtschwerter. Von R. Sprenger	31.
Volksmedizin (bei galizischen Juden). Von Dr. Emil Friedländer	33.
Der Nobelskrug. Eine Umfrage von R. Sprenger. Beitrag von Josef Buchhorn	34.
Volksrätsel aus Pommern. Gesammelt von Asmus. Literarische Anmerkungen von Dr. A. Brunk	35.
Das Kind in Glaube und Brauch der Völker. Eine Umfrage. Beiträge von Isaak Robinsohn, Josefine Kopecky und Colmar Schumann	39.
Tierstimmen im Volksmunde. Eine Umfrage von Dr. A. Brunk. Beiträge von Jozef Cornelissen	43.
Folkloristische Findlinge. 1. Čechischer Alltagsglaube. Von Moriz Frankenstein. — 2. Wiederkehrende Geister in Galizien. Von Dr. Emil Friedländer. — 3. Die Froschhexe. Von K....	46.
Vom Büchertisch: R. von Strele's Skizze über den „Palm-Esel". Angezeigt von —r. — O. Schell's Bergische Sagen; H. M. Bower's Procession of the Ceri at Gubbio und D. G. Brinton's Religions of primitive peoples. Angezeigt von Krauss	47.

Wir bitten unsere *Mitarbeiter*, sich aus Rücksicht für unsere holländischen Setzer in ihren Beiträgen nur einer hübsch leserlichen *Lateinschrift* zu bedienen.

Jeder *Mitarbeiter* hat Anspruch auf 25 Sonderabzüge seines Beitrages; bedarf er ihrer mehr, mag er sich deshalb vor dem Abdruck mit dem Verleger ins Einvernehmen setzen.

Der Urquell erscheint regelmässig in Doppelheften. *Der Subscriptionspreis für den ganzen Jahrgang beträgt:* 4 Mark. = 5 K. = 5 frcs = 2.50 fl. = 1 $.

Abonnements können auch bei der Redaktion des Urquells, Wien VII/2. Neustiftgasse 12 angemeldet werden.

Druck der „Buchhandlung und Druckerei vormals E. J. Brill" in Leiden.

DER URQUELL.

Eine Monatschrift für Volkskunde.

Herausgegeben

von

Friedrich S. Krauss.

Das Volkstum ist der Völker Jungbrunnen.

Der neuen Folge Band II. Heft 3 und 4.



BUCHHANDLUNG U. DRUCKEREI
vormals
E. J. BRILL
LEIDEN — 1898.

G. KRAMER Verlag
in HAMBURG.
St. Pauli, Thalstr. 24, I.
1898.

Redaction: Wien, Österreich, VII/2. Neustiftgasse 12.

Einläufe.

[**A. Bastian**]: Lose Blätter aus Indien. II. Batavia 1897, Albrecht & C⁰. 140 + 112 + XXXVI + 8 S., gr. 8⁰.

Knecht Ruprecht und seine Genossen. Von **Franz Weineck** (S. A. Ndl. Mitt.). Guben 1898. 56 S. 8⁰. Selbstverlag.

Manastir Kalenić zadužbina despota Stefana Lazarevića (1405—1427) napisao **M. Gj. Milićević.** Beograd 1897. XVI, 54 S. 8⁰. (k. serb. Akademie).

Sagen und Erzählungen aus dem Kreise Kolberg—Körlin. Gesammelt und hrsg. v. **F. Asmus** und **O. Knoop.** Kolberg 1898. C. F. Post. 100 S. 8⁰.

Das St. Martins- und St. Nicolausfest in Düsseldorf, von **Kiessler.** 8 S. 8⁰. A. Schneider, Düsseldorf 1897.

Klu o bum bsdus pai sñin po. Eine verkürzte Version des Werkes von den Hunderttausend Nâga's. Tibetischer Text mit graphischen und kritischen Erläuterungen. Von **Berthold Laufer.** Berlin 1897. G. Unger. 39 S. gr. 8⁰.

Eder, Robert: Sonderabdrücke: Der Sagenkreis vom Zaunkönig, 11 S. — Der Kuckuck in Dichtung und Glauben der Völker, 17 S. — Die Bedeutung des Stieglitzes auf alten Madonnenbildern. — Der Seidenschwanz (Bombycilla garulla).

Boas, Franz: Northern elements in the mythology of the Navaho. (Am Anthr.). — Eskimo tales and songs (Folklore Journal).

Höfler, M.: Die geschlossene Zeit. (Blg. Allg. Ztg. München, 1897, Nr. 286, S. 7).

Pitré, G.: Motti dialogati siciliani, 7 p.

Wlislocki, H. v.: Das sogenannte „Pharaonslied" der Zigeuner. Z. D. M. G. 1897, p. 485—498.

Sartori, P.: Glockensagen und Glockenaberglaube. S. A. Ztschr. d. Ver. f. V. 1897, 270—86; 385—69.

Rogasener Familienblatt, hrsg. v. **Knoop.** 1. Jahrg. (Enthält vorwiegend Folklore).

Niederlausitzer Mitteilungen, Guben 1897. V B. (**K. Gander**: Aus dem Gebiete der Viehzucht, S. 57—67).

Antiquarische Kataloge für Folklore.

Catalogue de Livres d'Occasion Anciens et Modernes relatifs aux Sciences Occultes etc. etc. III. Paris 1898. Lucian Bodin, 43. Quai des Grands Augustins. Enthält 917 Büchertitel. Preise annehmbar.

Socialpsychologische und geographische Perspektive.

Von Th. Achelis.

Wir stehen jetzt in dem ganzen Gebiet wissenschaftlicher Forschung unter dem Zeichen der Arbeitsteilung, das erfährt auch zu ihrem Heile die Völkerkunde; in der Tat kann es ihrer Entwicklung nur förderlich sein, wenn möglichst eingehende Specialuntersuchungen ihre Basis immer mehr festigen. In dem Gefühl dieser steigenden Consolidirung, die selbstverständlich ihrerseits wieder eine günstige Wirkung auf die Methodik ausübt, vergisst man gelegentlich die Bedeutung der allgemeinen Principien, der leitenden Grundsätze der ganzen Untersuchung oder man construirt wohl einen scheinbar unversöhnlichen Gegensatz zwischen beiden Auffassungen. Das ist unseres Erachtens der Fall bei der Polemik gegen den Bastian'schen ‚Völkergedanken', der, nachdem er vielleicht für eine Zeit lang seine Dienste getan, zum alten Eisen geworfen werden könne. Wie so häufig in der Geschichte der Wissenschaft droht der übelberatene Eifer kühner Reformatoren den ruhigen Gang sachlicher Prüfung im Frage zu stellen.

Zunächst suche man sich unbefangen die Situation zu vergegenwärtigen, aus der jene socialpsychologische Anschauung als schärfster Ausdruck für die geistige Einheit des Menschengeschlechts sich mit Notwendigkeit ergab. Nachdem bekanntlich Max Müller schon mit äusserstem Erstaunen afrikanische Märchen und Fabeln bei den Zulus constatirt hatte, die unseren allbekannten auf ein Haar glichen, sammelte sich im Lauf der Jahre ein solcher Schatz übereinstimmender Sitten, Gewohnheiten, mythologischen und religiösen Glaubens, künstlerischer und rechtlicher Vorstellungen bei den *stammfremdesten* Völkerschaften an, dass (wenigstens bei dem zeitigen Stande der Forschung) an keine directe Übertragung und Entlehnung gedacht werden konnte. Ich begnüge mich aus der schier unübersehbaren Fülle des Materials nur auf die schlagenden Parallelen im Rechtsgebiet hinzuweisen. Blutrache, Brautkauf, Frauenraub, das sog. Männerkindbett, Mutterrecht, Consolidarität des Stammes in Vermögensverhältnissen u. s. w. sind derartige gleichartige

Tatsachen im Völkerleben, die man beliebig vermehren könnte. ‚Was will die historische oder ethnographische Methode mit der seltsamen Erscheinung anfangen' (ruft Post aus), ‚dass bei mehreren Kaukasusvölkern, den Reddies in Südindien und den Chibchas in Neugranada gleichmässig sich der Brauch findet, dass unmündige Knaben mit erwachsenen Mädchen verheiratet werden, welche solange mit Männer leben, bis der Knabe zu seinen Jahren kommt, und dass die Kinder, welche aus diesem Zusammenleben hervorgehen, zum Teil als Kinder dieses Knaben angesehen werden? Wir werden nicht zu erwarten haben, dass uns je eine historische Kunde darüber zu Teil wird, wie dieser Brauch entstanden ist' [1]). Es hat sich, wie schon angedeutet, unwiderleglich herausgestellt, dass auch hier keine ethnographische Verwandtschaft, keine sog. völkerpsychische Individualität irgendwie bestimmend ist, sondern lediglich die betreffende Organisationsstufe, das sociale Milieu, das mit organischer Notwendigkeit überall und zu jeder Zeit dieselbe Institution, dieselbe Anschauung hervortreibt. Diese Universalität rechtlicher Vorstellungen, welche bis auf einen ziemlich genau bestimmbaren Kreis sich als ein Gemeingut des Genus Homo sapiens verfolgen lässt, wird nun gar nicht dadurch erschüttert, wie man gelegentlich meint, dass in der Tat directe Übertragungen und Entlehnungen von einem Völkergebiet aus dem anderen vorgekommen sind, wie die Reception des römischen Rechts von uns Deutschen oder das Eindringen islamitischen Rechts in Afrika oder des indischen in Birma; hier handelt es sich um einen historisch nachweisbaren Process, wo im Folge überlegener Cultur eine Fermentirung des socialen Lebens stattgefunden hat, die öfter auch nicht unbedenkliche Gährungen nach sich zieht. Aber auch hier würde diese Übernahme nicht erfolgreich sein und den ganzen Volksorganismus umwandeln, falls nicht eine gewisse psychische Gleichartigkeit, eine annähernd ähnliche Stufe des Bewusstseins erreicht wäre; auch hier tritt jede individuelle Bedeutung gegenüber den grossen socialen Strömungen völlig zurück. Ähnlich liegt der Fall in Mythologie und Religion, wo die früheren durch die Sprachwissenschaft gezogenen Grenzen ethnographischer Verwandtschaft weit, weit übersprungen sind. Auch dieses Factum gehört trotz aller Fehlgriffe im Einzelnen zu den unerschütterlichen Documenten der Völkerkunde, und sie werden nicht irgendwie in Frage gestellt durch die kühne Vermutung Ratzel's: ‚Wir wagen voraus zu

1) Bausteine für eine allg. Rechtswiss. I, 16.

sagen, dass in der religiösen Sphäre der entferntesten afrikanischen und australischen Völker Keime oder Reste indischer oder ägyptischer Überlieferungen zu finden sein werden, gerade wie in ihrem übrigen Culturbesitz. Die indischen Elemente im malayischen Glauben gehören schon heute zu den fest bewiesenen Tatsachen und reichen vielleicht bis nach Hawaii und darüber hinaus nach Amerika'[1]). Wir können von unserem Standpunkt aus uns nur auf das Entschiedenste gegen eine solche verhängnissvolle speculative Behandlung nach gewissen allgemeinen fadenscheinigen Möglichkeiten bei Problemen erklären, die nur (für die ethnographisch-geographische Perspektive) durch exacte Nachweise sich lösen lassen. Ratzel, der hervorragendste Vertreter dieser genauen topographischen Forschung und ebenso erklärte Feind des sozialpsychologischen Standpunktes, äusserst sich folgendermaassen: ‚Die Lehre von der Entwicklung des geographischen Besitzes wird nicht geschaffen werden, solange der Völkergedanke die Geister beherrscht. Denn dieser lenkt vom Studium der geographischen Verbreitung ab. Wenn Stäbchenpanzer im Tschuktschenlande, auf den Aleuten, in Japan und in Polynesien gleichsam durch eine generatio aequivoca des menschlichen Intellects in's Dasein treten, so genügt die Untersuchung eines einzigen Falles dieser Art, alle anderen zu verstehen. Dann ist es mehr der Geist des Menschen als die Erzeugnisse dieses Geistes, welche die Ethnographie interessiren; dann hat es geringen Wert, die geographische Verbreitung irgend eines ethnographischen Gegenstandes sorgsam zu untersuchen, und die Völkerkunde kann die Hülfe der Erdkunde entbehren. Man sieht, wie äusserlich die Verbindung zwischen Ethnographie und Geographie sein muss, wenn die ungeographische Scheu vor grossen Entfernungen dazu führt, eine ganze Anzahl besonderer Schöpfungsmittelpunkte von Waffen, Geräten, Sitten und Gebräuchen zu schaffen, statt zu fragen: ‚Wie konnte die Entfernung zwischen zwei Erdstellen, wo ähnliche Varietäten desselben ethnographischen Gegenstandes erscheinen, überbrückt werden'[2])? Ein fest unausrottbares Vorurteil versteckt sich in dieser unfreundlichen Verurteilung, nämlich der seltsame Gedanke, dass die socialpsychologische Perspektive völlig und auf jeden Fall mit der geographischen Untersuchung unverträglich wäre: Umgekehrt, sie ergänzen einander auf das beste. Ist bei irgend einer auffallenden Übereinstimmung zwischen Angehörigen fremder Rassen das Problem zur Beantwortung

1) Völkerk. I, 38, 2. Aufl. 2) Anthropogeogr. II, 101.

gestellt, so wird zunächst eine vorsichtige geographisch-historische Untersuchung über die etwaigen Berührungen dieser beiden heterogenen Völkerschaften (mit allen Zwischenstation der Übermittelung) einzusetzen haben, und gelingt es ihr, den exacten Nachweis zu liefern, so wird schwerlich irgend eine Theorie des Völkergedankens dies Ergebniss in Zweifel ziehen wollen. Aber wo dies inductive Mittel versagt, wo nach Lage der Sache niemals eine solche Construction gelingen kann und in Folge dessen abenteuerliche Phantasien entstehen (wie die Hypothese A. Fornander's über einen etwaigen Zusammenhang zwischen den Hawaiiern und den Cushiten), was bleibt da für die Kritik Anders übrig, als zu der doch gewiss nicht von vorneherein unglaubwürdigen Annahme von der selbständigen Entstehung gleicher Gefühle und Gedanken bei ähnlichen Zuständen und äusseren Reizen zu greifen, die schon der ahnungsvolle Geist Schiller's empfahl und der die meisten bedeutenden Ethnologen gefolgt sind? Wir können uns nur aus vollem Herzen der besonnenen Auseinandersetzung Altmeister Bastian's ausschliessen, der so den bedrohlichen Streit der Ansichten zu vermitteln sucht: ,Der Völkergedanke wurzelt in den geographischen Provinzen, unter topischen Wandelungen der psychisch begründeten Elementargedanken, und insofern besteht in der Ethnologie kein Gegensatz zwischen psychologischer und geographischer Richtung. Auf den historisch dem Globus längs geographischen Bahnen eingegrabenen Geschichtswegen mögen die hin und her strömenden Einflüsse auf weiteste Entfernungen hin verfolgbar sein, auf unbestimmt weiteste a priori; aber deshalb desto unverbrüchlicher, strenger wird eben postulirt, dass nur uns so genauer (a posteriori) die Behauptung zu präcisiren sei. Je mehr Möglichkeiten möglich sind, desto schärfer wird die Beweisführung verlangt, damit sie beweisend ausfalle. Immanent einwohnend verbleiben dabei die Elementargedanken im ethno-psychischen Wachstum, dessen Gesetzlichkeiten ebenso unabweislich an sich bereits vorauszusetzen sind, wie die der Zelle als Elemente im pflanzlichen [1]. Es ist in der Tat ja recht wohl denkbar (obwohl auch dieser Punkt schwer festzustellen ist), dass, wie Ratzel betont, die menschliche Technik und Phantasie sich im Ganzen und Grossen von einer erstaunlichen Beschränktheit und Enge zeigt, dass wenig originelle Erfindungen an verschiedenen Stellen des Globus gemacht werden, aber es ist doch anderseits höchst bezeichnend, dass gegenüber den grossen

---

1) Controversen in der Ethnol. I, 53.

Parallelen im Glauben der Völker selbst Ratzel sich zu folgendem Zugeständnis veranlasst sieht: ‚Wenn wir höher steigen' (es handelt sich vorher um künstlerische Übereinstimmungen in der Ornamentik), ‚so kömmen wir zu jenen mythologischen Entwicklungen der Götter- und Seelenlehren und der Kosmogonien, welche Pflanzen vergleichbar, deren Samen der Wind verträgt, überall wo Menschen sind, gleich in Grundgedanken, aber auch erstaunlich ähnlich in Einzelheiten aufspriessen und oft wuchernd sich entfalten. Die Übereinstimmungen und Ähnlichkeiten sind auf diesem Gebiete so häufig, das selbst Beobachtern, welche gar nicht einmal weit um sich sahen, solche Anklänge auffielen. Hartt, der eine Sagensammlung des Amazonengebietes anlegte, fand sofort die Schwanenjungfrau, den Werwolf, das Überholen im Wettlauf eines schnellen Tieres (Hirsch) durch ein langsames (Schildkröte) heraus. Und sie sind nicht vereinzelt, sondern treten in ganzen Mythenbauten und Sagenkreisen auf, wie Bleek einen im Reineke Fuchs in Afrika dargestellt hat. Natürlich liegen auf diesem Fade die Verwandtschaften nicht so offen vor Augen, wie wenn wir Urnen oder Panzer, Verkörperungen von vergleichsweis einfachen Formgedanken vor uns haben. Die Phantasie arbeitet ungestaltend an den Vorstellungen, die ein Geschlecht dem anderen in leicht veränderlichen und selbst dem Missverstande nicht ganz entzogenen Worten überliefert. Die Einkleidungen mögen von Ort zu Ort wechseln, wesentlich bleiben zwei Dinge bestehen: der unverwüstliche Grundgedanke und die zufällig in diesem oder jenem Teil unverändert erhaltenen Einzelheiten der Einkleidung' [1]). Zu solchen unverwüstlichen, elementaren Ideen rechnen wir den grossen, fast unübersehbaren Complex des Animismus, um mit Tylor zu sprechen, ‚des Ahnencultus, der Dämonologie, der Vorstellungen über die Schicksale der Seele, der Entwicklungsphasen des religiösen Bewusstseins überhaupt' u. s. w. — Wer hier noch *bloss* mit Entlehnung und Übertragung auskommen kann, mit dem ist nicht zu streiten, weil er sich absichtlich die Augen verschliesst. Mit vollem Recht entgegnet R. Andree den Fanatikern der geographischen Methode (es handelt sich um die Verbreitung oder etwaige selbständige Erfindung der Masken): ‚Man sieht, wohin man schliesslich mit dem Wandern aus einem Centralpunkt anlangt und letzterer kann dann endgültig nur auf ein einziges Individuum zurückgeführt werden, in dessen Gehirn die erste Conception der Masken entstand. X, ein ägyptischer

1) Anthrop. II, 718.

Priester zur Zeit der so und so vielsten Dynastie, erfand die Maske. So ungefähr würde im Verfolg die Wandertheorie sich gestalten, wenn der historische Beweis zu erbringen und die Möglichkeit darf nicht geleugnet werden. Alle Eisenbahnen der Welt führen auf das Histörchen vom Theetopf Watt's zurück' [1]).

Auch eine wichtige philosophische Erwägung zwingt uns zur principiellen Anerkennung des socialpsychologischen Gedankens. Wer in der geistigen Entwicklung der Menschheit mit uns das inductive Material zum Aufbau einer umfassenden Psychologie sieht, um die stufenweise Entfaltung des Bewusstseins empirisch zu erfassen, der kann unmöglich in dem Individuum, in der planmässigen, überlegten Erzeugung geistigen Lebens (sei es nun irgend eines Werkzeuges, einer Institution oder einer Vorstellung) den Gipfel und die Krone des ganzen Vorganges erblicken. Wenden wir *nur* jenen mechanischen Gesichtspunkt äusserer Mitteilung und Aneignung an, so fallen die grossen treibenden socialpsychischen Factoren, welche Tun und Treiben des Menschen und ganz besonders des primitiven Naturmenschen beherrschen, fort, mindestens kommen sie nicht zu ihrem Recht. Wer sich aber nicht durch blendende Phrasen täuschen lässt, wer sich klar macht, dass unsere Seele einen unendlich verschlungenen Complex psychischer Tätigkeiten darstellt und insbesonders, wer sich dessen gewiss wird, dass unser persönliches Bewusstsein nur einen spärlichen Ausschnitt unseres gesammten seelischen Lebens überhaupt ausmacht, der kann sich auch nicht mit dem landläufigen individualpsychologischen Standpunkt begnügen. ‚Nur der Denkproces,' bemerkt Post, ‚verläuft vollständig im Bewussten. Alle Gefühle und Begehrungen werden uns nur als Resultat bewusst, und eine Menge von Urteilen sind nicht logische, sondern unvollständige, mit der Norm, auf deren Grund sie gefällt werden, im Unbewussten liegende. Ist dies richtig, so ist klar, dass unser Bewusstsein für die tiefere Erkenntniss des menschlichen Wesens durchaus nicht ausreicht, weil nur ein ganz kleiner Teil unseres Seelenlebens uns überhaupt unmittelbar bewusst wird. Was wir durch Hineinschauen in unsere eigene Seele ergründen können, ist bald erschöpft. Unendlich aber dehnt sich das Erkenntnissgebiet aus, wenn man neben der inneren Selbstbeobachtung die Beobachtung mittels der Sinne zur Erkenntnis der menschlichen Seele heranzieht, mit anderen Worten, wenn man aus den Erscheinungen des unbewussten Seelenlebens in der Welt

1) Ethnograph. Parallelen, N. F. S. 108.

unserer Sinne Rückschlüsse auf die in uns wirksamen unbewussten Seelentätigkeiten macht' [1]). Dass deshalb unsere persönliche Wertschätzung irgend welcher ethnologischer Tatsachen weit entfernt von der wünschenswerten Objectivität eines wissenschaftlichen Urteils ist, leuchtet von selbst ein, und die im Werden begriffene Social-Ethik wird daher nicht ohne Grund ihr wesentliches Material aus dem überreichen Arsenal der Völkerkunde entnehmen müssen: Derselbe Grundsatz gilt aber mit ungeschmälerter Kraft für das Verständnis und die Analyse der grossen mythologischen und religiösen Ideenwelt, die vollends über den beschränkten Rahmen individueller Kraft und Erfindung hinausreicht. Die Zeiten, wo man sich in dieser Beziehung mit dem schönen Bilde der ‚Religionsstifter' begnügte, — in ihnen wahre Titanen und selbstschöpferische Genies verehrend — sind wohl auf immer dahin.

Ein altägyptischer Weltschöpfungsmythus.

Von A. Wiedemann.

Auf das Engste hängt im alten Ägypten das religiöse Empfinden des Volkes mit seinem gesammten Fühlen und Denken zusammen. Der Ägypter zeichnete sich, wie dies bereits den Völkern des klassischen Alterthums auffiel, durch seine grosse Frömmigkeit aus; in jeder seiner Verrichtungen, auch der alltäglichsten, spielten die Götter oder Dämonen eine Rolle; im Wachen wie im Schlafen, von der Geburt bis zum Grabe und weit über dieses hinaus umschwebten ihn Geister, bald gutherzige, die ihm hülfreich zur Seite standen, bald bösartige, die ihn und sein Glück zu verderben strebten. Ihrer musste er Herr werden und bleiben, wollte er irgend ein Ziel erreichen, sollte seine Gesundheit und sein Leben nicht Gefahr laufen, wollte er nicht auf ein Fortleben in einem Jenseits voll Glück und Befriedigung verzichten. Dieses innige Band zwischen Glauben und Leben wurde dadurch noch fester geknüpft, dass die Religion nie zum abgeschlossenen Dogma ward, sondern Hand in Hand mit der übrigen Kulturentwicklung in stetem Flusse blieb. Im Nilthale gab es keine heiligen Schriften, denen jede Glaubenslehre ihre Grundlage und Berechtigung entnehmen musste,

---

1) Einleitung in das Studium der ethnol. Jurisprudenz, S. 14.

an deren Inhalt jeder Ägypter fest zu halten gehabt hätte, wollte er nicht als Abtrünniger vom Glauben der Väter erscheinen. Hier traten keine Dichter auf, deren mythologische Ausführungen das religiöse Denken hätten beherrschen und systematisieren können. Solchen Ausweg hatte das Hellenenthum gefunden, um zu einem einheitlichen Glauben zu gelangen, ohne denselben in die Fesseln eines Systems zu schlagen. Ihnen schufen Homer und Hesiod, wie Herodot II. 53, Xenophanes u. a. mit Recht hervorheben, ihre mythologischen Vorstellungen. Naturgemäss geschah dies nicht in dem Sinne, dass sie ihre Lehre frei erfanden, wohl aber in dem, dass sie die Widersprüche der ihnen vorliegenden Mythen ausglichen, die Legenden in Verbindung setzten und so Göttergeschichten und Göttergenealogien feststellten, auf welche die Nachwelt immer und immer wieder zurückgriff. Dies hat nicht zu verhindern vermocht, dass auf den Boden des alten Hellas, wie später auf dem Roms, als dieses in historischer Zeit Griechenland die homerische Götterwelt als eigenen Besitz entlehnte, die alten lokalen Kulte bestehn blieben und sich weiter entwickelten. Die homerisch-hesiodeische Mythologie war trotzdem der gemeinsame Boden, auf dem das innerste Empfinden der gräco-italischen Stämme sich zusammen fand; allen Wucherungen des Volksglaubens gegenüber bildete sie ein festes, unerschütterliches Ganzes.

In Ägypten war dies anders. Hier fehlte jede wie nur immer geartete Dogmensammlung, jeder Versuch einer zusammenfassenden Darstellung der Mythologie, ja sogar jede Möglichkeit, eine Art Katechismus herzustellen, dessen Inhalt als *die* ägyptische Religion hätte gelten können. Nur einmal im Verlaufe der Jahrtausende langen Geschichte des Pharaonenreiches ist der Versuch gemacht worden, dem gesammten Volke einen einheitlichen Glauben aufzudrängen. Es geschah dies, als der König Amenophis IV um 1450 v. Chr. zwangsweise die Verehrung seiner henotheistischen Gottheit, des *Aten*, der Sonnenscheibe, einzuführen trachtete. Ihr sollten alle andern Götter weichen oder in ihr aufgehn; mit ihnen auch der Gott, der damals seit einigen Jahrhunderten, zwar nicht dem Namen nach, aber doch thatsächlich das ganze ägyptische Pantheon zu durchdringen begonnen hatte, der Sonnengott Râ, der, im Gegensatze zu der reinen Naturgottheit des Aten, einer die Sonne beherrschenden intelligenten, anthropomorph gedachten Kraft entsprach.

Der Versuch des Königs, der soweit ging, dass er seinen eigenen Namen Amenophis „Gabe des Amon" abstreifte, da er den Namen

eines der alten Götter, des Amon, enthielt, und der sich nunmehr Chu-n-aten „Glanz der Sonnenscheibe" nannte, misslang. Der Aten-Kult ward nach seinem Tode durch eine priesterliche Reaktion unterdrückt, de Râ-Glaube begann von Neuem seine Siegesbahn. Ein Gott nach dem andern ward ihm verschmolzen, aus Amon ward Amon-Râ, aus Chnum Chnum-Râ, u. s. f. Die Götter, die den Namen des Râ verschmähten, nahmen doch seine Eigenschaften an, so dass zu der Zeit, als die Griechen Ägyptens Boden besetzten, hier so gut wie alle Gottheiten mehr oder weniger zu Göttern der Sonne und ihrer Eigenschaften geworden waren, der Sonne an sich, der Morgen-, Mittag- oder Abendsonne, der versengenden Sonnengluth, der befruchtenden und ernährenden Sonnenwärme, und ähnlicher Begriffe. Dieser Prozess war ein durchaus freiwilliger, der sich wie mit Naturnothwendigkeit im Denken des Volkes vollzog, kein aufgezwungener. Ein Ägypter, auch der hellenistischen Zeit, hätte sich sehr gewundert, hätte man ihm gesagt, sein Glaube sei eine Sonnenreligion. Zwar waren seine Götter in ihren Lebens- und Machtsäusserungen identisch geworden, allein soweit ging man nicht, sie einander nunmehr auch dogmatisch gleichzustellen. Jeder unter ihnen fristete ein selbständiges Dasein fort, bis das Ägypterthum überhaupt zu Grunde ging und das christliche Kreuz die eingestandenen und die nicht eingestandenen Sonnengötter zu Boden warf. Nur als Kobolde, Riesen, Schlangen und sonstige dämonische Wesen von sehr beschränkter Macht haben sie neben dem Christenthume und später neben dem Islam sich zu erhalten vermocht. Der alte Glaube ward in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung zum Aberglauben herabgewürdigt, dem der Priester und dann auch der Ulama feindlich gegenüber trat.

Die Innigkeit, mit welcher dergestalt im Nilthale der Glauben das Volksleben durchsetzt, zwingt den Forscher, wenn er dem Ägypterthume volkskundlich näher zu treten sucht, stets bei der Religion den Hebel anzusetzen. Sie ist hier nicht nur eine mehr oder weniger wichtige unter den mannigfaltigen Erscheinungsformen des Volkslebens; sie ist unter allen Äusserungen der Volksseele bei weitem die wesentlichste, ein Gedankenkreis, der alles Dichten und Trachten, alle Sitten und Gebräuche durchdringt und beherrscht. Dabei ist die Religion aber, wie bereits angedeutet, keine einheitliche, sie setzt sich aus den heterogensten Bestandtheilen zusammen, die dem Ägypter alle gleich berechtigt erscheinen. Ihm gilt es gleich, ob eine Lehre oder ein Mythus auf Grund unserer mo-

dernen Schulterminologie in das Gebiet des Glaubens oder Aberglaubens gehört, ob wir ihn als Religion oder Magie, als Gotteserkenntnis oder Zauberei einordnen würden. Ihm sind alle derartigen Klassificationen fremd, für ihn giebt es keine mehr, keine weniger berechtigte Lehren. Dabei geht der Ägypter so weit, dass er auch die schroffsten Widersprüche ruhig neben einander duldet, dass jeder Vorstellungskreis in mehreren verschiedenen Auffassungen und Abänderungen vertreten sein kann.

Derartige Widersprüche und Abarten der Lehren mussten sich naturgemäss ergeben, denn Jahrtausende haben an der Bildung dessen gearbeitet, was jetzt als ägyptische Religion der Forschung vorliegt. Männer aus allen Volksschichten, vom Könige und Gelehrten beginnend bis hinab zu dem Handwerker und Ackersmann haben ihr Scherflein beigetragen um im Spiegel des Glaubens ein Abbild ihres Denkens und Fühlens der Nachwelt zu hinterlassen. Dabei blieb jeder Beitrag erhalten; nie hat der Ägypter versucht systematisch alte Lehren auszumerzen, um Raum für neue Gedankenkreise zu gewinnen. Die neuen setzte er unvermittelt neben die alten oder pfropfte sie auf diese in häufig sehr wenig logischer Weise auf.

Diese Entstehungsweise der ägyptischen Glaubenslehren hat den religiösen Vorstellungen des Volkes ihren unverwischbaren Stempel aufgedrückt. Unmittelbar neben den erhabensten Ideen finden sich die rohesten und ursprünglichsten Gedankengänge. In ein und demselben Texte begegnen uns geistige Errungenschaften der verschiedensten Jahrtausende, unbekümmert darum, ob sie zusammenpassen oder nicht.

In Folge hiervon tritt die ägyptische religiöse Überlieferung dem modernen Forscher als ein Chaos entgegen, und es kostet zunächst einige Überwindung, sich in die Irrgänge dieses Labyrinths hinein zu wagen. Hat man es aber gethan, hat man sich von dem aprioristischen Wunsche frei gemacht, ein einheitliches ägyptisches Religionssystem zu finden, wie ein solches eben niemals bestand, und geht den einzelnen Gedankengängen nach, so gewinnen die Texte von Tag zu Tag an Interesse. Aus diesen religiösen Texten erwächst ein Bild des Sinnens und innern Lebens, der gesammten Volkskunde im weitesten Sinne des Wortes der Menschen, welche an den Ufern des Niles weilten von der Zeit der Pyramiden, also mindestens dem vierten Jahrtausend v. Ch. an bis in die Zeiten der Griechen und Römer, wie ein solches von gleicher Reichhaltigkeit und Farbenpracht kein anderes Volk des Alterthumes

aufzuweisen hat. Jeder neuerschlossene Text giebt dem Bilde neue Lichter, und neues, frisches Leben erblüht aus jedem Bruchsteine der ägyptischen Überlieferung. Einem dieser Bruchsteine sollen die folgenden Seiten gewidmet sein, einem eigenartigen, bisher nicht im Zusammenhange behandelten und entsprechend gewürdigten uralten Weltschöpfungsmythus.

Die Zahl der theils vollständig, theils nur bruchstücksweise bekannten ägyptischen Schöpfungsmythen ist gross. Eine lange Reihe von Gottheiten wird gelegentlich als Schöpfer der Welt bezeichnet; Râ, Osiris, Chnum, Ptaḥ und andere machen sich diese Ehre streitig. Bald hat ein Gott allein das Werk vollbracht, bald ward er dabei von andern Gestalten unterstützt, sei es, dass diese als Diener mit Hand anlegten, sei es, dass sie selbständig die von dem ersten Gotte begonnene Schöpfung weiter führten. Auch die zur Erzeugung neuer Wesen und Gegenstände angewendeten Mittel sind verschiedenartig. Bald sind es materielle Kräfte, welche die Götter auslösen; mit Gewalt zerreissen sie das All und trennen den Himmel von der Erde. Ein anderes Mal formen sie die Welt auf der Töpferscheibe, dann wieder bilden sie ein Weltei, aus dem alles entsteht. Andere Gewährsmänner kennen als Schöpfungsmittel nicht die Kraft, sondern das Wort. Der Gott sprach den Namen eines Dinges aus und das Ding ward. Wieder andern erschien auch dieser Weg noch zu mühselig und einer Gottheit nicht entsprechend würdig. Nach ihnen begnügte sich der Gott damit, Laute auszustossen, die an sich jeden Zusammenhanges mit dem Dinge entbehrten, welches bei ihrem Klange entstand; ein Vorstellungskreis, welches später von den gräco-ägyptischen Gnostikern bis in das Einzelste durchgearbeitet worden ist [1]). Aber auch er bietet wieder Verschiedenheiten dar. Bald sind es beliebige Buchstaben, insbesondere Vokal-Reihen, welche ertönen, bald wurden diese durch Naturlaute, ein Lachen, ein Schmalzen mit den Lippen und andere mehr ersetzt. Auch die eigenthümliche Behauptung, die Pelusier hätten die Blähung als Gott verehrt [2]) scheint in diese Anschauungen hinein zu gehören. Wenn die dem Munde entspringenden Laute schöpfende Wirkung besitzen konnten, so konnte man eine solche ebenso gut jeglichem andern Naturlaute zuschreiben. Selbst das Weinen der Götter wird in gleichem

---

1) Vgl. hierzu Dieterich, Abraxas. Leipzig 1891 und Maspero, Creation by the voice and the Ennead of Hermopolis in The 9th intern. Congress of Orientalists. Communications. Woking 1892, Études de mythol. II p. 372 ff.

2) Hieron. 13 in Jes. c. 46; cf. Clementin. X. 76; Minucius Felix, Oct. 28; Theoph. Ant. Oct. I. 15; Orig. c. Cels. V. 36.



Zusammenhange oft erwähnt. Insbesondere den dem Horus-Auge entströmenden Thränen verdankte die Menschheit zahlreiche Gegenstände, vor allem Weihraucharten und derartiges mehr. Dass ein Mythus selbst die Menschen aus Thränen entstehn lässt, wird weiter unten des Nähern auszuführen sein.

Die gewöhnlichste Weise, in welcher die Texte Götter entstehn lassen, ist die einfach natürliche, dass sie von einem Vater erzeugt, von einer Mutter geboren werden. Um dies zu ermöglichen, musste selbstverständlich die Präexistenz zweier Gottheiten, einer männlichen und einer weiblichen, angenommen werden, wie dies denn in der That in zahlreichen ägyptischen Mythen geschieht. Gelegentlich hat man die Zahl der präexistierenden Wesen aber noch verringert und nur einen Gott bestehn lassen, der allein den Schöpfungsakt vollzog.

Die Art und Weise, in der sich der Ägypter in einem solchen Falle den Hergang bei der Schöpfung dachte, schildert am eingehendsten der umfangreiche hieratische, aus dem Jahre 306/5 v. Chr. datierte Papyrus nr. 10188 des British Museums zu London, der 1860 in Theben entdeckt erst in die Sammlung Rhind und dann an das genannte Museum gelangte. Der Inhalt des Papyrus [1]) ist sehr verschiedenartig, — er enthält Festgesänge der Göttinnen Isis und Nephthys, Litaneien des Gottes Sokaris, das Buch von Niederwerfen des Apepi — uns interessirt hier zunächst nur eine der in ihm verzeichneten Legenden, die sich im Texte zweimal (p. 26, l. 21 ff. und p. 28, l. 20 ff.) verzeichnet findet.

Das Auftreten eines derartigen Duplikates in einem ägyptischen religiösen Papyrus hat nichts Auffallendes. Diese Texte enthalten nicht zusammenhängende Werke, sondern Compilationen aus den verschiedensten Schriften, aus denen der jeweilige Schreiber oder sein Auftraggeber bald das eine, bald das andere Capitel zur Aufzeichnung in seinem Papyrus sich auswählte. Dabei geschah es nicht selten, dass der Schreiber, wenn sich zufällig in zwei der von ihm benutzten Vorlagen ein und derselben Text fand, denselben gedankenlos zweimal abschrieb, unbekümmert um den wiederkehrenden gleichen Inhalt. Er konnte dies um so unbesorgter thun, als sein Werk gleich nach dem Abschlusse einem Todten mit

1) In hieroglyphischer Umschrift mit Übersetzung herausgegeben von Budge in Archäologia LII, Westminster, 1891. Kurze Bemerkungen über der Text bei Pleyte in Rec. de trav. rel. à l'Egypt. III p. 57—64 und Budge in Proc. Soc. Bibl. Arch. IX p. 11—26. Ein Stück in poetischer Weise übersetzt von Brugsch, Religion der alten Ägypter S. 740 f.

in die Gruft gegeben werden sollte, und somit die Wahrscheinlichkeit verschwindend klein war, dass je ein sterbliches Auge seine Leichtfertigkeit entdeckte. Aus demselben Grunde, in dem Gefühl der Sicherheit vor jeder Nachprüfung ihrer Arbeit, gaben sich die Schreiber überhaupt bei ihrer Thätigkeit wenig Mühe. Die für die Todten bestimmten Texte pflegen von den gröbsten Fehlern, Verschreibungen, Weglassungen von Buchstaben, Worten und ganzen Sätzen geradezu zu wimmeln. So bewahrt beispielsweise das Musée Guimet zu Paris ein Papyrusblatt der thebanischen Zeit (etwa 1200 v. Chr.), welches ein Todtenbuchstück vorstellen soll, thatsächlich aber nur ein Conglomerat zusammenhangsloser Satzbruchstücke und Buchstaben bildet. Die Unzuverlässigkeit selbst der Texte, die auf den ersten Blick sorgsam geschrieben erscheinen und künstlerisch schöne Vignetten zeigen, geht so weit, dass es häufig unmöglich ist, ohne zu Ratheziehung mehrerer Abschriften des gleichen Textes seinen Sinn zu erkennen, seinen Inhalt zu übersetzen.

So muss es denn auch bei unserem Schöpfungsmythus mit Freude begrüsst werden, dass ein glückliches Ungefähr den Schreiber des Papyrus veranlasste, in seiner Flüchtigkeit den Bericht doppelt zu verzeichnen und so dass Verständnis seiner Gedanken zu ermöglichen oder doch zu erleichtern. Die Fassung, in welche er das erste Mal seinen Bericht kleidet, lautet in möglichst wortgetreuer Übersetzung folgendermassen, wobei wir die für des Verständnis des Textes nothwendigen Erläuterungen demselben etwas eingerückt gedruckt beifügen:

„Das Buch von Kennen die Werdungen des Râ, von Niederwerfen den Apepi".

> *Der Stamm cheper, welcher im Folgenden regelmässig mit Werden und den davon abgeleiteten Substantiven wiedergegeben wird, bedeutet: werden, sein, existiren, dann werden lassen, u. s. f. Von ihm leitet sich u. a. der Name des Gottes Chepera ab, eigentlich der Werdende, dann die werdende Sonne, die Morgensonne, die sich der Aegypter, wie die Sonne überhaupt, männlich dachte. Im Gegensatze zu Chepera gilt bisweilen Tum als Gott der Abendsonne; meist ist Tum ebenso wie Râ im Allgemeinen ein Sonnengott, welcher unter dem Namen Tum insbesondere in Heliopolis Verehrung fand.*
>
> *Apepi ist eine grosse Schlange, welche als Hauptfeind der Sonne aufgefasst die Mächte der Finsternis und des Bösen darzustellen berufen ist. Täglich muss sie besiegt werden, soll*

die Sonne nicht zu Grunde gehn, und demzufolge wimmeln die Texte von Beschwörungsformeln, welche diese Niederwerfung des Apepi ermöglichen und erleichtern sollen. Zu vernichten vermochte man ihn freilich auch mit deren Hülfe nicht; kaum besiegt, erhob er sich wieder, um am neuen Tage von Neuem die Sonne zu bedräuen. Wie der Wechsel von Licht und Dunkel nie sein Ende findet, so dauert auch der Kampf zwischen Râ und Apepi fort bis in alle Ewigkeit, und dies um so mehr, als der ägyptischen Mythologie der Gedanke an einen Weltuntergang gefehlt zu haben scheint.

„Worte des Herrn des All":

Herr des All ist ein häufiger Titel für verschiedene Götter. Meist wird er in den auf das Jenseits bezüglichen Texten für Osiris, den Herrn der Unterwelt verwendet. Daneben aber ist er, wie in diesem Texte, auch eine Bezeichnung des Sonnengottes, der als Schöpfer der Welt auch den ersten Anspruch auf deren Beherrschung haben musste.

„Er sprach, nachdem er ward: Ich bin der Werdende als Chepera. Als ich ward, wurden die Werdungen, es ward alles Werdende nach meinem Werden. Zahlreich waren die Werdungen (d. h. Gestaltungen), die hervorgingen aus meinem Munde. Nicht ward der Himmel, nicht ward die Erde, nicht waren geschaffen die guten und die bösen Schlangen an dieser Stelle (d. h. auf der Erde)."

Eine ähnliche Schilderung des Zustandes vor der Schöpfung findet sich in der Grabpyramide des Königs Pepi I aus der 6ten Dynastie (um 3000 v. Chr.) Z. 663—4: „Pepi ward geboren von seinen Vater Tum. Damals ward noch nicht der Himmel, nicht ward die Erde, nicht wurden die Menschen, nicht wurden geboren die Götter, nicht ward der Tod."

Der Satz, der mit „die guten und die bösen Schlangen" wiedergegeben ist, lautet ägyptisch s a t a - u t'e d f e t - u. Ersteres Wort ist mit dem Deutzeichen der Schriftrolle versehen, so dass es genau genommen mit Erdbodengegenstände übersetzt werden müsste. Die Zusammenstellung mit t'e d f e t „Reptil" zeigt jedoch, dass hier ein Versehn vorliegt und dass das Deutzeichen in die Schlange zu verbessern ist. s a t a bezeichnet nämlich auch speziell die Schlange und zwar insbesondere die gute Schlange, den Agathodämon des Tempels. Der Schlangen wird bei dieser Gelegenheit vor allen Wesen gedacht, wie diese Thiere überhaupt in dem ägyptischen Gedankenkreis eiue ungemein grosse Rolle

spielen. Immer und immer wieder treten sie in den Texten auf. Beschwörungen der Reptilien bilden von der Zeit der Pyramidenerbauer bis zu der der Griechen und Römer den Hauptbestandtheil der magischen Formeln; in den Darstellungen des Jenseits begegnen sie auf Schritt und Tritt. Offenbar waren die Thiere im Alterthum im Nilthale noch weit verbreiteter als jetzt und wurden dadurch so gefährlich, dass sich die Volksphantasie nothgedrungen immer und immer wieder mit ihnen beschäftigte.

„Ich erhob sie (d. h. Himmel, Erde und Reptile) aus dem Urgewässer Nu, aus der Unthätigkeit. Nicht fand ich einen Platz, an dem ich stehn konnte. Ich strahlte in meinem Herzen, ich plante Schu, ich machte alle Gestalten. Ich war allein. Nicht hatte ich mich ausfliessen lassen (*aschesch*) als Schu, nicht hatte ich mich austräufeln lassen (*tef*) als Tefnut."

Der Gott Schu und seine Schwester Tefnut spielen in den ägyptischen Texten eine ziemlich grosse Rolle. Sie stehn in den Götterdynastien in Memphis hinter Ptah und Râ, in Theben hinter Amon-Râ und Tum. Abgebildet werden sie bisweilen als zwei Löwen oder als Doppellöwe und gelten in später Zeit als Sternbild der Zwillinge. Vor allem ist in Heliopolis von ihnen die Rede, zusammen mit Tum bilden sie dessen grosse Herrn (Todtenbuch 88. 4), zusammen mit Râ dessen Geister *(l. c. 115. 7). Dem Todten brachten sie frischen Hauch, besonders den Hauch des Nordwindes. Mythologisch gelten sie zumeist als Sonnengottheiten. In der Sage von der Vernichtung des Menschengeschlechtes setzt beispielweise Râ, als er die Regierung niederlegt, Schu als neue Sonne für die Menschen ein (vgl. Wiedemann, Religion der alten Aegypter, S. 36), daher wird der Gott auch häufig mit der Sonnenscheibe auf dem Haupte dargestellt; auch seine Incorporationsform, der Löwe, weist auf einen Zusammenhang mit dem Tagesgestirn hin. Das Todtenbuch gedenkt seiner schöpferischen Thätigkeit. Er erhob die Sonne (17. 50), die Pfeiler des Himmels (109. 3), u. s. f. Für den eigentlichen Kult kommen Schu und Tefnut weniger in Betracht, in ihm erscheinen sie stets erst an zweiter und dritter Stelle hinter den Lokalgöttern, von denen sie an Bedeutung weit überragt werden.*

„Nicht ward ein anderer, der arbeitete mit mir. Ich plante in meinem eigenen Herzen, dass werde eine Fülle der Werdungen, der Werdungen in Werdungen von Geborenen, in Werdungen von

ihnen Geborenen. — Ich begattete mit meiner Faust, ich trieb Unzucht mit meinem Schatten, ich liess Flüssigkeit aus meiner Öffnung fliessen (*cher*), ich selbst."

Der Schatten bildet nach altägyptischer Anschauung einen Theil des unsterblichen Ichs des Menschen und des Gottes (vgl. Birch in Transactions of the Soc. of Bibl. Arch. VIII, p. 386 ff.; Wiedemann, the ancient Egyptian doctrine of the immortality of the soul. London 1895).

Für Oeffnung hat das Original das Wort re, welches gewöhnlich den Mund bedeutet, daneben aber auch die Mundartige Oeffnung anderer Körpertheile und Dinge, hier dem Zusammenhange nach die des männlichen Gliedes.

Das Deutzeichen hinter dem Worte cher ist eine ausfliessende Wunde. Dies zeigt, dass das Wort hier nicht in seinem üblichsten Sinne sprechen aufgefasst werden darf, sondern fliessen bedeuten muss.

„Ich floss aus (*aschesch*) als Schu, ich tropf aus (*tefnut*) als Tefnut. — Es sprach mein Vater Nu: Sie zittern."

Wir haben hier eine echtägyptische Inconsequenz vor uns. Eben noch war Râ der Gott, der alles schuf, jetzt ist unvermittelt von seinem Vater Nu die Rede, d. h. von dem personifizirten Urgewässer, bez. dem als Flüssigkeit gedachten Chaos, aus welchem andere Legenden die Welt und die Götter entstehn lassen. Unser Text fasst dagegen im Allgemeinen diesen Nu nur als die präexistirende Materie auf, neben welcher der eine Gott gleichfalls präexistirt.

„Mein Auge war hinter ihnen seit Jahrhunderten. Sie trennten sich von mir, nachdem ich ward aus einem Gott drei Götter in Bezug auf mich. Ich ward in diesem Lande. Es freuten sich darüber Schu und Tefnut in dem ruhigen Wasser, in welchem sie waren. Sie brachten mir mein Auge in ihrem Gefolge."

Der Sinn dieses auf den ersten Blick unklar erscheinenden Satzes ist: Als ich Schu und Tefnut erschaffen hatte, zitterten sie — wohl nicht aus Ehrfurcht vor ihrem Schöpfer, sondern als Beweis ihrer Lebensfähigkeit, wie auch Batau in dem um 1300 v. Chr. niedergeschriebenen Mährchen des Pap. d'Orbiney XIV, 1 als sein Leben ihm zurückgegeben wird, zunächst an allen Gliedern zittert — und mein Auge, die Sonne, war Jahrhunderte lang hinter ihnen und leuchtete ihnen. Dann aber wurden sie selbstständig, so dass es nunmehr drei selbstständige Götter gab. Als dies Ereignis eingetreten war, begab ich mich auf die neu erschaf-

fene Erde, und als dies Schu und Tefnut, die zunächst in dem regungslosen Urgewässer geblieben waren, bemerkten, freuten sie sich, kamen zu mir und brachten mir in ihrem Gefolge mein Auge, die Sonne, die zuerst bei ihnen geblieben war, wieder zurück.

„Darauf sammelte ich meine Glieder, ich weinte über sie, da wurden die Menschen aus den Thränen, die hervorgingen aus meinem Auge."

Der Gedanke, dass die Menschen aus den Thränen des Sonnengottes entstanden, begegnet uns öfters in den Texten. In der Darstellung der vier Menschenracen im Grabe Seti I (um 1400 v. Chr. — Leps. Denkm. III. 136^b. Z. 10—12) sagt der hier als Horus bezeichnete Sonnengott von den Aegyptern: Ihr sind eine Thräne (r e m i t) meiner glänzenden Persönlichkeit in Euerm Namen als Menschen (r e t - u). Der Sonnengott führt denn auch den Namen des Weiners (r e m i. — Naville, Litanies du soleil, nr. 21, p. 40), und wird „der weinende Gott" (r e m i u t i) im Grabe Ramses IV (um 1250 v. Chr.) angerufen, dem Könige Leben zu verleihen; es heisst von derselben Gestalt, sie habe sich durch ihre Thränen gebildet, u. s. f. — Auch andere Dinge entstanden aus der Thränen der Sonne; so bemerkt der magische Papyrus Salt nr. 825 in London, der aus der ersten Hälfte des ersten Jahrtausends v. Chr. stammt (übersetzt von B i r c h, Rec. of the Past VI, p. 115): „Wenn die Sonne zum zweiten Male — das erste Mal fehlt in dem unvollständigen Texte — weint und Wasser aus ihren Augen fallen lässt, so verwandelt dieses sich in Arbeitsbienen, die arbeiten in Blumen aller Art und Honig und Wachs wird hervorgebracht statt Wasser."

Die Kraft der Thränen schöpfend zu wirken, findet ihre Begründung darin, dass in ihnen, wie in jedem Körpertheile und in jeder Ausscheidung ein Theil des Ichs, dem er zugehört oder von dem sie ausgeht, sich befindet. Daher verwendet der altägyptische Magier geradeso wie dies die Beschwörer in andern Ländern zu thun pflegen, für seine Zauberkünste gern etwas von dem zu beschwörenden Menschen oder Ding Herstammendes um hierdurch seinem Zauber die nöthige Unterlage oder eine vermehrte Kraft zu verleihen. So knetet nach einer altägyptischen Sage (übersetzt Wiedemann, Rel. der Aegypter, S. 29 ff.) Isis aus Erde und dem Speichel, der aus dem Munde des Sonnengottes geflossen war, eine Schlange, deren Biss so verderblich zu werden vermag, dass er den Sonnengott selbst mit dem Untergange bedrohte. Nur durch eine Gegenbeschwö-

rung, die er sich von Isis theuer erkaufen musste, vermochte er sich zu retten. Konnte man keines Theiles des betreffenden Wesens habhaft werden, so zeichnete man wenigstens dessen Bild und zauberte an und über diesem, denn auch für den Aegypter verkörperte sich im Bilde ein Theil des dargestellten Wesens. Wer das Bild schädigt, schädigt dessen Urbild, die Vernichtung des Bildes kann sogar die des Urbildes zur Folge haben. Statt des Bildes kann endlich beim Zauber auch der Name des Gottes oder Menschen Verwendung finden, auch er gilt als ein integrirender Bestandtheil des durch ihn Bezeichneten. Seine Kenntnis und damit seine Besitz kann gegebenenfalls Macht über den Träger des Namens gewähren [1].

„Da ward es (mein Auge) wüthend gegen mich, als es kam und fand, dass ich mir ein anderes (Auge) gemacht hatte an seiner Statt, es ausstattend mit Glanz. Ich that es in seinen Platz an meinem Kopfe. Nachher beherrschte es diese ganze Erde."

Râ hat sich, als er sein Auge im Urgewässer zurückliess, ein neues, also eine zweite Sonne, geschaffen. Als die erste Sonne ihm wieder gebracht wird und dies sieht, wird sie über den Ersatz erzürnt, doch gelingt es Râ, sie dadurch zu besänftigen, dass er sie wieder an ihre alte Stelle in seinem Haupte einsetzt.

„Es fiel ihre (der Augen) Wuth (?) auf ihre Pflanzen, ich ordnete wieder, was sie (die Wuth) in ihr (der Erde) fortnahm. Ich ging hervor aus den Pflanzen; ich schuf alle Reptilien, alles Werdende in ihnen. Es gebaren Schu und Tefnut den [Seb] und die Nut [2]. Es gebaren Seb und Nut den Osiris, den Hor-chent-nen-ma, den Set, die Isis, die Nephthys aus ihrem Leibe, einen nach dem andern von ihnen. Ihre Kinder mehrten sich auf dieser Erde."

Hor-chent-nen-ma ist eine besonders in der Stadt Letopolis verehrte, als blind gedachte Form des älteren Horus, des Aroëris der Griechen (der jüngere Horus ist ein Sohn der Isis und des Osiris), welche die Sonnenfinsternis symbolisirt. Ihr war die Spitzmaus heilig, die nach Plutarch, Symp. IV. 5 in Aegypten göttlich verehrt ward, weil sie als blind galt und die Finsternis älter war, als das Licht [3].

---

1) Über diesen Zusammenhang von Bild und dargestelltem Gegenstand vgl. Wiedemann, Image et Mot dans l'Egypte ancienne in der Zeitschrift L'Egypte I p. 573—80; über die Bedeutung des Namens u. a. Wiedemann, Le livre des Morts in Le Muséon XV p. 49 ff.

2) Der zweite Text hat hier nur „Nut", der erste „und Nut"; die Ergänzung „Seb" ergiebt sich daraus, dass andere Urkunden ihn stets mit Nut zu einem Paar verbinden.

3) Vgl. Wiedemann, Herodots Zweites Buch S. 289 f.



Nach den Angaben des Mythus glühten anfangs die Sonnen zu heftig auf die neu ergrünten Pflanzen, so dass Râ sich gezwungen sah, einzugreifen und die verdorrten und damit von der Erde fortgenommenen Gewächse neu zu ordnen, d. h. wiederzubeleben. Dann kam er aus den Pflanzen hervor und erschuf die Reptile, deren hier aus denselben Gründen besondere Erwähnung geschieht, wie am Anfange der Legende.

Die Reihenfolge der Schöpfung ist demnach diesem Mythus zufolge: Präexistenz des Râ und der Materie Nu, Râ erschafft Schu und Tefnut, dann die Erde mit ihrer Sonne, letztere erschafft die Menschen, Schu und Tefnut treten aus dem Urgewässer, die untere und die obere Sonne vereinigen sich, Entstehung und Rettung der Pflanzen vor der Sonnengluth, Schaffung der Reptilien, Geburt der Götter des Osiriskreises. — Letztere sind demnach jünger als die Pflanzen und Reptile, was andern Legenden widerspricht, die Osiris als ihren Schöpfer preisen. So bemerkt beispielsweise ein der 18ten Dynastie entstammender Hymnus an Osiris [1]: „er (Osiris) machte mit seiner Hand die Erde, ihr Wasser, ihre Luft (wörtlich: ihren Wind), ihre Pflanzen, alle ihr Vieh, all ihre Vögel, all ihr Geflügel, alle ihre Reptilien, alle ihre Vierfüssler (wörtlich: ihre Ziegen)."

Die zweite Version, in welcher der zu besprechende Mythus im Papyrus auftritt, erscheint zunächst fast doppelt so lang, als die erste es war; allein bei näherer Durchsicht erkennt man bald, dass dies nur scheinbar ist. Der Schreiber hat bei ihrer Aufzeichnung höchst unsorgsam gearbeitet und lange Stücke doppelt aufgenommen. Diese Stücke finden sich einmal an der logisch richtigen Stelle, an welcher sie der erste Text enthält, und dann vorher oder nachher an irgend einer Stelle, an der der Schreiber durch irgend ein ähnliches Wort im Texte bewogen, unbekümmert um den Gesammtsinn, den Satz nochmals aus seiner Vorlage abschrieb. Auf diese Weise entstand ein wirres, unklares Durcheinander, welches jedoch immerhin an einzelnen Stellen Versehn des ersten Textes richtig zu stellen gestattet und die Übersetzung durch kleine Zusätze philologisch fester zu begründen erlaubt. Ausserdem aber, und dies ist für uns hier von fast grösserer Bedeutung, hat

1) Stele zu Paris, Bibl. nat., publ. Ledrain, Mon. Egypt. de la Bibl. nat. pl. 21—26; vgl. Chabas, Rév. arch. XIV 1 p. 65 ff., 193 ff. 1857. Obige Stelle steht Z. 11.



der Autor den Wunsch gehabt, einen neuen mythologischen Gedanken in die Composition einzuführen: Er hat zahlreiche Anspielungen auf die Namen der Götter und ihre Zauberkraft angebracht, um so der Magie und dem Beschwörungswesen mehr Förderung angedeihen zu lassen, als dies durch den Zusammensteller des ersten, nüchterneren Textes geschah.

Der Beginn dieser zweiten Version, der zum Vergleiche mit der Fassung der ersten hier in Übersetzung folgt, bietet gleich ein Beispiel für dieses stärkere Vorwiegen solcher magisch-mystischen Bestrebungen:

„Als ich ward, wurden die Werdungen, ich ward in den Werdungen des Chepera (d. h. ich nahm dessen Gestaltungen an), werdend zum ersten Male. Ich ward in den Werdungen des Chepera. Als ich ward, wurden die Werdungen meines Seins (?) zu den Götterkreisen, die ich machte. Ich ward zu den Götterkreisen in meinem Namen *Ausars*, die Götterneunheit der Götterneunheiten."

Ausars ist ein sonst unbekannter Göttername oder Beiname. Man hat an einen Zusammenhang mit dem Namen Osiris gedacht, allein dieser wird in dieser Zeit Usar oder ähnlich geschrieben und besitzt niemals ein s *am Schlusse. Eher könnte man, wenn auch zweifelnd, in ihm eine Verbalform sehn wollen au-se-ar-s „man macht ihn" d. h. den Götterkreis.*

„Ich mache alles, was ich wünsche in diesem Lande, ich mache es breit, ich ordne mit meiner Hand. Ich war allein, nicht waren sie (die übrigen Götter) geboren, nicht war ich ausgeflossen als Schu, nicht war ich ausgeträufelt als Tefnut. Ich brachte mich selbst herbei, nämlich meinen Zaubernamen."

Die Schöpfung von Schu und Tefnut wird zweimal hinter einander wörtlich gleich berichtet: „Ich begattete mit meiner Faust. Ich brachte mein Innerstes (wörtlich: mein Herz) aus dem männlichen Gliede, es fiel aus meiner Öffnung *(re)*."

Das Wort für das männliche Glied lautet hier âaâ, was auf den Stamm âa gross sein zurückgeht, den genauen Sinn zeigt das Deutzeichen des Phallus, was darum wichtig ist, weil das Wort sonst nur sehr selten eine entsprechende Bedeutung hat, doch bezeichnet es immerhin eine ithyphalle Erscheinungsform des Sonnengottes (Naville, Litanies du soleil nr. 34, 44; p. 50, 55) und mit gleichem Deutbild den als besonders lasciv geltenden Esel.

„Ich floss aus als Schu, ich tropf aus als Tefnut, ich ward in Bezug auf mich aus einem Gotte drei Götter, die da wurden in

diesem Lande. Da freuten sich Schu und Tefnut in dem ruhenden Gewässer, in dem sie sich befanden", u. s. f.

Der Kern dieses Schöpfungsmythus, der Punkt, der sein Hauptinteresse bedingt, ist die eigenthümliche Art und Weise, in welcher derselbe Schu und Tefnut entstehen lässt [1]). Die älteste Anspielung auf eine derartige Schöpfung durch Masturbation [2]) findet sich in den Inschriften der Königs-Pyramiden der 6ten Dynastie (um 3000 v. Chr.), in denen [3]) es heisst: „Tum ward ein Onanist [4]) in Heliopolis. Er dehnte aus seinen Phallus mit seiner Hand, er machte sich ein Vergnügen [5]) mit ihm, es wurden geboren die Zwillinge Schu und Tefnut." — Im Todtenbuche ist an einer bereits in den thebanischen Texten häufig auftretenden Stelle [6]) die Rede von Râ, der Unzucht treibt in Bezug auf sich selbst. — In den Ritualbüchern der Götter Osiris, Amon-Râ, Tum, Ptaḥ und der Isis, die wir beispielsweise in Abschriften aus der Zeit Seti I (um 1400 v. Chr.) besitzen [7]), bemerkt man von Tum „Du fliesst aus als Schu, Du tropfst aus als Tefnut," ein Satz, der sich in gleicher Form bereits in den Pyramidentexten [8]) vorfindet. — Ein pantheistischer Hymnus in Hibis aus der Zeit des Königs Darius [9]) besagt: „Die Götter gingen aus Dir, oh Amon, hervor. Du fliesst aus als Schu, Du tropfst aus als Tefnut um Dir zu formen die neun Götter am Anfange des Werdens, Du bist das Zwillingspaar der beiden Löwen," d. h. Schu und Tefnut. — Etwas jünger ist ein der Ptolemäerzeit entstammender Text zu Edfu [10]), in dem der

1) Nach andern Texten waren Schu und Tefnut die Kinder des Râ und der Hathor (vgl. z. B. Maspero, Guide de Boulaq p. 157), und nach einer Pyramiden-Inschrift (Unas Z. 558 f.) bildeten die beiden Götter des Doppellöwen, Schu und Tefnut, selbst ihre Körper.

2) Nicht in diesen Kreis darf man die häufig ithyphall dargestellten Götter Amon-Râ, Chem u. a. ziehn; sie sind als Götter einer naturgemässen Zeugung gedacht und auch in den Fällen, in welchen ihre Bilder mit einer Hand nach den Geschlechtstheilen greifen (Leps. Denkm. III, 275*c*) oder diese umspannen (Leps. Denkm. III, 189*b*) ist nicht an Masturbation, sondern an eine Begleiterscheinung des natürlichen Akts zu denken.

3) Pepi I Z. 465—6 = Mer-en-râ Z. 528—9.

4) Das Wort *sau* bedeutet eigentlich: von hinten etwas thun, hinter jemanden sein, oder handeln. Es wird an dieser Stelle mit den Bilde eines Mannes, der sein Glied mit der Hand umspannt, determinirt, so dass über den einzusetzenden Sinn kein Zweifel bestehn kann. Ursprünglich mag es der Grundbedeutung entsprechend den Päderasten oder etwas ähnliches bezeichnet haben, wie denn Anspielungen auf homosexuale Beziehungen zwischen Männern auch sonst bereits in alten ägyptischen Texten auftreten, wie z. B. Pyramide Teta Z. 286 = Pepi I Z. 38 = Mer-en-râ Z. 48.

5) Das Wort ist mit dem Glied determinirt.

6) Turiner Text 17 Z. 9; vgl. Naville, Todtenbuch II p. 39.

7) Publ. Mariette, Abydos I p. 51; cf. pl. 47*b*. Ein unedirter Text der gleichen Zeit steht an der Ost-Wand des grossen hypostylen Saals zu Karnak.

8) z. B. Pepi II Z. 663.

9) Brugsch, Thesaurus p. 634 Z. 25—6.

10) Brugsch, Dict. géogr. p. 1387 nr. 6.

Gott Amon-Râ von Choïs angeredet wird: „Du bist der eine Gott, der da ward zwei Götter, der Fertiger des Eies, der erzeugte sein Zwillingspaar," also wiederum Schu und Tefnut.

Unter diesen aus den verschiedensten Perioden der ägyptischen Geschichte herstammenden Anspielungen auf den in Rede stehenden Mythus ist von besonderer Bedeutung die zuerst angeführte, nicht nur wegen ihres hohen Alters, sondern vor allem, weil gerade sie nur von der Erzeugung des Schu und der Tefnut spricht, und noch nicht das Ausfliessen des Schu mit dem Zeitwort *aschesch*, das der Tefnut mit dem *tef*, *tefen* zusammenbringt, die beide ausfliessen, bez. austräufeln bedeuten. Es geht hieraus hervor, dass der Mythus nicht in ätiologischer Weise entstanden ist, um die Namen der beiden Gottheiten durch eine etymologische Deutung zu erklären, dass vielmehr dieses Wortspiel erst später in den Mythus hineingetragen wurde, dessen Grundgedanken beträchtlich älter sind, als diese Ausschmückung.

Die den modernen Menschen auf den ersten Blick befremdende Vorstellung, dass der männliche Samen allein zur Erzeugung der Götter genügt, hat unter Berücksichtigung der antiken und mittelalterlichen Vorstellungen von den physiologischen Vorgängen bei der Zeugung nichts auffallendes. Hat man doch noch nach dem Jahre 1677, nachdem Ludwig von Ham die sog. Samenthiere in männlichen Samen entdeckt hatte, die Grundlage der Zeugung und Entwicklung in diese allein gesetzt, so dass die weiblichen Geschlechtsorgane nur zu Brutbehältern wurden [1]). Dass noch damals eine solche Ansicht laut ward, lag freilich mit an dem Hineinspielen einer halbreligiösen Vorstellung in die Erklärung des physiologischen Vorganges. Der noch im 17ten Jahrhundert herrschenden Theorie der Evolution oder Präformation zu folge fand bei der Entwicklung eines Organismus keinerlei wirkliche Neubildung statt, sondern nur ein Wachsthum oder eine Entfaltung bereits seit Ewigkeit vorgebildeter und fertiger, nur noch verschwindend kleiner Theile. Für die Anhänger dieser Lehre konnte es nur fraglich sein, ob diese präformirten Wesen im Ei vorhanden waren und durch die Befruchtung den Anstoss zu ihrer Entwicklung bekamen, wie dies die Ovulisten behaupteten, oder ob sie sich, wie die Animalculisten ausführten, in den Samenfäden befanden und im Weibe den geeigneten Boden für ihre Entwicklung erhielten [2]).

1) Carus, Geschichte der Zoologie, S. 400.

2) Vgl. z.B. Haeckel, Anthropogenie S. 27 ff. — Bei Aristoteles, de gener. anim. I. 80 ff. und sonst, enthält das Weibchen den Stoff, der Same des Männchens die



Derartige mystische Nebengedanken lagen dem frühen Alterthume fern, aber auf Grund seiner Naturkenntnis oder richtiger gesagt Naturunkenntnis konnte es sehr wohl zu der Annahme gelangen, der männliche Samen könne sich nicht nur im Weibe, sondern gegebenen falls auch sonst in einem andern günstigen Nährboden zu einem Lebewesen entwickeln, eine Vorstellung, die der behandelte Mythus voraussetzt. Für den so denkenden Ägypter wird naturgemäss die von einem Papyrus der saitischen Zeit (um 500 v. Chr.) auf 10 Monate veranschlagte Zeit der Schwangerschaft [1]) zur Zeit des Aufenthaltes des Kindes in seinem üblichen Behälter [2]), für den jedoch gelegentlich ein anderweitiger Ersatz möglich war.

In seinen Grundzügen trägt der besprochene Schöpfungsmythus alle Kennzeichen sehr alten Ursprunges an sich; er erscheint bedeutend älter als die sonstigen bisher bekannt gewordenen, das gleiche Thema behandelnden Legenden der Ägypter. Dies ergiebt sich vor allem aus seiner einfachen erzählenden Form, die sich fern hält von dem Göttersynkretismus, den die übrigen Schöpfungsmythen in reichlichem Maasse zu enthalten pflegen, und durch welchen diese von pantheistischen Vorstellungen ausgehend alle Götter dem Schöpfer gleichstellen, um dieselben dann nur als seine Emanationen, nicht als freie Geschöpfe gelten zu lassen. Meist lernen wir diese Legenden durch Hymnen auf den henotheistisch dargestellten Schöpfer kennen und wird es sich empfehlen, einen charakteristischen derartigen Text hier beizufügen, welcher in einem Papyrus [3]) der Zeit Ramses IX (um 1200 v. Chr.) erhalten geblieben ist:

„Wachender, Wachender, Du wachst in Ruhe, Wachender, der sich selbst zeugt. Nicht wird irgend eine Werdung auf Erden ausser durch die Pläne seines Herzens. Er lässt werden seine Werdungen; er ist die Gestalt, welche gebiert alles Seiende, der Zeuger, welcher schafft die Wesen. Preis sei Dir, oh Ptaḥ-Tatunen, grosser Gott, der verbirgt seine Gestalt, der eröffnet seine Seele.

Kraft und Bewegung, welche den Anstoss zur Entstehung des neuen Lebewesens giebt. Der Körper kommt vom Weibchen, die Seele aber vom Männchen, denn die Seele ist die Grundlage und Wesenheit eines Körpers. Nach II, 23 hat der Same selbst eine Seele, u. s. f.

1) Pap. Louvre nr. 3118 pl. 11 Z. 9; publ. und übers. Pierret, Études égypt. I. S. 42 ff.

2) Vgl. hierfür auch die ähnlichen Anschauungen bei den Urvölkern Brasiliens bei Karl v. d. Steinen, Unter den Naturvölkern Zentral-Brasiliens, S. 336 f.

3) Leps. Denkm. VI pl. 118; die vorläufige Übersetzung bei Pierret, Etudes égypt. I p. 1 ff. muss als veraltet angesehen werden.



Du wachst in Frieden, oh Vater der Väter aller Götter. Die Sonnenscheibe des Himmels [ist der Glanz] seines Auges, erleuchtend die Länder mit ihren Strahlen in Frieden. Preis sei Nut, dem Beginn alles Seienden auf Erden in Frieden. Oh Chnum, Du Mutter, die gebar die Götter, Zeuger aller Menschen, der sie leben lässt in Frieden. Grosser Nu (Urgewässer), der Gaben giebt [den Menschen], der grünen lässt die Felder in Frieden. Der Du hervorbrechen (?) lässt die Bitterseen, das Meer, das Überschwemmungswasser ..... in Frieden. Begründer der Länder, Berge, Inseln, Bergländer, der ihnen Blüthe giebt durch die Wasser, die da kamen vom Himmel, in Frieden. Er macht den süssen Wind, [der da mildet] die Hitze durch den Hauch, der ausgeht [von Norden]. Wachender, Ruhender, Du wachst im Ruhen. Wachender, der da durchschreitet die Ewigkeit, Herr der Nahrungsmittel, der da spendet den Überfluss durch seine Liebe in Frieden. Er hört, wenn ihn irgend Jemand anfleht; vor ihm zittern alle; ihn verehren die Geister in allen Ländern in Frieden. Es kommt zu Dir der Pharao, zu Dir, oh Gott Ptaḥ, er kommt zu Dir, Du Gott, Schöpfer der Gestalten. Preis sei Dir angesichts Deines Götterkreises, den Du machtest, nachdem du wardst ein Gott der Glieder, der da baut selbst seine Glieder. Nicht ward der Himmel, nicht ward die Erde, nicht kam die Überschwemmung. Du hast geordnet die Erde, Du vereintest Deine Glieder, Du ordnetest Deine Glieder. Was Du allein fandest, dem machtest Du einen Platz, oh Gott, Schöpfer der Länder. Nicht hast Du einen Vater, der Dich zeugte, als Du wardst; nicht hast Du eine Mutter, die Dich gebar, als Du Dich erneutest. Oh Ordnung, die hervorging als Ordnung. Du bist erhaben über die Erde in ihren Wesen, die sie sich vereinte, nachdem Du wardst in Deiner Gestalt als Tatunen, in Deinem Werden zum Vereiniger der Länder, in Deinem Zeugen Dich. Das, was Deine Hände erschufen, trenntest Du los aus dem Urgewässer," u. s. f.

Auch aus diesem Hymnus lässt sich ein Schöpfungsmythus ausschälen, als dessen Held dann Ptaḥ-Tatunen, eine unter anderem in Memphis verehrte Form des Gottes Ptaḥ, den die Griechen ihrem Hephästos verglichen, erscheint. Aber, von der Klarheit der erst behandelten Legende bleibt er weit entfernt. Vor allem die Identifizierungen des Ptaḥ mit allerhand andern Göttern, der Sonnenscheibe, der Himmelsgöttin Nut, dem mannweiblichen, widderköpfigen Chnum, dem Nu, u. s. f. zeigen, dass seine Fassung einer Zeit entstammt, in welcher die Priester sich nicht mehr auf

den Kult ihres Lokalgottes beschränken konnten, sondern auch die Götter anderer Städte und Bezirke in den Kreis ihrer Verehrung hinein zu ziehn sich genöthigt sahen. Freilich sind die Gedanken dieses Hymnus poetischer und erhabener als die der ersten Legende, aber gerade die roh materielle Auffassung, welche in dieser herrscht und die so voll und ganz der Denkweise des allem Abstrakten abholden Ägypterthumes entspricht, zeugt für ihr hohes Alter.

Wann sie entstand, das wird sich wohl nie mit Sicherheit feststellen lassen, wie sich ja überhaupt die Anfänge der ägyptischen Religion einstweilen noch grösstentheils im Dunkel der Vorzeit verlieren. In der Zeit der Pyramiden, in welcher das Ägypterthum in das volle Licht der Geschichte eintritt, in dem Augenblicke, in welchem die ersten erhaltenen Texte grösserer religiöser Werke aufgezeichnet wurden, bildete die behandelte Legende bereits einen Theil des religiösen Vorstellungskreises der Nilthalbewohner. Von diesem Zeitpunkte an ist sie dem Volke gegenwärtig geblieben bis in die Periode der Herrschaft der Ptolemäer, in welcher das Ägypterthum allmählig abzusterben beginnt. Nahezu drei Jahrtausende ist sie demnach geglaubt und wiederholt worden und eine Mythe von solcher Lebensfähigkeit, so innig mit dem Volksleben verwachsen, dass alle Stürme der Zeit sie nicht auszurotten vermögen, verdient mehr als andere, nur gelegentlich auftretende Kulturerscheinungen zu Rathe gezogen zu werden, wenn es gilt, von dem Fühlen und Denken der alten Ägypter, von der Volkskunde des Stammes, der an dem Ufern des Niles in fernen Jahrtausenden seine Wohnsitze aufschlug, ein Bild zu entwerfen.

La festa di Sa Lucia in Siracusa.

Appunti di G. Pitrè in Palermo.

Io non tornerò a discorrere di Sa Lucia per il culto che essa ha nel popolo siciliano, e per le tradizioni ed usanze che al suo giorno si legano qua e là nell' isola tutta. Mi restringo soltanto alle feste che in onore di lei rinnova annualmente il popolo di Siracusa.

Dico *feste*, perchè due e in due tempi diversi son quelle che la città solennizza in Dicembre e in Maggio.

Raccontano i vecchi che quando Sa Lucia fu morta, una improvvisa e terribile carestia desolò la città e che avrebbe menata una vera strage se non fossero approdate nel porto varie navi cariche di frumento, le quali, sbarcato l'immenso carico, si allontanarono, anzi sparirono come per incanto senza chiedere nè ottenere compenso da nessuno.

La leggenda aggiunge che le preghiere dei Siracusani valsero ad intenerire la Santa, la quale affermò la sua protezione sulla città con quello inatteso miracolo.

Gli eruditi potrebbero forse vedere in questo fatto la ragione della *cuccìa*, cioè del frumento cotto, che i Siracusani, anzi i Siciliani tutti mangiano il giorno di Sa Lucia. Io, senza escludere la possibilità della origine, rilevo la identità del prodigioso avvenimento con quello attribuito a S. Nicola in Giojosa Marea.

E rilevo altresì come la medesima leggenda, con cangiamenti di particolari, corra anche in questa forma:

"Narrasi in Siracusa, da tempo immemorabile, che essendo la Città vittima di una fiera carestia, non sapendo più che fare, nel mese di maggio fu esposta alle preghiere pubbliche la Santa, onde ponesse fine al malore. E narrasi che una grandissima, immensa copia di quaglie venne a cadere sulle banchine della marina e per le vie della Città. Cadevano le poverine stanche, inanimate pel lungo viaggio, sì che i Siracusani non avevano che a stendere la mano per prenderle."

Lasciamo per un istante questa curiosa leggenda e veniamo alla festa di Dicembre.

La Cattedrale, che fu già tempio di Minerva, è piena zeppa di devoti, i quali dalle prime ora del mattino son lì per assistere al trasporto delle reliquie di "*Santa Luciuzza*" come la chiamano, dalla nicchia della sua cappella riservata, all' altare maggiore: trasporto che già prima del mezzogiorno del 13 è bell' e compiuto. È la ripetizione del consimile transporto della statua di S. Francesco di Paola in Palermo, di Sant' Agata in Catania, e via discorrendo. L'eccitamento di quel quarto d'ora è al colmo, e solo quando si seda un minuto, una voce di mezzo alla folla erompe: *Viva Santa Lucia!* E, sentita, si ripete: *Saragusani, aviti ancora vuci?* E il popolo: *Sì!* e tutti insieme: *Viva Santa Lucia!*

Finite le funzioni di rito, il simulacro sopra una pesantissima bara vien messo fuori nella piazza, per esser portato nel sobborgo di Sa Lucia, ove rimane tre giorni.

Fu già notato da un visitatore di quella festa che il direttore

della bara è un uomo in tuba, abito nero, guanti bianchi ed il solito campanello in mano. Ma il rilievo in Sicilia non colpisce nessuno, perchè la guida di codeste statue in processione è sempre un laico. Nè fa meraviglia che esso, come nel caso in fonte, abbia quel privilegio per una offerta rilevante fatta all' asta, onde, superando gli altri offerenti, potè avere aggiudicata — è la frase legale, in proposito — il diritto del campanello; perchè anche quest' uso è comunissimo in Sicilia. Quel che mi sorprende è come mai si sia potuto affermare che "l'aggiudicatario fa fermare la Santa davanti a quelli (proprietarii o negozianti) che più gli son cari, o che ne lo hano pregato o ne l' han pagato." No, caro anonimo di quest' ultima capestreria! Il conduttore della bara può far delle fermate innanzi ad amici, a parenti, a chiunque voglia o vogliate, ma non già innanzi a chi l'abbia pagato per questo! La firezza d' un devoto, per quanto vanitoso, rifugge da grettezze così disoneste!

Nel sobborgo di Sa Lucia la statua rimane tre giorni: e in quei tre giorni i cittadini si riversano fuori la città forse per la divozione verso la Santa, ma certo per la bella occasione di fare una passeggiata di piacere a piedi, una corsa per mare (giacchè in quel sobborgo si va in tutti e due i modi) e lì sul posto, uno spuntino, se non una scampagnata in piena regola.

Quel che divenga il sobborgo allora non è a dire. Baracche e tende occupano qualunque metro di spazio libero; e venditori, sonatori, funamboli, pulcinelli e persone d' ogni genere e d' ogni conio, vi accorrono, o avide di guadagno, o desiderose di divertimento, o spinte dal bisogno di adorare la santa vergine, che è per esse

Principio e cagion di tutta gioia,

come direbbe il sommo Poeta.

I tre giorni sono passati, e Santa Luciuzza rientra, sul cadere del sole, nella sua casa, nella sua amata città, cui ella guarda sempre con occhio vigile e benevolo. Quel che accade allora è più facile ad immaginare che a descrivere.

La festa di Dicembre si ripete o ha la sua appendice in Maggio con la "Sa Lucia delle quaglie".

La Santa è tratta, come sei mesi fa, dalla sua cappella, riportata sull' altare maggiore, rimessa fuori la Cattedrale, coperta degli eterni *evviva* tradizionali. Tutto viene ripetuto come innanzi; ma c' è un' usanza, che è quella appunto la quale dà il titolo alla festa: il getto delle quaglie.

Nella piazza della Cattedrale (scrivevo io nel 1881) sorge il

monastero di S[a] Lucia, e le monacelle più giovani, avvenenti ragazze come quasi tutte le siracusane, vestite di bianco, perchè dell' ordine cisterciense, si affacciano al vasto loggiato del monastero e buttano sulla immensa folla plaudente centinaia di quaglie, di colombe, di tortore, di uccelli d' ogni specie; e gli spettatori a disputarseli, ad acchiapparli coi cappelli, coi fazzoletti. Molti uccelli sfuggono volando, molti altri vengono presi o ammaccati o uccisi.

Sull' effetto che codesto volo di uccelli, quasi sempre dalle ali tarpate, deve produrre sulle anime gentili non si discute.

"È una scena — si dice — straziante e ributtante ad un tempo, in quantochè è facile comprendere che sempre la preda è contesa fra due o tre pretendenti e che ha termine sempre con un sommario giudizio di Salomone! Nè io la difendo; ma noto com' essa sia fatta con intendimenti ben diversi dagli effetti, e come per segno di gioia.

Circa al significato dell' usanza poi, non s' ha a durar fatica a trovarlo nella leggenda della pioggia delle quaglie nei giorni più spaventevoli della carestia.

Die wilde Frau.

(Aus dem Volksglauben der Südrussen in Galizien).

Von Juljan Jaworskij.

So heisst hier eine weibliche mythische oder dämonische Gestalt, die jedoch bereits nur in verschwommenen und halbvergessenen Umrissen dem Volksglauben vorschwebt. Sie heisst auch *litawycia, witrenycia* oder *perelėstnycia*, ohne dass diese verschiedenen Benennungen nach irgend welchem inneren oder topographischen Gesetze abgesondert werden könnten.

Die wenigen Mitteilungen über die wilde Frau, die unten angeführt folgen, stammen alle aus dem Skoler Gebirgsrayon, wo ich sie teils selber gesammelt, teils in den 70-ger Jahren Herr Anton Aleksiewicz, der mir seine reiche folkloristische Sammlung freundlich zur Verfügung gestellt hat.

Die wilde Frau ist gewöhnlich sehr hübsch; besonders berückend sind ihre langen, flachsgelben und goldschimmernden Haare.

Am liebsten zeigt sie sich jungen Burschen, die sich dann in

sie bis zur Verrücktheit verlieben und aus Sehnsucht nach ihr dahinsiechen. Solche verunglückte Jünglinge führt man gewöhnlich in die Kirche und besprengt sie mit Weihwasser, oder man ruft zu Hilfe Wahrsagerinnen, die Zauber- und Besprechungsformeln wissen, was auch mitunter, wenn der Liebekranke nicht stirbt, sicher hilft. Aber die dämonische Koketterie der wilden Frauen beschränkt sich nicht nur auf unverheiratete Burschen. Sie verursachen oft auch Ehetragödieen, indem sie manchen braven Ehemann derart mit ihren Reizen umstricken, dass er auf einmal seiner Frau abspenstig wird und sie verstosst. Es kommt zu ihm, sagt man dann, die wilde Frau. Sie kommt jede Nacht und legt sich zu ihm, gewöhnlich zu seinen Füssen, schlafen. Bis sie ihn selbst aus ihrer Macht nicht freilässt, so lange ist er ihr Sclave und will von seiner Familie nichts wissen.

„Zu einem Bauer," so erzählt man, „kam immer eine wilde Frau, und immer, indem sie seine eheliche Frau vom Bette verjagt, legte sie sich zu ihm schlafen. Doch einmal riet jemand der Frau, dass sie sich wo anders schlafen lege und wache; wenn die wilde Frau kommt, dann soll sie ihr das Haar, das wunderschön und lang bis zur Erde ist, abschneiden. Da, in der Nacht klopfte etwas an das Fenster, der Mann murmelte etwas im Schlafe und dann wurde wieder alles still. Die Frau stand auf und machte Licht, denn die wilde Frau war schon eingeschlafen und hörte nichts. Sie sieht, die ist so wunderschön zum Verschauen, und hält den Mann um den Hals umarmt. Da tat es ihr leid und sie hat sie nur auseinander getrieben. Als aber die wilde Frau erwachte, sagte sie zu ihr: da du mich nicht verunstaltet und entehrt hast, so wirtschafte hier schon allein und ich werde nicht mehr kommen! Dann ist ein starker Wind entstanden und die wilde Frau verschwand. Und nichts mehr hat man von ihr gehört." (Aus Oporetz. Aufgeschrieben von A. Aleksiewicz).

Die wilde Frau hat Erbsen sehr lieb, und man kann sie dabei, wie sie sie im Garten oder auf dem Felde isst, oft ertappen.

Sie hat auch solche Schuhe, dass sie einige Meilen mit einem Schritt zurücklegen kann. Ohne sie verliert sie ihre ganze übernatürliche Macht und kann unsere Erde nicht verlassen.

Darum kann man sie, wenn man ihr die Zauberschuhe stiehlt, leicht fangen. Dann folgt sie dem Menschen in's Haus, dient ihm treu und redlich, oder wird, wenn er es wünscht, sogar zu seiner Frau.

„Ein Bursche hatte auf dem Felde Erbsen und da hat ihm

darin jemand grossen Schaden gemacht, er wusste nur nicht, wer. Endlich einmal gieng er auf das Feld und erblickte neben den Erbsen Schuhe. Und in den Erbsen stand so eine wunderschöne wilde Frau, dass er seine Augen im Kopfe vergass. Er erwischte dann einen Schuh und sagte: ‚Also *du* machst mir den Schaden? nun, jetzt musst du mit mir gehen!' Also kamen sie nach Hause, dann hat er den Schuh schnell versteckt, so dass sie nicht sah, wohin, und darnach musste sie schon seine Frau werden. Sie lebten gut mit einander und hatten solch ein schönes Kind, dass ein schöneres nirgends zu finden war. Aber die Zeit kam und das Kind starb. Alle jammerten und weinten, nur sie sprach: ‚Weswegen jammert ihr denn? hier soll man sich doch freuen!' Und dann liess sie die Musikanten aufspielen, also nach dem Kinde. Alle haben sich gewundert, aber niemand sagte was. In kurzer Zeit starb wieder der alte Vater ihres Mannes, und da hat sie so gejammert, dass man's nicht anhören konnte. Das hat schon ihr Mann nicht aushalten können und er fragte: ‚Warum weinst du jetzt so schrecklich, obzwar das mein Vater ist und nicht der deine? und nach deinem Kinde hast dich gefreut, obgleich du ihm Mutter warst?' Sie wollte ihm darauf nicht antworten. — ‚Du verstehst es nicht,' sagte sie nur, ‚und wirst es nie verstehen!' — Er sah, dass sie es ihm nicht sagen will, und so versprach er ihr schon, ihr den Schuh zurückzugeben. — ‚Nun, wenn so, so werde ich's dir wohl sagen: Du hast nicht gesehen, wie deines Vaters Seele von Sünden belastet und von Teufeln belagert war, so dass nicht einmal für jeden ein Knöchlein geblieben wäre; wie ich aber zu jammern begann, da sind sie alle durchgegangen. Und wie das Kind gestorben, da war so eine Freude um ihn herum, dass ich keinen Grund gehabt habe, nach ihm zu trauern.' — Dann erzählte sie ihm noch vieles andere und er musste ihr den Schuh zurückgeben. Darauf entstand ein grosser Wind, und nie mehr hat er sie gesehen. Und als der Fasching kam, da hat er ein Mädchen geheiratet." (Aus Jalenkowate. Aufgeschrieben von A l e k s i e w i c z).

„Ein Bauer hatte eine wilde Frau in seinen Erbsen gefangen, nahm ihr die Schuhe weg und versteckte sie in der Kammer. Sie bat ihn sehr, ihr sie zurückzugeben, aber da er's nicht tat, so ging sie zu ihm nach Hause und diente bei ihm, wie der treueste Dienstbote. Sie verrichtete jede wirtschaftliche Arbeit sehr flink, so dass der Wirt sie nicht genug loben konnte. So diente sie dort bis zu Weihnachten. Am heiligen Abend half sie der Hausfrau

beim Kochen; und wie das Nachtmahl fertig war, sagte die Hausfrau zum Gesinde: ‚bitte euch alle zum Nachtmahl!' Alle setzten sich zu Tisch, nur die wilde Frau setzte sich in den Winkel und lachte während des ganzen Nachtmales, ass nichts, lachte nur. Man fragte sie, warum sie lache, aber sie wollte es nicht sagen. Erst nach dem Nachtmahl, als man sie mit Fragen noch mehr bestürmte, versprach sie zu sagen, wenn man ihr die Schuhe ausfolgte. Der Wirt versprach ihr das und da erzählte sie: ‚wenn ihr gesehen hättet, was mit eurem Nachtmahl war, so hättet ihr selber auch nicht gegessen nur gelacht. Die Frau hat anstatt zu sagen: „bitte euch alle *Getauften* zum Nachtmahl," nur einfach: „bitte euch *alle*" gesagt, und da sind alle Teufel zusammengeflogen, machten verschiedene Hetzen, sprangen auf dem Tisch herum, spuckten in die Schüsseln u. s. w.' — Die Hausleute haben sie noch um manches andere, um verschiedene Arzeneien, Zaubermittel und dergl. gefragt und sie hat ihnen alles mitgetheilt. Dann nahm sie ihre Schuhe und gieng fort. Wie sie aber schon auf der Strasse war, hat sich noch der Wirt erinnert, dass er sie um ein Mittel gegen die Wurmkrankheit der Schafe nicht befragt hat. Er lief ihr nach und fragte dies, jedoch erhielt er so eine Antwort: ‚nimm das Messer, schlachte und iss!'" (Aus Kruszelnitza. Aufgeschrieben von mir).

Im allgemeinen, wie es aus den oben angeführten Motiven der Vorstellung folgt, wird die wilde Frau garnicht als schlecht und schädlich gedacht. Im Gegenteil, sie besitzt viele sympathische und lichte Characterzüge. Schon ihre äussere Schönheit allein bezeugt hinlänglich, dass sie mit den bösen, schwarzen Geistern nichts zu schaffen hat; ganz deutlich spricht das die Erzählung aus Jalenkowate aus, indem sie ihr die Macht, von einer sündigen Seele die bösen Geister zu verbannen, zuschreibt.

Nichtdestoweniger beschuldigt man in manchen Fällen die wilde Frau, dass sie an den Brustkindern säugt, weswegen sie blass und mager werden und wunde Brüste bekämen. Auch spielt sie manchmal den nachlässigen Müttern einen anderen bösen Streich. Sie stielt ihnen nämlich das Kind und schiebt ihnen ihres, das man „widmina" (Wechselbalg) nennt, unter. So ein Wechselbalg ist gewöhnlich sehr schlimm und dumm, aber er lebt nicht länger als 7 Jahre. Am leichtesten kann die wilde Frau ein Kind umtauschen, wenn in der Nacht im Zimmer kein Licht brennt.

Die wilden Frauen hält man an manchen Orten sogar direkt

für böse Wesen und man glaubt, dass sie von Hexen und Zauberern unter die Menschen geschickt werden, um unter ihnen allerlei Unheil zu stiften und ihnen Bosheiten anzutun.

Lemberg.

Volkstümliches aus rutenischen Apokryphen.

Von Dr. Iwan Franko.

Apokryphen nannte man ursprünglich religiöse Bücher, welche geheimgehalten wurden und deren Lesen nur Eingeweihten gestattet war. In der Bibelforschung bezeichnet man mit diesem Namen einige sowohl alt- als neu-testamentliche Bücher, die ursprünglich nicht zum Kanon gehörten und als zweifelhaft galten, später aber doch in den Kanon aufgenommen wurden. Jetzt nennt man „Apokryphen" eine grosse Anzahl von Schriften sowohl alt- als auch neu-testamentlichen Inhalts, die zum Theil zwar auf alten Traditionen beruhen, erwiesenermassen aber ziemlich spät, zwischen dem zweiten vorchristlichen und fünften nachchristlichen Jahrhundert entstanden, eine Menge erdichteter Einzelheiten und heterodoxer Lehren enthalten und entweder offenbar zum Zwecke häretischer Propaganda zusammengestellt, oder erst in späteren Bearbeitungen im Geiste der kirchlichen Orthodoxie halbwegs umgearbeitet und „gereinigt", den Anforderungen frommer Erbauung angepasst wurden. Einige wenige dieser Werke waren ursprünglich aramäisch, die meisten griechisch geschrieben und haben sodann im Mittelalter in lateinischen, kirchenslavischen, koptischen, arabischen, armenischen, grusinischen und anderen Übersetzungen und Umarbeitungen ihre grosse Rundreise um die ganze civilisierte Welt gemacht und auf die Gemüther zahlloser Generationen einen grossen, bisher in allen seinen Einzelheiten kaum gewürdigten Einfluss ausgeübt. Natürlich können wir auch umgekehrte Fälle beobachten, indem sich bei verschiedenen Völkern unabhängig von den Apokryphen entwickelte volkstümliche Elemente um diesen hebräisch-griechischen Kern gruppierten, sich gleichsam an ihn herankrystallisierten und so entweder neue, griechisch nie bestandene Apokryphen oder in den aus dem griechischen übersetzten Texten neue, im Urtext nicht vorhandene Episoden und Exkurse bildeten. Und wenn wir alle Apokryphen überhaupt als einen

Ausfluss der Volkstradition, wenn auch in schulmässiger Bearbeitung und manchmals doctrinär und dogmatisch zugestutzt, betrachten müssen und also ihr Studium für jeden Volksforscher, der, so zu sagen, nicht an der Scholle kleben und sich im Unbedeutenden verlieren, sondern weite culturgeschichtliche Horizonte umspannen will, als unentbehrlich und sehr lohnend anerkennen müssen, so sind diese neueren Umarbeitungen und Einschaltungen zweifach interessant, indem sie uns den lebendigen Verkehr der modernen Volksphantasie und des Volksglaubens mit jenen alten Erzeugnissen vor Augen führen.

Ich habe im vorigen Jahre im Verlage des „Wissenschaftlichen Ševčenko-Vereins in Lemberg" den ersten Band einer umfassenden Apokryphen-Sammlung aus den südrussischen (rutenischen) Handschriften veröffentlicht, der die alttestamentlichen Apokryphen umfasst und in mancher Hinsicht als ein Supplement zu den älteren derartigen Sammlungen russischer Gelehrten Pypin, Tichonranow, Porfirjew, Popow betrachtet werden kann. Aus diesem Buche will ich nun Einiges herausgreifen und in deutscher Übersetzung dem grösseren Kreise der Fachgenossen zugänglich machen. Ich beginne gleich mit dem Interessantesten, mit einem Beitrag zum rutenischen Dämonenglauben, der in einer rutenischen Handschrift aus Nordungarn in die apokryphe Erzählung von der Revolte und dem Sturze der Engel eingeschaltet ist.

Nachdem der rutenische Umarbeiter ziemlich conform der griechischen Sage erzählt hatte, wie Lucifer sich aus Stolz gegen Gott empörte und einen Engelchor mit sich zur Meuterei fortriss, wie die Meuterer von Gott niedergeworfen und verflucht wurden (hier giebt es schon Manches, was im griechischen Apocryphum nicht enthalten ist z. B. der Fluch, Lucifer solle schwarz und hässlich und die anderen Teufel sollen geflügelt sein) und wie sie 40 Tage und 40 Nächte wie ein Regenschauer hinabflogen, heisst es weiter:

„Auch dies brauchen wir zu wissen, meine liebsten Christen, dass nicht alle diese verfluchten Engel in die allertiefste Tiefe (d. h. in die Hölle) hinabgestürzt sind, sondern hört nur fleissig, wo verschiedene von ihnen geblieben sind. Die einen, die Vordersten, stürzten mit ihrem stolzen Herrn durch die Erde in den Abgrund, in die Hölle und werden dort sitzen in alle Ewigkeit, als Verbannte und Verbrecher an der Gottheit, denn sie haben schon für alle Ewigkeit die göttliche Gnade verloren, denn der Stolz war die Ursache ihres Elends. Diese Teufel sind die grimmigsten, welche unter der Erde sind, damit die Menschen ihr Antlitz nicht

schauen. Die Anderen aber, die Mittleren, stürzten auf die Erde. Diese erscheinen manchmals den Menschen von Angesicht zu Angesicht und thun den Menschen Böses an und verführen sie zu verschiedenen Sünden und Versuchungen: Manche verführen und versuchen sie zur Sünde, Manche nehmen Besitz von Menschen, wohnen in ihnen und hetzen sie und werfen sie herum und quälen sie; sie schlagen auch ihre Wohnung auf in den Thieren, in den Vögeln, in den Hunden, in den Schweinen und im Vieh und richten bösen Schabernak an.

„Wir müssen auch dieses wissen: wo nur einer von diesen bösen Geistern an irgend einem Orte auf die Erde hinabgestürzt ist, und wenn ein Mensch zufällig auf diesem Orte schläft, so ergreift ihn der böse Geist. Oder wenn man auf diesem Platz ein Haus, eine Scheune, einen Viehstall oder einen Garten anlegt, oder einen Obstgarten oder einen Hof, so wird es dort kein Glück geben und kein Heil für diesen Menschen. Sogar wenn man auf diesem Platz eine Kirche, ein Kloster oder eine Festung baute, so werden sie (d. h. die bösen Geister) Böses anrichten, weil es ihr Platz ist für alle Ewigkeit.

„Noch Andere blieben in der Luft, in den Wolken hängen; sie fliegen herum in den Wolken, nachdem sie dort stecken geblieben sind — die Einen mit den Füssen, die Anderen mit den Flügeln, die Anderen mit den Händen, wieder Andere mit der Seite und Etwelche kopfüber. Diese haben sich selbst nach göttlichem Befehl aufgehängt bis zum jüngsten göttlichen Gerichte. Auch diese Teufel thun den Menschen Böses an mit Sturm, bösem Wetter, Hagel, Wirbelwinde, und die (Teufel) heissen *Lunatiker*. Auch das ist ein Lunatiker, was man einen Monatswandler nennt, wer einen Monat als Weib, und den zweiten Monat als Mann herumgeht. Und wer unter einem solchen Planeten geboren wird, wenn es ein Knabe ist und heranwächst, so wird ein solcher Mensch ein Lunatiker, und wenn es ein Mädchen ist, so wird sie eine Lunatikerin. In solchen Menschen wird der todbringende Teufel leben und sie quälen, und bis an ihren Tod sind sie unheilbar. Das sind bösartige Satane, die Lunatiker, und diese Teufel reissen sich auch jetzt los in der himmlischen Luft, und wenn sich (so einer) losreisst, so fliegt er durch die Wolke entweder als Feuer oder als Funken oder als Stern, und diese Teufel fallen auf die Erde herab.

„Auch dieses müssen wir noch wissen von diesen bösen Geistern, die sich losreissen und als Sterne auf die Erde herabfliegen.

Jetzt höre Jedermann fleissig zu und führ' es sich zu Gemüte! Es gibt unter uns solche Leute: wenn sie sehen, dass ein Stern vom Himmel zur Erde herabfliegt, so sagen sie, der Stern habe sich losgerissen. Das ist aber eine Fabel der Ungebildeten, denn wisse wohl, elender Mensch: wenn nur ein Stern vom Himmel auf die Erde herabfiele, so würde er diese ganze sichtbare Welt vernichten. Aber kein Stern kann von seiner Bewegung abweichen, wo ihn Gott hingestellt hat bis zum jüngsten göttlichen Gerichte. Dieses aber möge ein Jeder wissen und aus der heutigen Predigt lernen aus der heiligen hochweisen Theologie: es sind jene Teufel, die sich losreissen und sich losreissen werden bis zum jüngsten göttlichen Gerichte. Er erscheint als ein Stern, denn der Teufel kann sich umgestalten, wie er will. Wenn er will, so verwandelt er sich in einen Stern, verwandelt sich in Feuer, in einen Vogel, in ein Thier oder ein Vieh, oder in einen Menschen und ein Kind, sogar in einen Engel, wie wir das aus verschiedenen Schriften und an verschiedenen Orten erfahren. Denn auch die Teufel haben keinen Körper an sich und keine Knochen und kein Blut, sondern nur den Geist, und heissen böse Geister, verworfene Engel, verführerische, dunkle Sterne. Uns aber, Brüder, belehrt die heilige Schrift: wenn du, gläubiger Mensch, einen herabfliegenden Stern oder Funken in der Luft siehst, so halte still und schlage ein Kreuz und spucke auf das Gespenst, denn es ist der Drache, und dann wird er verenden und verschwinden. Und wo dieser fliegende Drache hinstürzt, dort ist ein böser, abscheulicher Ort, der Unglück bringt den Menschen und dem Vieh" [1]).

Ich habe mich bemüht, bei der Übersetzung die Unbeholfenheit der alten Sprache beizubehalten. Die Handschrift, der diese Erzählung entnommen ist, stammt aus dem Anfang des XVIII. Jahrhunderts und es ist interessant zu erfahren, dass unsere Erzählung einen Theil einer wirklich gehaltenen Predigt bildete. Wir sehen also, dass die Vorstellungen und Gestalten des Volksglaubens bei den Rutenen noch im XVIII. Jahrhundert von der ungebildeten und durchaus im Volksglauben aufgewachsenen Geistlichkeit von der Kanzel gepredigt und mit einem naiven Aufputz orthodoxer Theologie vorgetragen und erhärtet wurden.

---

1) Dr. I. Franko, Apokrify i legendy z ukrainskich rukopysiw, t. I, 326—328.

Blumen, die unter den Tritten von Menschen hervorsprossen.

Eine Umfrage von B. Laufer.

I. Die Vorstellung, dass unter den Tritten dahinwandelnder Menschen, besonders edler Frauen, Blumen hervorsprossen, scheint ziemlich weit verbreitet zu sein; freilich bin ich vorläufig nicht imstande, die Ausdehnung dieses Gedankens auch nur annähernd zu bestimmen an der Hand einer grossen Zahl von Beispielen. Meine Absicht ist nur, die Aufmerksamkeit auf diese Erscheinung zu lenken und zum Sammeln gleicher oder ähnlicher Ideen anzuregen. Ich führe zwei Citate aus der europäischen Litteratur an, um dann auf Indien überzugehen. In Clemens Brentano's Märchen von dem Rhein und dem Müller Radlauf heisst es im dritten Stücke, als der Müller die Prinzessin, hinter ihr hergehend, nach seiner Mühle führt: „Er aber sah ganz beschämt an den Boden, und wie erstaunte er nicht, als er überall, wo die schöne Ameleya ihren Fuss auf der Wiese hinsetzte, lauter Ehrenpreis und Königskerzen und Rittersporn und andere adelige Blumen aufblühen sah, worauf er wieder sehr an seinen Traum gedachte." Calderon dichtet in seinem Drama „Meine Herrin über alles" (Antes que todo es mi dama), Act I:

War 's ein Wunder, Felix, wenn ich
An noch lieblichern Gestaden
Als Elysiums Gefilde
Venus sah, wie sie mit zarten
Blumen spielt' und insgesamt
Sie ihr das Geständnis machten,
Ihr entglimm' ihr Frühlingsleben,
Weil ihr Fuss sie hergetragen
Sanften Tritts — —

Dass den Fusstritten einer schönen Dame Blumen entspriessen, bemerkt dazu der Übersetzer K. Pasch (Ausgew. Schauspiele des Don Pedro Calderon de la Barca, zum 1. Mal aus dem Span. übersetzt. II. Bd., Freiburg 1892, S. 143) ist ein mehrfach gebrauchter poetischer Ausdruck Calderon's: in dem Drama „La señora y la criada" (Frau und Magd) haben der schönen Diana und ihren Begleiterinnen Rosen und Jasmin Schnee und Purpur zu verdanken; in Fineza contra fineza (Aufopferung gegen Aufopferung) verleiht eine Schöne mit ihrem „Kothurn" dem Lenze Blumen, während sie von ihrem Kranze aus Sterne spendet. Das in demselben Bande übersetzte Stück „Morgen des April und Mai" (Mañanas de abril y mayo) hat den Passus (S. 45):

Dass man in den Blumengärten
Rosen sich gepflückt, erblickt' ich
Oft; dass Rosen man zurücklässt,
Heut' erst: eines Fusses Tritte
Dankte ja der Hain die Blumen,
Die von der Berührung fielen,
Hier der schneeige Jasmin,
Dort die schmachtend blassen Lilien.
Einen Hügel kam herab
Eine Dame, — nein, nicht richtig! —
Ein verschleiert Zauberwesen,
Ein verkleidet Blendwerk schien sie [1]).

Gehen wir nun in den Orient, so finden wir im 3. Märchen des Siddhi-Kûr (Jülg, Die Mädchen des S., Kalmükischer Text etc. S. 70) eine mit dem Citat aus Brentano auffallend übereinstimmende Stelle. Der von einer Kuh geborene Massang mit dem Rindskopf traf auf seiner Wanderung ein reizendes Mädchen, das aus einer Quelle Wasser geholt; indem sie dahinwandelte, sah er mit Verwunderung, wie unter jedem ihrer Tritte eine Blume nach der andern hervorsprosste. Ihr folgend gelangte Massang in den Götterhimmel. Daraus geht wohl hervor, dass es sich um eine Apsaras handelt. In der Buddhalegende wird erzählt, dass der Knabe kurz nach seiner Geburt, nachdem er ein Bad genommen, sieben Schritte machte; auf jedem sprosste sogleich eine Padmablume (Lotus) hervor, und er recitierte laut folgende Stelle aus einem alten Lobgesang: „Wenn du, erster der Menschen, chubilghanisch (d. h. durch eine Verwandlung) wiedergeboren und sogleich auf dieser Erde sieben Schritte schreitend sagen wirst: ‚Ich bin der Oberherr dieses Weltalls', dann, Trefflichster, werde ich dich anbeten." Diese Version entstammt einer mongolischen Quelle und findet sich bei I. J. Schmidt, Forschungen im Gebiete der älteren religiösen, politischen und literärischen Bildungsgeschichte der Völker Mittelasiens, Petersburg 1824, S. 172. In andern Buddhabiographien findet sich der Zug der Blumenentstehung unter den Schritten nicht. Nach Açvaghosha's Buddhacarita macht Buddha behutsam sieben Schritte, deren Spuren glänzend wie sieben Sterne zurückbleiben. Nach den gewöhnlichen Berichten stellte er sich auf den Boden, schaute nach allen Richtungen, that sieben Schritte nach Norden und rief triumphierend aus: „Ich bin der Höchste in dieser Welt" (s. Kern, Der Buddhismus I, 31, Manual of Indian Buddhism S. 14). Dem Lalitavistara (7. Kapitel) zufolge erschien gleich nach seiner Ankunft in der Welt ein grosser Lotus, auf den er sich setzte und die vier Himmelsgegenden mit dem Auge des Löwen betrachtete. Diese Erscheinung wie der Bericht, dass unter den Schritten Buddha's Lotusblumen hervorkommen,

1) Bei Ariost und Tasso sind ganz ähnliche Dinge zu finden, wie ich mich aus ehemaliger Beschäftigung mit ihnen wohl erinnere; ich vermag aber augenblicklich keine genauen Citate zu geben.



erinnern an das Motiv der indischen Kunst, das die Lotus als Sitz oder zwei Lotusblumen unter den Füssen des stehenden Buddha verwendet (s. Grünwedel, Buddhistische Kunst in Indien, Berlin 1893, S. 150) [1]). Ich vermute, dass diese bildnerische Darstellung ihren Ursprung jener literarischen Conception verdankt; diese Vorstellung lässt sich, nach beiden Seiten hin weiter entwickelt, in der tibetischen Litteratur und lamaistischen Ikonographie verfolgen, was indessen ausserhalb des Rahmens dieser wenigen Andeutungen liegt.

Woher kommen die Kinder?

Eine Umfrage von O. Schell.

XLVI. In deutschen Gegenden bringt der Storch die junge Bevölkerung. Auch in böhmischen Bezirken hört man manchmal seinen Namen in diesem Zusammenhange, aber selten. Hier spielt auf diesem Gebiete die Hauptrolle der Rabe oder eigentlich die Rabin. Man hört oft die Mutter zu ihren neugierigen Sprösslingen sagen: „Der Nachbarin hat die Rabin einen Buben (oder Mädchen) gebracht. Sie warf das Kindlein durch den Rauchfang in die Stube direct unter die Bank. Darüber ist die Frau so erschrocken, dass sie krank liegt."

Das eigenthümliche Geschrei der Raben ist den böhmischen Kindern eine Bestätigung dieser Wahrheit. Im bekannten krá-krá glaubt das Kind die böhmischen Worte kvám, kvám (zu euch, zu euch) zu hören. Ist es ein Kind, das gern noch länger alleiniger Liebling der Mutter bleiben möchte, ruft es dem schreienden Vogel weinerlich zu: Ach né knám! (Ach, nicht zu uns!). Andere dagegen, die die Rabin schon mit Geschwistern beschenkt hatte, rufen:

Vrána letí, nese děti, mý je máme, neprodáme, za dwa zlatý.	Die Rabin fliegt, Bringt die Kindlein, Wir haben sie, Doch verkaufen sie nicht Um zwei Gulden.

Als ich noch klein war, erzählte mir eine meiner Freundinnen, dass die Kinder in einem kleinen Bache, Jalovina genannt, der

---

1) Vergl. auch Waddell, The Buddhism of Tibet, Lond. 1895, S. 338.

durch eine Vorstadt von Melnik fliesst, unter einem Steine wachsen.

Eine komische und für eine unweit Melnik gelegene kleine Ortschaft höchst ärgerliche Bemerkung kann man oft hören, wenn man jemanden fragt, woher er ist. Er antwortet oft scherzend: „Aus Zitau" (Z Citova).

Mit dieser Geschichte hat es folgende Bewandtnis.

Einer Zitauer Familie brachte einst die Rabin ein Kind. Als nun die Zeit der Taufe kam, stellten sich die Patinnen und die Geburtsfrau pünktlich ein. Nun ward in die Kirche gefahren. Nach vollzogener Ceremonie begab sich die ganze Gesellschaft bestehend aus zwei Patinnen, dem Vater des Kindes und der Hebamme in das Wirthshaus, da ward ein zweites Frühstück eingenommen, und der glückliche Vater vergass nicht, auch seine Gäste reichlich mit süssem Schnapse zu bewirten. Die Gesellschaft bestieg dann wieder den Wagen und unter lustigem Geplauder gieng es der Behausung des Bauers zu. Am Hausthore angelangt, stiegen zuerst die Patinnen aus, dann der Vater, welcher die Hände der Hebamme entgegen streckte, um sein Kind von ihr zu empfangen, damit sie leichter hinunter steigen könne.

Aber — o Schrecken! Die Hebamme hob die seidene, mit einem Kreuz gezierte Decke (Plentu) in die Höhe und — fand nichts darunter.

Die ganze Gesellschaft war plötzlich von ihrem Rausche geheilt. Man setzte sich schnell wieder in den Wagen und fuhr auf die Suche.

Zum Glücke war das Auge des unglücklichen Vaters durch die Angst so geschärft, dass er ein schönes Stück Weges vor sich bald einen Wanderer erblickte, der ein Kind, festlich angezogen, auf dem Armen trug.

Nun ward dem Wanderer zugesteuert. Die ganze Gesellschaft überschüttete ihn mit Danksagungen und verlangte das Kind. Dieser aber wollte den Fund nicht so leicht hergeben, sondern verlangte Finderlohn. Die Gesellschaft sackte alles, was sie bei sich, hatte für den Wanderer aus. Es waren 7 Kreuzer und ein Buchterl (Kuchen).

Seit der Zeit heisst es aber: „Du bist aus Zitau." Oder Leuten, die keine Kinder haben sagt man: „Geht nach Zitau. Dort kann man die Kinder um 7 Kreuzer und ein Buchterl kaufen."

Die Zitauer aber sind sehr darüber ungehalten, wenn man diese Geschichte aufwärmt.

Josefine Kopecky.

Von der Hand, die aus dem Grabe herauswächst.

Eine Umfrage von R. Sprenger.

V. Ein Tabuletkrämer, gewöhnlich der Hausierer aus Gudum genannt, wurde mittelst eines Besemers totgeschlagen und alle im Hause, die Tochter ausgenommen, sind wol damals mitschuldig gewesen. Den ersten Tag, da sie seiner nicht los werden konnten, schoben sie ihn unter das Bett hinunter. Zufällige Besucher meinten, sie hörten den Laut eines Seufzers; die Leute sagten, es sei die Katze, die unter dem Bette sprudelt. Die Sache war aber, dass der arme Mensch nicht ganz tot war. In der nächsten Nacht führten sie ihn weg, indem sie die Leiche nach Himmelgaards Hügel hinfuhren, und begruben ihn in einem Sandgraben. Sie konnten ihn dort nicht bleiben lassen, denn so oft er auch verscharrt wurde, seine Hand kam beständig wieder zum Vorschein. Zuletzt nahmen sie ihn wieder aus dem Sandgraben heraus und fuhren ihn so weit in den Fjord, wie sie nur vermochten, hinaus; dort warfen sie ihn ins Wasser. Am Ende trieb die Leiche an der Insel Mors ans Land. Unter den vielen, die sie sahen, war ein Mann, Andreas Primdal genannt. Sobald er aber den Toten anrührte, quoll flüssiges Blut aus der Nase der Leiche. Die Versammelten wollten augenblicklich Andreas als den Mörder ergreifen, er war doch unschuldig, da er aber etwas von der Sache wusste, sagte er: „ich habe es nicht getan, irre ich aber nicht, ist ein Hausierer im Hause meiner Schwester ermordet." So ward die Sache ruchbar; der Sohn, der der Hauptmann gewesen war, flüchtete, wahrscheinlich nach Hamburg, denn sie war eine freie Stadt; die Alten im Hause kamen ins Zuchthaus. (E. T. Kristensen, Danske Sagn IV. 442. 1379).

VI. Es wird erzählt, dass zwei Männer in Sveistrup sich immer zankten. Am Ende starben sie und wurden begraben; aus den Gräbern beider aber wuchsen Hände heraus, deren jede der andern drohte. Den Dorfleuten schien dies ein hässlicher Anblick; sie hieben die Hände ab, liessen einen kleinen Kasten machen, in den sie die Hände legten. Dort wollten sie aber auch nicht Frieden halten. Jede Hand wollte die obere sein, und so oft sie auch eingelegt wurden, man konnte tun wie man wollte, am nächsten Tage lagen sie immer anders, die eine wollte immer der andern Meister sein. (Krist. Sagn V. 243. 872).

Ich verweise noch auf Liebrecht, Zur Volksk. S. 343. 6. — Wuttke, Aberglaube nr. 307. — Knoop, Sagen aus Posen S. 129. 5. — Knoop, Sagen aus Hinterpommern S. 26. 45. — Deecke, Lübecker Geschichten und Sagen, 3te Aufl. S. 202. 156.

Askov, Dänemark. H. F. Feilberg.

Die Nadel ohne Faden.

Von A. Treichel.

Die Nadel ohne Faden gehört zu den Vexieraufgaben. Es hält lange an, ehe man auf das Richtige kommt. Meist wird die Lösung dieser Aufgabe einem Mädchen übertragen. Wenn man einem Mädchen aufträgt, „eine Nadel ohne Faden" herbeizubringen, so ist das gar nicht so einfach, als es scheint, und nur Wenige kommen auf das Richtige dabei. Es genügt nicht, dass man nur eine uneingefädelte Nadel herbeiträgt, sondern die Auflösung dieser volkstümlichen Vexieraufgabe ist die, dass das betreffende Mädchen sich völlig entkleidet und so die blanke Nähnadel herbeibringt, also im Evakostüme ohne jeglichen Faden; denn auch die Kleidungsstücke bestehen sämmtlich aus Fäden. Man sagt ja auch, man habe keinen trockenen Faden am Leibe, bei nassen Kleidern, oder keinen ganzen Faden, bei zerrissenen Kleidern. In dieser zwiefachen Bedeutung oder vielmehr in der Amplification von Faden zu Kleid und Körperhülle überhaupt (pars pro toto) liegt ja eben das Wesen dieses Witzes.

Einmal wetteten zwei Männer um diesen Punkt. Der Eine behauptete, es würde einem Mädchen sehr schwer fallen, eine Nadel ohne Faden herbeizubringen, während der Zweite, der die Pointe nicht kannte, nichts wäre, doch leichter, als das, und zur Probe nach geschlossener Wette ein herangerufenes Mädchen damit beauftragte. Diese aber, welche wusste, worauf es hierbei ankam, weigerte sich dessen gar sehr zu seinem Erstaunen. Erst als der Andere, welcher seine Behauptung doch gleich handgreiflich bewiesen hatte, ihr einen Thaler als Belohnung versprach, führte sie es aus und erhielt darauf ihr Geld von der Summe, welche der Verlierer der Wette bezahlen musste.

Dieselbe sonderbare Wette kam Anfangs 1897 in der Gemeindeversammlung eines Dorfes P. bei Lyck in Ostpreussen zum Austrage, welche zeigt, dass die Dorfväter nach ihren das Wohl der

Gemeinde betreffenden Beratungen auch einem derben Scherze nicht abgeneigt sind. Gegen ein Liter Branntwein als Preis erbot sich ein Mitglied der Versammlung, dieses gemäss der Behauptung auszuführen, und überlegen lächelnd kleidete er sich bis zum Hemde aus und beugte sich, jetzt sicher, dass kein loser Faden auf dem Körper haftete, zur Nadel nieder. Der Gegner aber, welcher sah, dass die Wette verloren, spendete dem Sieger nicht den Preis, sondern goss ihm ein Gefäss mit eiskaltem Wasser über den Körper. Die Folge dieses überaus leichtsinnigen und schlechten Streiches war, da allerdings der Durchnäste die weitere Unvorsichtigkeit beging, auf seine Gesundheit trotzend, die Kleider über das nasse Hemde anzuziehen, eine starke Erkältung, welche in ein heftiges Fieber ausartete, von dem er nur schwer genesen ist.

Sagen aus Niedergebra und der Burg Lohre.

(Grafschaft Hohnstein).

Gesammelt von Fr. Krönig, erläutert von O. Schell.

1. *Wie die Gebradörfer gegründet wurden.* Vor etwa 1000 Jahren lebte zwischen Ober- und Niedergebra ein Fischer, der sich von den Fischen nährte, die er in der Wipper fing. War der Fischfang nicht ergiebig, so ging er mit Spiess und Keule auf die Jagd und suchte den Auerochs oder den grimmigen Bären zu erlegen, dessen Lendenstücke er in seiner Lehmhütte röstete und verzehrte. Der nahe Wald lieferte Eicheln und Buchecke1n und das offene Feld brachte allerlei Kohlarten und Wurzeln hervor. Überall sprossten saftige Kräuter und wohlriechende Gräser auf den Wiesen. Aber ungeachtet aller Fruchtbarkeit und Anmut lebte ausser dem Fischer keine Menschenseele in der Gegend. Da traf es sich im Jahre 911, dass ein Jude, namens Gebra, aus seiner Vaterstadt Bonnabor (Brandenburg) fliehen musste und nach vielen Irrfahrten und Mühsalen in das Wipperthal gelangte. Überrascht von der Anmut und Fruchtbarkeit desselben, beschloss er, sich hier für immer niederzulassen und sein Leben in dieser Gegend zu beschliessen. In geringer Entfernung von einander baute er zwei Höfe, und die sich später allmählich Dörfer bildeten, welche den Namen des Gründers Gebra annahmen. Die eine Niederlassung erhielt den Namen „Blauer Hof" und wurde der Anfang des Dorfes Niedergebra, während sich um die andern das Dorf Obergebra bildet.

2. *Drei Zwergsagen. a.* In einem kleinen Seitenthale der Wipper, nördlich von Niedergebra, befinden sich einige Zwerglöcher, aus denen unter lautem Getöse der Sülzenbach entspringt. In dieser Löchern hausten vor Zeiten Zwerge. Einstmals pflügte ein Gebraischer Einwohner Namens Schneider in der Nähe, wobei ihm sein Hund Gesellschaft leistete. Der Boden war hart und darum die Arbeit sehr anstrengend, so dass er öfter ruhen musste. Als er wieder einmal ruhte, hörte er unter sich eine feine Stimme rufen: „Ihr sollt mengen." Ei, denkt der Mann, will man hier Kuchen einmengen, so willst du dir auch ein Stück bestellen und ruft laut: „Ihr könntet mir wohl auch ein Stück bringen." Bald darauf war es Mittag und es zog

---

2. *Drei Zwergsagen. a.* In dieser Sage erscheint ein deutlicher Nachklang des Gegensatzes zwischen Menschen und Zwergen, welcher nicht selten, wie hier, die Form



mit den Tieren ins Dorf. Als er wieder auf den Acker kam, sah er auf dem zurückgelassenen Pfluge ein Stück Kuchen liegen, schön fett und zum Anbeissen einladend. Der vorsichtige Bauer aber traute der Sache nicht recht und reichte erst seinem Hunde einen Teil davon, um den Kuchen zu prüfen. Der Hund verzehrte den Kuchen. Doch kaum hatte er das gethan, als er unter heftigen Schmerzen verendete.

Man erzählt, dass die Zwerglöcher von einem früheren Bewohner der Sülzemühle, Andreas Ackermann, untersucht worden seien. Derselbe soll in einer Höhle einen steinernen Tisch, auf dem ein Wetzstein gelegen, sowie eine steinerne Bank vorgefunden haben. Angeregt durch diese Mitteilung hat der noch jetzt lebende Mühlbauer Karl Ackermann im Jahre 1879 eine der Höhlen untersucht. Die erweitert sich in einer Entfernung von 50—60 zu einem stubengrossen Raum mit ebenem Boden und ebener Decke. Doch von irgendwelchem Funde war keine Rede; nur ein grosses tropfsteinähnliches Gebilde befand sich an der Decke, das in den Besitz des Bauers von Witzleben gelangte.

Das Wasser des Sülzenbaches hat Sommer und Winter die gleiche Temperatur, friert nie zu und fliesst immer in gleicher Menge, ein Beweis, dass es aus grosser Tiefe kommen muss. Bald, nachdem der Bach zu Tage getreten, bildet er den Sülzenteich, aus dem der Storch die kleinen Kinder holen soll. Dann treibt das klare frische Wasser die Sülzenmühle. In der vor dem Hause stehenden Lindenlaube hat sich schon öfter die weisse Frau sehen lassen, um einen dort vergrabenen Schatz anzuzeigen.

b. Der Einwohner Müller zu Niedergebra besass über den Zwerglöchern einen Acker, den er mit Roggen besäet hatte. Während er blüthe, trat noch ein starker Frost mit etwas Schnee ein. Damit die Blüten nicht dadurch beschädigt würden, lässt Müller durch eine Leine den Schnee von den Ähren abstreifen. Bei dieser Gelegenheit wurde einem Zwerge, der sich im Getreide verborgen gehalten, die Kappe abgerissen, die ihn unsichtbar machte. Verwirrt und erschrocken eilte nun der kleine Mann den Berg hinab und verschwand in den Zwerglöchern.

c. In einem Hause auf der Hintergasse, dem Bodungerhofe gegenüber, wurde Kindtaufe gehalten. Die Paten und Gevattern hatten sich versammelt, Braten und Bier war aufgetragen. Indem nun die Gäste sich zu Tische setzen wollen, werden sie plötzlich gewahr, dass alles vom Tische verschwunden ist. Zwerge hatten es verzehrt.

---

der Feindschaft annimmt. Die unterweltlichen Schätze, gehütet von den Zwergen, werden nur dem Landmann vergönnt. Aber verwegenes Eindringen (der Boden war hart und darum die Arbeit sehr anstrengend) zieht auch einen Fluch nach sich, wie in unserer Sage, wo der Tod dem Landmann selbst droht, durch seine Klugheit aber auf seinen Hund abgelenkt wird.

Die Unterirdischen erscheinen aber auch hier, wie sehr oft, als verzwergte Menschen, ihnen in ihrer Lebensweise ähnelnd (sie mengen Kuchen ein); dazu vergl. man Simrock, Handbuch, 6. Aufl., S. 426, 429 ff.

Interessant ist noch die Verbindung dieser Zwerghöhlen durch einen Bach, welcher ihnen entströmt, mit dem Sülzenteich, welcher ein Kinderteich ist. Auch darüber giebt Simrock, Handb., S. 431, 436 Aufschluss. Vergl. ferner Schell, Bergische Sagen I, 17; VII, 28 nebst Anmerkungen; Grimm, Deutsche Mythologie, 3. Aufl., S. 428; Liebrecht, Zur Volkskunde, S. 99 f.; Schambach-Müller, N⁰. 143.

b. Hut, Kappe oder Zipfelmütze sind dem Zwerg unentbehrlich, denn dieses Stück seiner Kleidung macht ihn unsichtbar, so dass er unter den Menschen weilen kann, ungesehen von diesen, ihnen vielfach wesentliche Dienste leistend. Die Zahl der Sagen, welche derartige Züge enthalten, sind Legion. Schon König Goldemar (Zimmersche Chronik, Ausgabe von Barack, III, 84 ff.) ist hierfür ein Beleg. Weitere Erörterungen und Literaturnachweise siehe Schell, Bergische Sagen VI, 194 etc.; Simrock, Handbuch, S. 435; Schambach-Müller, N⁰. 146, 147.

c. Es ist der häufig wiederkehrende, hier allerdings etwas humoristisch ausgestaltete Zug der Zwergensage, nach welcher die Zwerge unsichtbar von den Speisen der Menschen geniessen. Auch dadurch (wie durch vieles Andere) suchen sie offenbar ihr Geschlecht zu erhalten und zu regeneriren. Es ist nach Grimm ein Grundzug aller, Elben, die Menschen zu necken, wie es hier geschieht. Man vergl. Simrock Handbuch, S. 436; Grimm, D. Myth., S. 427; Schambach-Müller, N⁰. 146.



3. *Der blutende Weidenbaum.* In früheren Zeiten hüteten einmal zwei Knaben die Gänse auf der Bache, einer an der Wipper gelegenen Weide. Beim Frühstück bemerkte der ärmere von ihnen, dass sein Kamerad köstliches Weissbrot verzehrte, während er sich mit einem Stück trockenen Schwarzbrotes begnügen musste. Unmutig darüber, band er sein Brot an einen Weidenbaum und schlug mit einer Rute so lange darauf, bis es in Stücke zerfiel. Kaum war das geschehen, so begann der Baum zu bluten und der Frevler stürzte tot zur Erde nieder.

4. *Die versunkene Kutsche.* Auf dem zu Gebra gehörenden Pfingstriethe befanden sich bis zum Jahre 1866 einzelne umfangreiche, tiefe Löcher, welche mit klarem Wasser gefüllt waren. Von dem grössten erzählt die Sage: Einst kam ein vornehmer Herr in einer mit vier schwarzen Pferden bespannten Kutsche vom Mordthale her über das Pfingstrieth gefahren. Da er wegen des sumpfiger Untergrundes nicht rasch genug vorwärts konnte, so fing er an, mit schrecklichen Worten Gott und die Heiligen zu lästern. Doch kaum waren die ruchlosen Worte dem Munde entflohen, als Mann und Gefährt mit lautem Krache in die Tiefe versanken. Das entstandene Loch füllte sich mit Wasser an und war, wie schon erwähnt, bis in die neueste Zeit sichtbar.

Ebenso soll eine Kutsche mit vier Pferden von der Hainleite und zwar oben am Österstiegswege in die grausige Tiefe gefahren und verunglückt sein.

5. *Sage vom Mordthal.* In der Umgegend wohnte vor Zeiten ein Glockengiesser, der überall als ein tüchtiger und rechtschaffener Meister bekannt war. Seine Glocken zeichnete sich durch edle Form und vollen, schönen Klang aus und wurden weit und breit begehrt.

Er hatte schon gegossen
Viel Glocken, gelb und weiss,
Für Kirchen und Kapellen
Zu Gottes Lob und Preis.

Und seine Glocken klangen
So voll, so hell und rein;
Er goss auch Lieb' und Glauben
Mit in der Form hinein.

In der nahe gelegenen Stadt wünschte man auch ein Werk von seiner Hand, und der Meister bot alles auf, eine vorzügliche Glocke zu liefern, welche ihm zur Ehre und der Gemeinde zur Freude geriesen sollte. Frisch ging er an die Arbeit, um den Guss vorsichtig zu vollenden. Doch wie viel Mühe und Sorgfalt er auch darauf verwendete — der Guss wollte nicht gelingen. Missmuthig verliess der Meister die Werkstatt. Kurz darauf trat er eine nothwendige Reise an, nachdem er vorher dem Lehrjungen aufgetragen hatte, verschiedene Vorbereitungen zu einem neuen Gusse zu treffen. Während dieser nun allein in der Werkstatt schaltete, sann er beständig darüber nach, warum doch seinem sonst so klugen Meister der Guss nicht gelingen wollte. Endlich hatte er's gefunden!

Ohne Zögern machte er sich ans Werk und siehe da! — nach Verlauf von einigen Tagen war die Glocke tadellos vollendet. Überglücklich eilte er dem Meister entgegen, die an diesem Tage zurückkehren wollte. Im Mordthale traf er ihn und verkündete

---

3. *Der blutende Weidenbaum.* Der Frevel am heiligen Brot, in dieser oder jener Form verübt, wird schwer gerächt. Am bekanntesten dürfte in dieser Richtung wohl die Sage von Frau Hütt (Grimm, Deutsche Sagen, N⁰. 233) sein, wenn sie auch den Riesensagen (Grimm, D. Myth., S. 499; Simrock, Handbuch, S. 410) zugezählt werden muss.

4. *Die versunkene Kutsche.* Vom „Mordthal" her kam der vornehme Herr gefahren, scheint also böse Thaten auf dem Kerbholz zu haben (wenn auch eine andere Sage den Namen anders deutet). Er lästert Gott mit schrecklichen Worten und schliesst sich damit aus seiner Gemeinschaft aus. Darum fährt er hinab ins Gewässer und gelangt damit in die Gewalt der Nixen und Seegeister, welche dort herrschen im Gegensatz zu Gott und seinen Heiligen. Die Sage kann kein hohes Alter beanspruchen, sondern ist unter christlichem Einfluss entstanden. Man vergl. Grimm, D. Myth., S. 933; Bartsch I, 373; Annalen des Niederrheins 41, S. 18; Laistner, Nebelsagen, S. 173; Kuhn, Märkische Sagen, N⁰. 131. Versunkene Kutschen und versunkene Burgen enthalten dasselbe Grundmotiv.

5. *Sage vom Mordthal.* Das allbekannte Motiv vom Glockenguss. Man vergl. u. A.

ihm voll Stolz und Freude das frohe Ereigniss. Kaum hatte aber der Meister die Kunde vernommen, so übermannte ihn eine furchtbare Wut, dass ihm nicht gelungen war, was der Lehrjunge auf leichte Art erreicht hatte. Drohend erhob er seinen schweren Reisestock und liess ihn mit voller Wucht auf das Haupt des Knaben niederfallen, so dass der zur Erde sank und das rote Blut das Gras benetzte. Das Blut und das brechende Auge des Erschlagenen brachten den Meister aber wieder zur Besinnung. Eine furchtbare Angst ergriff ihn, und mit atemloser Spannung lauschte er, ob nicht doch noch ein Lebensfunken in dem schuldlosen Opfer vorhanden sei. Doch das Leben war entflohen.

Er hört' und sah nicht mehr;
Der Knabe lag am Boden,
Ach Meister, wilder Meister,
Du schlugst auch gar zu sehr.

Und wie sich draussen die Dunkelheit auf Berg und Thal herabsenkte, so finster und dunkel wurde es in seinem Innern. Von innerer Unruhe getrieben, entfloh er dem Schreckensorte und durchritt Feld und Wald ohne Ziel und Zweck, unstät und ruchelos. Endlich kam er zu einem bestimmten Entschlusse: Er stellte sich selber dem Gerichte. Den Richtern that der Meister leid, aber helfen konnten sie ihm nicht.

Es kann ihn keiner retten,
Denn Blut will wieder Blut.
Er hört sein Todesurteil
Mit ungebeugtem Mut.

Auf die Bitte des Meisters begleitete ihn das Geläut der verhängnissvollen Glocke auf seinem letzten Gange. Von der sagenhaften Mordthat soll das Thal seinen Namen bekommen haben. In Wirklichkeit aber trägt es ihn von der früheren moorigen Beschaffenheit, so dass es eigentlich „Moorthal" heissen müsste, wie es im Flurbuche von 1683 auch wirklich „Mohrthal" genannt wird.

(Fortsetzungen folgen).

Folkloristische Findlinge.

Hexengesang. Unter dieser Überschrift findet sich im „Korrespondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung", V. 1880. S. 33, 43 ff. ein Aufsatz, über einen alten Volksvers (in mehreren Lesarten), den die Hexen in der Walburgisnacht (1. Mai) auf dem Blocksberge (Brocken) bei ihrem wüsten Treiben mit dem Teufel singen sollten. Ein Harzer Fremdenführer aus Harzburg hat folgenden Vers mündlich überliefert:

„Trümpfig ist das Hündelein;
Trümpfig ist der Hund;
Trümpfig geht's zum Fenster aus und ein;
Trümpfig ist das Hündelein;
Trümpfig ist der Hund."

Nach der Mittheilung aus einem Dieburger Hexenprocess im Jahre 1627 (Steiner, Geschichte der Stadt Dieburg. Darmstadt 1829) lautet der Reim:

Schell, Bergische Sagen IV, 70 nebst Anmerkungen. Reiches Quellenmaterial steuert auch Kuhn (Westfälische Sagen, 340) bei. Die Glocke erscheint in allen diesen Sagen als ein hervorragendes Kunstwerk, was sehr zu beachten und für die Deutung wichtig ist. — Die noch für das Jahr 1683 nachweisbaren Namensform „Mohrthal" (Moorthal) lässt den Schluss zu, dass diese Sage hier nicht ursprünglich heimisch war, sondern Erklärung des später in „Mordthal" verwandelten Namens von anderswo übertragen wurde.



„Soll der Hund nit stumpfig sein?
Kreucht zum Hünerloch aus und ein.
Stumpfig ist der Hund u. s. w.
Dass dich der Hagel erschlage u. s. w."

Für die Auffassung des „Stumphhundes" als Tanzliedes — schreibt C. Wendeler in oben benanntem Aufsatze — bietet der Zusammenhang einer Anführung bei I. Praetorius (Satyrus etymologicus..... sampt dem sonderbahren Anhange der kleine Blocks-Berg genannt. 1672) S. 491 genügende Gewähr. Es wird dort erzählt, dass ein zum Hexenconvent auf dem Blocksberg geschleppter „Pfeiffer" nach der Mahlzeit angereizt wurde zum Springen und Hüpfen zu geigen. „Da hat er gefraget, was er denn geigen solte.... Da soll der Teuffel ihm dieses vorgesungen haben:

Solt der Hund nicht strümpficht seyn?
Fährt zum Fenster aus und ein.
Strümpficht ist der Hund.

Wie er dies Lied ohne Ende gefiedelt, da hatten sie alle gesprungen, als ob sie toll und thöricht wären." Aus der Verwendbarkeit des „Stumpfhundes" für die buhlerischen Ausschweifungen unsauberer Geister wird man auf seinen zotigen Inhalt schliessen müssen. Das Wort Strumpf ist nur eine Nebenform von Stumpf. (Die Bekleidung des menschlichen Unterschenkels ist nur der „Hosenstrumpf", d. h. der Stumpf der mittelalterlichen, eng anliegenden, für den ganzen Schenkel und Fuss einheitlichen Hose). Im obigen Hexengesange ist unter Stumpf oder Strumpf offenbar Penis caninus zu verstehen; dagegen scheint „trümpfig" irrthümlich auf neuerer Verwechselung mit „strümpfig" oder „strümpficht" zu beruhen. Der Unterzeichnete entsinnt sich aus seiner Jugendzeit in Dessau die volkshumoristische Redensart aus dem Munde des gemeinen Mannes gehört zu haben: „Seinen Strump ausringen" (= mingere). Wendeler fährt dann a. a. O. fort: Die Beziehnug auf den „hellenhunt" (J. Grimm's D. Myth. II4, 832), den „hundsbrautläufigen Teufel" liegt nahe, — und wer den mythologischen Spuren noch weiter rückwärts folgen will, wird sich mit E. L. Rochholz (Drei Gaugöttinnen u. s. w. 1870) vergegenwärtigen müssen, dass die in der Walburgisnacht auf den Wiesen tanzenden und auf den Blocksberg fahrenden Hexen „arge Trübungen einer ursprünglich edleren Vorstellung sind von gütig gesinnten und für das Erntenwachsthum bemüht gewesenen Geistern."

Arnstadt. Dr. med. F. Ahrendts.



(Aus dem bukowiner Alltagsglauben). 1. Wenn es hagelt, so wirft man auf den Hof Schierhaken, Bürsten und dergl. hinaus. (Czudin in der Bukowina, rumänisch).

2. Man darf nicht die Hagelkörner in die Hand nehmen, denn es wird noch länger hageln. (Dortselbst).

3. Nach der Entbindung, bis die Nachgeburt nicht herauskommt, darf die Hebamme niemanden sagen, ob ein Bub oder Mädchen geboren wurde, denn es könnte dem Kinde schaden. (Czudin, jüdisch).

4. Man darf das Kind fremden Besuchern nicht zeigen. In alten Büchern steht geschrieben, dass unter 100 Kindern 10 durch bösen Blick sterben. (Dortselbst).

5. Wenn die Wöchnerin von Frauen, die Regel haben, besucht wird, davon aber nichts weiss, so bekommt das Kind Vierziger. Um dem vorzubeugen, soll man unter das Bett etwas Wagenschmiere legen. (Dortselbst).

J. Jaworskij.

Vom Büchertisch.

Die Lebendigen und die Toten im Volksglauben, Religion und Sage. Von Rudolf Kleinpaul. Leipzig 1898. G. J. Göschen, VI, 293, gr. 8⁰.

Ob durch Fund bei einem Büchertrödler oder durch ein Geschenk oder eine Erbschaft oder durch einen Zufall, bleibt unentschieden, gelangte Kleinpaul in den Besitz eines Buches von Lippert und eines von Laistner. Er las sie flüchtig durch, fand, dass er sie nicht verstand und setzte sich hin, um davon als Feuilletonist in mehreren Zeitungen Zeugnis abzulegen. Das genügte ihm noch nicht. Er sammelte seine Auslassungen und gab sie unter dem volltönenden Titel, wie oben, in Buchform heraus. Ich hielt Kleinpaul nach seinen früheren Büchern, die mir zu Gesicht kamen, für einen Sprachforscher, der weder die Sprachen noch die Forschung genügend kennt, jetzt, wo er sich auf Volkskunde verlegt, sehe ich aber, dass er auch vom Volke keine ausreichende Kunde hat. Für ihn haben die Volksforscher nicht gedacht und nicht geschrieben. Er weiss von der ungeheueren Arbeitleistung, die gerade auf dem Sondergebiete, das er behandeln wollte, seit einem Jahrzehnt vollbracht worden, rein nichts. Dafür macht er mitunter Spassetteln über Dinge, die nichts weniger als spasshaft sind. Er ist zu häufig weder witzig noch geistreich, er witzelt und geistreichelt nur; er schmöckelt zu oft, wo er mit Tatsachen des Volksglaubens für kindische Behauptungen auch blos den Schein eines Beweises erbringen sollte. Witz, Humor und Satire sind wohl auch in gelehrten Arbeiten zulässig, doch dürfen sie nur persönlich polemischer Natur sein, ohne den Gegenstand der Erörterung ins Triviale hinabzuzerren. Freunde leichter, wissenschaftelnder Lektüre mögen bei alledem Kleinpaul's Wortgelenkigkeit bewundern und sich seiner erkünstelten Lustigkeit und schöngeistigen, bürgerlich ehrbaren Gescheitheit erfreuen. Er versteht sich auf angenehmes, fliessendes Salongeplauder und hat ab und zu auch gute Einfälle, ob eigene oder die Anderer, was kümmert es unterhaltungsbedürftige Leser?

Krauss.

Mitteilungen der Gesellschaft für jüdische Volkskunde unter Mitwirkung hervorragender Gelehrter hrsg. von M. Grunwald. Heft I. Hamburg 1898. S. 120. 8⁰. Selbstverlag.

Die „*jüdische* Volkskunde", die „*slovenische* Gerechtigkeit", „*zionistisches* Judentum", und die „*christliche* Chemikalienhandlung" gehören zu einer und derselben Gruppe von Erscheinungen, deren nähere Besprechung in einer wissenschaftlichen Zeitschrift für Volkskunde nicht zulässig erscheint. Der Hamburger Verein, von dem im I. B. des Urquells schon zweimal die Rede war, segelt unter seltsamer Flagge, sonst aber muss man seine Bestrebungen, Materialien zur Kenntnis jüdischen Volkstums oder besser, *des Volkstums von Juden* aufzusammeln, nur freudig begrüssen. Insbesondere habe ich dazu begründeten Anlass, weil ich als einer der ersten — was aber Herrn M. Grunwald nicht bekannt zu sein scheint — auf dieses, arg vernachlässigte Gebiet die Fachgenossen seit vielen Jahren hinweise und mehr als genug Verunglimpfung hiefür eingeheimst habe, und dann, weil ich hoffe, dass der neue Verein mit seinen Mitteilungen unseren Urquell einigermaassen entlasten wird. Die ‚Einleitung' G.'s lässt den Kern der Aufgabe fast unberührt, denn sie rührt von einem Laien in der Volkskunde her. Das Heft enthält vielen, jedoch meist schon bekannten und sowohl in ‚Am Ur-Quell' als im ‚Urquell' veröffentlichten und daraus unkritisch entlehnten Stoff und einige Bildchen von fragwürdigem Werte. Erläuterungen, die dem der judendeutschen Mundarten Unkundigen das Verständnis der Texte erschliessen sollen, fehlen. In ihrer gegenwärtigen Gestalt ist die neue Zeitschrift doch nur für einen engeren Kreis von Juden berechnet. Der Zusatz im Titel: ‚unter Mitwirkung hervorragender Gelehrter' ist unpassend, solang als dem der Inhalt der Beiträge nicht entspricht. Krauss.

Ueber das Fortunatus-Märchen. Von Prof. Dr. Béla Lázár. Leipzig 1897. G. Fock. 139 S. kl. 8⁰.

Es ist eine lichtvolle, mit Hinblick auf die reiche, erwiesene Literaturkenntnis des Verfassers auch gründliche und den Stoff vielseitig behandelnde Sonderuntersuchung, die als Vorbild für ähnliche Arbeiten dienen kann. Nach einer etwas zu sehr lückenhaften Skizze über die Entstehung der schönen Prosa in der westlichen Literatur erörtert L. die Geschichte Fortunat's, den Ursprung des Märchens, das Volksbuch von F., das historische Lied und F. im Drama und der Epik bis auf Chamisso und Uhland. F. in der slavischen Volksüberlieferung fehlt. K.

VIII. Ausweis

über die zur Gründung einer **Urquellstiftung** von 10,000 Fl. eingeflossenen Spenden:

Stand des Fonds (vrgl. Urquell, N. F. Band II. S. 50)	800	Fl. ö. W.
Herr Hofrat Dr. M. Höfler in Tölz	6	„ „ „
Herr Sigmund Neustadtl in Prag	25	„ „ „
Herr Dr. Arnold Rosenbacher in Prag	25	„ „ „
Dr. F. S. Krauss, Sachverständigengebühr in der Schwurgerichtverhandlung Budin cª Condutti (25. I. 1898)	4	„ „ „
Zusammen	860	Fl. ö. W.

Weitere Spenden übernimmt der derzeitige Verwalter der Urquellstiftung

Wien VII/2. Neustiftgasse 12.

Dr. Friedrich S. Krauss.

Verlag der Buchhandlung und Druckerei vormals E. J. BRILL.

Archiv für Ethnographie (Internationales), hrsg. von Dr. Krist. Bahnson, Copenhagen; Prof. F. Boas, Worcester, U. S. A.; Dr. G. J. Dozy, im Haag; Prof. E. H. Giglioli, Florenz; A. Grigorief, St. Petersburg; Prof. E. T. Hamy, Paris; Prof. H. Kern, Leiden; J. J. Meyer, Oengarang (Java); Prof. G. Schlegel, Leiden; Dr. J. D. E. Schmeltz, Leiden; Dr. Hjalmar Stolpe, Stockholm; Prof. E. B. Tylor, Oxford. — *Redaction*: Dr. J. D. E. Schmeltz. 1887—1897. Vol. I—X. (Mit schw. u. col. Taf.). 4⁰. *L'année de 6 livr.* . . . . *f* 12.—

Supplement zu Band I:
Otto Stoll, Die Ethnologie der Indianerstämme von Guatemala. 1889. (Mit 2 col. Taf.). 4⁰. . . . . *f* 4.—

Supplement zu Band III:
Max Weber, Ethnographische Notizen über Flores und Celebes. 1890. (Mit 8 col. Taf.). 4⁰. . . . . *f* 9.—

Supplement zu Band IV:
David Mac Ritchie, The Aïnos. 1892. (Mit 17 col. u. 2 schw. Taf.). 4⁰. *f* 12.—

Supplement zu Band V:
W. Joest, Ethnographisches und Verwandtes aus Guyana. 1893. (Mit 2 col. u. 6 schw. Taf.). 4⁰. . . . . *f* 6.—

Supplement zu Band VII:
F. W. K. Müller, Nang, Siamesische Schattenfiguren im Kgl. Museum für Völkerkunde zu Berlin. 1894. (Mit 4 schw. u. 8 col. Taf.). 4⁰. . . . . *f* 9.—

Supplement zu Band IX:
Ethnographische Beiträge. Festgabe zur Feier des 70sten Geburtstages von Prof. Ad. Bastian. 1896. (Mit 5 col. Taf.) 4⁰. . . . . *f* 6.—

Um Museen, Bibliotheken und Privatpersonen, welche die Zeitschrift bis jetzt noch nicht besitzen, die Anschaffung derselben durch Verringerung der pecuniären Opfer so viel möglich zu erleichtern, habe ich mich entschlossen, den neuen Subscribenten auf den XI Band die bisher erschienenen Bände, so lange der noch vorhandene geringe Vorrath dies gestattet, zu ermässigten Preisen zu überlassen, und zwar:

Bd. I—X (Ladenpreis 210 Mark) zu M. 150.—.
Bd. I—X mit sämmtlichen Supplementen (Ladenpreis 288 Mark) zu M. 170.—.

Da von den letztgenannten sieben Bänden mit sämmtlichen Supplementen nur noch sehr wenige vollständige Exemplare abzugeben sind, dürfte es sich empfehlen, etwaige Bestellungen darauf baldigst zu ertheilen.

Euting, Jul., Tagbuch einer Reise in Inner-Arabien. 1896. Theil I. 8°. Mrk. 7.50

Jacobs, J., Het Familie- en Kampongleven op Groot-Atjeh. Eene bijdrage tot de ethnographie van Noord-Sumatra. Uitgeg. vanwege het Kon. Nederl. Aardrijksk. Genootschap. 1894. 2 dln. (Met 17 phot. lith. en 6 gekl. platen) gr. in-8°. Mrk. 25.50
gebunden . . Mrk. 28.90

Landberg, C. de, Bâsim le forgeron et Hârûn Er-Râchid. Texte Arabe en dialecte d'Égypte et de Syrie. Publié d'après les Mss. de Leyde, de Gotha et du Caire et accompagné d'une traduction et d'un glossaire. I: Texte, tradition et proverbes. 1888. 8°. . . . . Mrk. 5.—

Martin, K., Bericht über eine Reise nach Niederländisch West-Indien und darauf gegründete Studien. 1888. 2 Bde. (Mit 24 Taf. und 4 col. Karten). gr. in-8°. Mrk. 34.—

Martin, K., Reisen in den Molukken, in Ambon, den Uliassern, Seran (Ceran) und Buru. Eine Schilderung von Land und Leuten. (Herausgegeben mit Unterstützung der Niederländischen Regierung). 1894. 2 Bde. (Mit 50 schwarzen und color. Taf., 1 color. Karte und 18 Textbildern). gr. in-8°. . . . . Mrk. 21.—

Spitta-Bey, G., Contes arabes modernes recueillis et traduits. Texte arabe en caract. at. avec la traduction franç. 1883. 8°. . . . . Mrk. 6.50

INHALT.

Seite

Socialpsychologische und geographische Perspektive. Von Thomas Achelis . 51.
Ein altägyptischer Weltschöpfungsmythus. Von A. Wiedemann . . . . . 57.
La festa di Sa Lucia in Siracusa. Appunti di G. Pitrè . . . . 75.
Die „Wilde Frau". Aus dem Volksglauben der Südrussen. Von Juljan Jaworskij . . . . 78.
Volkstümliches aus rutenischen Apokryphen. Von Dr. Iwan Franko . . . 82.
Blumen, die unter den Tritten von Menschen hervorsprossen. Eine Umfrage von B. Laufer . . . . 86.
Woher kommen die Kinder? Eine Umfrage von O. Schell. Beitrag von Josefine Kopecky . . . . 88.
Von der Hand, die aus dem Grabe herauswächst. Eine Umfrage von R. Sprenger. Beitrag von H. F. Feilberg . . . . 90.
Die Nadel ohne Faden. Von A. Treichel . . . . 91.
Sagen aus Niedergebra und der Burg Lohre. Gesammelt von Fr. Krönig, erläutert v. O. Schell . . . . 92.
Folkloristische Findlinge. 1. Hexengesang. Von Dr. med. F. Ahrendts. — 2. Rumänischer und galizischer Volksglaube. Von J. Jaworskij . . . . . 95.
Vom Büchertische. Kleinpaul: Die Lebendigen und die Toten im Volksglauben etc. — Mitteilungen der Gesellschaft f. jüdische Volkskunde in Hamburg. — Über das Fortunatus-Märchen. Von B. Lázar. — Angezeigt von Krauss . 97.
VIII. Ausweis zur Urquellstiftung . . . . 98.

Wir bitten unsere *Mitarbeiter*, sich aus Rücksicht für unsere holländischen Setzer in ihren Beiträgen nur einer hübsch leserlichen *Lateinschrift* zu bedienen.

Jeder *Mitarbeiter* hat Anspruch auf 25 Sonderabzüge seines Beitrages; bedarf er ihrer mehr, mag er sich deshalb vor dem Abdruck mit dem Verleger ins Einvernehmen setzen.

Der Urquell erscheint regelmässig in Doppelheften. *Der Subscriptionspreis für den ganzen Jahrgang beträgt:* 4 Mark. = 5 K. = 5 frcs = 2.50 fl. = 1 $.

Abonnements können auch bei der Redaktion des Urquells, Wien VII/2. Neustiftgasse 12 angemeldet werden.

Druck der „Buchhandlung und Druckerei vormals E. J. Brill" in Leiden.

DER URQUELL.

Eine Monatschrift für Volkskunde.

Herausgegeben

von

Friedrich S. Krauss.

Das Volkstum ist der Völker Jungbrunnen.

Der neuen Folge Band II. Heft 5 und 6.



BUCHHANDLUNG U. DRUCKEREI
vormals
E. J. BRILL
LEIDEN — 1898.

G. KRAMER Verlag
in HAMBURG.
St. Pauli, Thalstr. 24, I.
1898.

Redaction: Wien, Österreich, VII/2. Neustiftgasse 12.

Einläufe.

Wossidlo, R.: Volkstümliches aus Mecklenburg. Vom Trinken. S. A. Rostocker Zeitung 1898.

Bolton, H. Carrington: The Revival of Alchemy. S. A. Science Vol. VI.

Bolton, H. Carrington: More counting-out rhymes. S. A. Folklore Journal 1897.

Eder, Robert: Zur Vogelfauna von Gastein. S. A. Ornith. Jrb. 1898. (Eingestreut folkloristische Beobachtungen).

Seidel, A.: Eulenspiegeleien aus Tunis und Indien. Nrdd. Allg. Ztg. 26. II. 98.

Seidel, H.: Der Schneeschuh und seine geograph. Verbreitung. S. A. Globus. LXXIII.

Feilberg, H. F.: Der Kobold in nordischer Überlieferung. S. A. Zeitschr. f. Völkerk. 98.

Observations on a collection of Papuan Crania by G. A. Dorsey, with notes on preservation and decorative features by W. H. Holmes. Chicago, 1897. (Field Columbian Museum, Vol. II. 1) p. 48.

The province of South Australia, written for the South Australian Government by James Dominick Woods J. P., with a sketch of The northern Territory, by H. D. Wilson. Adelaide, C. E. Bristow. p. 446 8⁰.

Danon, Abraham: Recueil des Romances Judéo-espagnoles chantées en Turquie avec la traduction française, une introduction et des notes. Paris 1896. Durlacher, 67 p. 8⁰.

Zbornik za narodni život i običaje južnih slavena, Svez. II. uredio Dr. Ant. Radić. Zagreb 1897. 515 p. 8⁰. (Sammelwerk f. südslav. Folklore).

Sbornik za narodni umotvorenija etc. Kn. XIV. (Sammelwerk f. bulg. Folklore). Sofija 1897.

Archiv für Religionswissenschaft, hrsg. von Th. Achelis in Bremen. I. B. 1. H. 112 S. gr. 8⁰. Freiburg i. B. J. C. B. Mohr (P. Siebeck). 1898.

Auf dieses grosszügige, unter Mitwirkung der namhaftesten Forscher unserer Zeit erscheinende Unternehmen, kommen wir im nächsten Hefte zu sprechen. Den Fachgenossen sei es schon jetzt auf das eindringlichste empfohlen). Preis 14 M. ganzjährig.

Das Hirnweh.

Von Dr. Höfler.

St. Cornelius ist in Flandern Patron für das Hirn(Hürn)-Weh *(fland. hoornvee)* und zwar zunächst aus Volksetymologie; denn Corn-elius hat anlautendes corne *(= hoorne = Blasinstrument)*, wie ja u. A. auch St. Valentin für die „fallende" Krankheit Patron war. Solche etymologische Patronate weisen Flandern und Frankreich mehrere auf. Dieser St. Cornelius hilft nun dort gegen die „Sessens", *(auch „Seskes" nach De Cock's Volksgeneeskunde in Vlaanderen S. 93. 105)*, womit wol die „besessen" machenden Dämonen und weiterhin die Besessenheit und die Besessenen selbst gemeint sein dürften *(und kaum die lateinischen Accessus)*. Gerade bei solchen Volksgebräuchen bildet ein bestimmtes altes, später nicht mehr verstandenes Schlagwort oft den Kern zu weiteren volksüblichen Vorstellungen, die durch Volksetymologie sich hinzugesellen.

Das, was uns De Cock *(l. c.)* und A. Pauwels *(Volkskunde X. 1898 121. ff.)* über St. Cornelius in Flandern berichten, stimmt ganz gut überein mit dem, was im übrigen Deutschland bei der Besessenheit, die das Hirnweh mit einschliesst, gebräuchliche Volksmedizin ist. Zum Beispiel: Die Wallfahrt oder Bet-Fahrt zu St. Cornelius in Machelen, welche die Machelen-Gilde, eine 1323 gestiftete Bruderschaft, am ersten Sonntage nach Johannes so unternimmt, dass sie mit dem ersten Morgengrauen zu Machelen ankommt; dieser Sippengang entspricht genau den Wallfahrtsgebräuchen, welche in Oberbayern bei uralten Kultorten, wie z. B. St. Leonhard in Inchenhofen *(vergl. Beiträge z. Anthropologie, Ethnologie u. Urgeschichte Bayerns 1891. IX. 109 u. 1894. XII.)* gäng und gäbe sind bez. waren. Das silberne *Horn (cornu)*, in dem St. *Corn*elius' Reliquien geborgen sind, ist das Substitut des germanischen Hirn-Schädels, der an vielen Kultorten als Trinkschale ins Christentum übernommen wurde z. B. in St. Nantwein bei Nandesbuch, St. Sebastian in Ebersberg, St. Vitalis in Au am Inn,

St. Marinus in Rott am Inn, St. Alto in Altomünster *(Vergl. des Verf. Baum- und Waldkult S. 13. 46. 79. 87).* Man gab an solchen Orten bis auf unsere Tage den Minnewein aus der silbergefassten Hirn-(Hürn-)Schale zu trinken *(Ueber dieses germanische Trinken aus menschlichen Schädeln s. Correspondenzblatt f. Anthrop. 1882. S. 46).*

Für Heilungszwecke opferte man da wie dort lebende Opfertiere, schwarzes Huhn *(in Flandern „Pilgrim" genannt),* auch Pferde und (dieses stellvertretendes) Reitzeug. Trink- und Essgelage (Minnetrunk) gehören da wie dort zum Kulttage, Kultorte und zur Kultzeit. Sicher übernahm am Niederrhein St. Cornelius als Kalenderheiliger die Rolle einer heidnischen Kultpersönlichkeit; er ist in vielen Kirchen der Hauptpatron gegen Epilepsie oder wie man früher sagte, gegen das Vergicht.

St. Johannes-Übel und St Cornelius-Siechtum sind identisch und zwar deswegen, weil die Sonnenkultzeit (Johannes) von jeher eine Zeit der Heilung der von Dämonen Besessenen war, die man durch Reigentänze im Anblicke der Morgensonne vertreiben wollte und zu diesen Besessenen gehörten auch die an Epilepsie (St. Johannes-Übel und St. Cornelius-Siechtum) Leidenden.

Das universelle Allheilmittel, die Wärme des Himmel-Elementes, der die nächtlichen Alp-Wesen (Dunkel-Elben) vertreibenden Sonne und das Tageslicht, dessen höchsten Stand man in der Sommer-Sonnenwende feierte (St. Johannes) und das als Einauge Wodans vorgestellt wurde, die Sonne war es, der man die von Dämonen besessenen Unsinnigen im Reigentanze entgegenführte. Darum geschieht auch die Bet-Fahrt der Machelen-Gilde in der Nacht der Johanneswoche, um am herkömmlichen Kultorte, der gewiss noch andere Volksbräuche und Sagen aufzuweisen hat, der aufgehenden Sonne entgegen zu schauen, die dann ihre höchste Kraft in der Vertreibung der Sesschen (seskes) hat; die elfenvertreibende Macht der Sonne gab dieser den Namen Alp-Verdruss *(Edda: graeti-alfa).* Der Donnerstagssonne führte man darum auch das vom Bürzelwurm besessene Pferd entgegen; darum hiess auch bei der Armorikanern (Normannen) die Epilepsie: drouk sant Jann *(Ducange V. 517)* d. h. Druck durch die besessen machenden, aufsitzenden Alpdämonen, welche am St. Johannestage durch den St. Johannestanz vertrieben werden sollten. Die Sonne ist auch der „glühende Cornelius" der bergischen Volkssage *(s. O. Schell, bergische Sagen S. 195, 196),* der auch die Gestalt des einäugigen Feuermanns und des einäugigen Jägers (= Wodan) im Volksglauben am Nie-

derrhein ist. Kurz die Analogieen zwischen dem deutschen St. Johannes und dem St. Cornelius des Niederrheins sind so vielfache, dass wir nicht irre gehen, wenn wir auch die „sessens" der Flamländer für germanische besessen-machende elbische Wesen halten, die das Vergicht, (Gichtern, Epilepsie, Hundswut, Staupe, Convulsionen etc.) veranlassen bei den von ihnen besessenen Kranken. Germanische Heilgebräuche decken sich dort, wie durch ganz Deutschland, auch mit einem germanischen Namen für die betr. Krankheit.

Das Hirnweh, ein Symptom der Besessenen (= Geisteskranken), musste demnach zu dem Heilgebiete der St. Cornelius mit dem silbernen Hürn oder Horn fallen.

Volksetymologie schuf später manche Volkssagen-Beigabe; auch St. Cornelius musste sich solche Etymologie gefallen lassen, aber nicht blos diese wurde ihm zu Teil; er erhielt auch, wie jeder Heilkünstler seit Urzeiten, seine Concurrenten; in Flandern stellte man ihm den St. Ghislenus (St. Gheleyns, St. Ghilleyn, St. Gislene, St. Gillis) zur Seite, unseren oberdeutschen St. Gilgen, der zum sogenannten Nagelpatron *(mal de St. Gillis = Kanker und Schanker)* sich ausbildete, wie St. Leonhard *(conf. Beitr. z. Anthrop. Bayerns 1891. IX. S. 114. ff.)*

So kommt hinter der oberflächlichen und lokal verschieden gefärbten Hülle, die solche Kalenderheilige tragen, immer wieder der eigentliche heidnisch-germanische Stoff zum Vorschein, der selbst wieder einen universellen Urkern hat, d. h. Reste der mit der Naturverehrung zusammenhängenden Urreligion *(conf. Kult-Calendarium in Zeitschr. d. D. u. Oe. Alp. Vereins 1873 S. 195 ff.)*.

Tölz (Oberbayern).

Alte Segen.

Mitgeteilt von Otto Heilig.

I. *Blutsegen aus dem XVI. Jahrhundert*[1]*.* (Nach Cod. Pal. germ. 264). — Cod. Pal. germ. 264, der nach K. Bartsch, „Die

---

1) Über german. Zauberlieder und altd. Segen vergl. Kuhn, Zeits. f. vergl. Spr. 13, 49 ff. 113 ff., Paul, Grundriss der germ. Phil. II. 160. Eine beachtenswerte psychologische Würdigung der Bedeutung von Segensprüchen in deutscher Volksmedizin liefert Dr. Max Höfler in seiner Studie ‚Über germanische Volksmedizin' S. 10—15. Amsterdam 1897. (S. A. a. ‚Janus').



altdeutschen Handschriften der Universitätsbibliothek in Heidelberg", Heidelberg 1887, dem XVI. Jahrh. angehört, enthält eine Menge altdeutscher Segen. Sie sind zwischen Abhandlungen medizinischen Inhalts eingefügt. Den über 40 Segen *bluet zu stellen*, von denen hier nur die wichtigsten zur Veröffentlichung kommen sollen, folgen in der Handschr. Pfeil- Wund- und Wassersegen. Die manche Segenssprüche begleitenden Formalitäten, volkskundlichen Heilmittel, Gebetsaufforderungen u. s. w. sind hier weggelassen, da sie für die Segensformel als solche von geringer Bedeutung zu sein scheinen.

Am Schlusse der einzelnen Segen (einigemale auch schon in der Überschrift) stehen die Namen von Gewährsmännen, auf die die Proben zurückgehen sollen. Es werden für die Blutsegen genannt: Franz Brack, Castner barbirer, Johan Kastner Protonotarien, barbirer Dreutwein, Erpach, Hanaw, Hensell von Schifferstat, zinmaister zu Hepffenheim, Pe. Herman, Hurlewegin, Jilge, ph. Leonhardi, Pfeffinger und Sigersdörffer.

Der Cod. enthält keine Interpunktion. Die Segen haben wir nach Stoffen geordnet.

Jesus. — Cod. S. 9ª Standt bluet in deinen steden, Als vnser herr Jhesus cristus stunde in seinen nodten. † Standt bluet in deinem lauff, Als vnser herr . . . stunde an seiner marter. † Stand bluet in deinen adern, Als vnser . . . . stunde in seinem dodte.

S. 9ª Godt ist mensch. Das ist gudt. Dem warde gestochen ein wunden. Das ist gudt. Ich beschwere dich, bluet, † Mit dem hailigen bluet, † das du stil stehest vnd nümmer gehest.

S. 9ᵇ Godt wardt wundt. Das warde in den hiemell kundt. Durch sein hailig fünff wunden gesegen ich die sechst [1]), die weder geschwollen noch geschworen. Als wölle dise auch thun . . . . Aue on wehe, Aue on wehe, Aue on wehe. Als wore Maria gebare vnsern lieben herren . . . Als wole hailen diese wunden on alle wehe vnd schmerczen . . . . Standt, wehtagen, still vmb des hailigen bluets wille . . .

S. 10ª N. Du solt als wenig geschwellen oder schweren. Als Godt dem herren die nagell, die im würden durch sein hailig hende

1) Darüber (von der selben Hand?): „sechs'.

vnd füs geschlagen. Das helff mir Godt, der man, der den dodt am hailigen Creucz name .... Das sei dir N. gezelt oder gesprochen.

S. 11a Vnsers herren fünff wunden die wurden nie verbunden; die verstellen dis menschen N. sechst wunden ....

S. 11a Crist warde geornet zu nazaret vnd geborn zu betlahem vnd gedaufft aus des Jordans sehe, vnd warde gemartert zu Jherusalem. Als wore diese wordt sein, als wore beschwere ich dich, bluet, bei im, Das du verstest vnd nümmer gest.

Ähnlich S. 11b Cristus warde geborn zu betlahem .....

S. 11a Gudt was die stunde, Do Godt geborn warde; zwirnet als gudt, Do er gedaufft warde; Drei stund als gudt, do er gemartert warde. Gudt woren die stunde; die wöllen verstellen das bluet vnd die wunde.

S. 11b In sanguine Ade orta est mors, In sanguine Cristi Mors retenta est, In eodem sanguine Cristi precipio tibi, o sanguis, vt fluxum tuum contineas [1]).

S. 11b Gudt sei die stunde, hailig sei die wunde. Nun mus dir als wenig wehe sein, als der Kelch vnd der wein vnd das hailig hiemelbrodt, als vnser herr sein zwölff Jungern gabe oder bodt.

S. 12a Godtes sune warde fünff wunden geschlagen mit dreien nageln vnd mit eim sper. Doraus ranne wasser vnd bluet. Durch des wassers vnd bluets ere, So blude du, blude in diesem menschen nit mere. Das gebeut ich dir Bei Godtes hailigem wasser vnd bluet, das du als worlichen bleibest in in diesem menschen als die milde maget Maria Jh. Cristum gebar.

S. 12b Ich beudt deim bluete Bei dem hailigen rosenfarben bluet, Das vnserm lieben herren Jhesu Cristo durch sein hailig fünff wunden wndt, das du still stest vnd an der stadt nit mer gest.

S. 13a Es wachsen drei rosen we aus vnsers herr Godts herzen. Das ein ist sein güdte, das ander ist sein demudt, das dritt ist sein gudter will. Bluet, stande still ....

---

1) Überschrieben: ‚Wem die nase bluet zu sere.'

S. 13a Standt stiller, Wan Cristus stunde an dem stam des hailigen Creucz gekreucziget. In dem namen des vatters.., vnd in der ere der hailigen drei künig Caspar, Melchor, Balthazar.

Johannes. — S. 9b Stand bluet in dir, Also Johannes stunde in im Stand bluet in deiner adern, Also Johannes stunde in seinem dodt. Stand bluet still, Also Johannes stunde gekreucziget.

S. 12a Cristus vnd Sant Johannes gingen zu dem Jordan. Do sprach Jhesus, der gudt man: dauff du mich, Johannes. Er sprach: Ich enmage, herr. Der bach fleust zu sere. — Vff hube Cristus sein handt. Also müs dem menschen geschehen. Das helff mir der gudt Crist.

Varianten: S. 14a .... Do sprach J. Cristus: Worumb dauffstu nit? Da sprach der gudt Sant Johannes baptist: Sie, lieber herre meinster mein; Nun fleust der Jordan. — Vff hub unser lieber herre Jhesus Cristus sein gödtlich handt vnd thet sein segen über den Jordan, das er gestünde. — Also gestand dir, N., dein vngerechtes bluet.....

S. 13a ...... Do sie zu dem wasser komen, do gestunde das wasser. Also gestand des menschen N. bluet.

Longinus. — S. 9b Longinus Cristum stach — Ich wais nit, was er an im rach — Viel dieff durch sein seiten. Das bluet flos viel weidte. Stande, bluet, stille durch des hailigen Cristus willen.

S. 10a Longinus [1]) der man, † Der vnserm herren Godt Jhesu Cristo sein recht seiten vff gewan. † Doraus ran wasser vnd bluet. † Durch desselben hailigen bluets ere so verstehe, wund, vnd bluet nit mere.

S. 10b Longinus [2]) der man, Der Godt seine seiten vff gewan. Doraus rann wasser vnd bluet. Ich gebeut dir Bei dem hailigen bluet, Das du nümmer gangest vnnd still standest.

S. 11b Longinus ein Jude vnd ein ritter was, Der vnserm herren Jhesu Cristo durch sein rechte seiten stach. Die stunde was gudt. Doraus ranne.... wasser vnd bluet. Durch des hailigen bluets ere....

Ähnlich S. 13a anfangend: Longinus [3]) der gudt in sein hailig seiten stach....

S. 12b Longinus miles latus Jhesu Cristi perforauit. Continuo exuit

1) Zu ergänzen ‚hies'. 2) Am Rande (von derselben Hand?) die Ergänzung ‚jüdling'. 3) Am Rande: ‚Elias'.

sanguis et aqua; sanguis in redemtionem pannendi, aqua in baptismate. Sanguis sibi restet Et spiritus sancti non exeat de corpore vel decumque membro corporis non exeat.

S. 14a Longinus miles percussit latus domini nostri Jhesu Cristi. Cessa a punctione Et stedt sangwis iste Et stetit sangwis iste Sicut sangwis ist [1]).

Zacharias. — S. 10b Stedt fluxus sanguinis istius mulieris [2]) Et reuificet nostram naturam † amen. Sanctus zacharias decollatus fuit coram altare, Et sanguis eius quieuit. Ita † Sanguis † fluxus istius, tu N. euanescanescat. amen.

S. 9a Pax, max, rex, Zacharias decolatus est inter templum et altare. Et sangwis suiis [3]) Ecce coagulatus in testimonium domini nostri ....

Elias. — S. 12b Santus helias in heremo sas vnd flos im das bluet zu baiden naslöchern aus. Do begunde er ruffen zu Godt vnd sprach: herr Godt, nun hilff mir vnd bezwinge das bluet, Als du bezwungst den Jordan, Do dich Sant Johans doraus dauffet.

Variante: 10b Sant helias sass in der wünsten. Dem flos das bluet aus den naslöchern beden., Do sprach er: ...... Ehe dich ....

S. 14a Helias in turri sedebat; ambulare eius sangwinabat. Et dixit Helias: Oro, domine, vt stedt sangwis iste; sicut stetit sangwis Alle, sic stedt sangwis iste.

Maria. — S. 11a Also liebe sei dir wunde zu bludende, als vnser lieben frawen vnd vnserm herren Godt ist der man, der ein recht vrthell kan vnd des niement entgan.

S. 13a Bluet, vergis deins gangs, Als vnser liebe fraw des mans, der an dem Suntag still stedt vnd nit mit dem weihwasser vmb die Kirchen gedt.

S. 13b In dem hailigen Jordan, do stene drei edeler brunnen. Der ein flos, Der ander gos, Der dritt stunde still. Also verstehe die blutig rinnen durch Maria willen.

---

1) ‚iste' zu lesen. 2) Dieser Segen ist überschrieben: Ad restringendum sanguinem seu fluxum mulierum per mulierem Veronicam. 3) Schreibfehler für ‚eius'?



Menschenvergötterung.

Eine Umfrage von A. Wiedemann.

II. Die altheidnische Theorie, wonach es den Göttern anheimgestellt war, sich nach Belieben in Lebewesen und Pflanzen zu verwandeln, muss in uralter Zeit häufig zur Vergöttlichung von Menschen geführt haben. Davon sind mehr oder minder deutliche Spuren in den Mythologien aller Völker vorhanden; auch die biblische Mitteilung, wonach sich Söhne der Götter der Töchter der Menschen bemächtigt, handelt von solchen Vergötterten. In den historischen Zeiten, wo bereits einzelne Personen mit grosser Machtfülle ausgestattet waren, durften sich nur die Gebieter auf Thronen einen solchen Luxus erlauben; andere die sich für Gottheiten auszugeben wagten, nahmen gewöhnlich, als Hochverräter, ein böses Ende. Dem ist es zuzuschreiben, dass der Geneigtheit, Menschen, die Ausserordentliches geleistet, für Incarnationen der Götter zu halten, Ungekrönten gegenüber, nun hie und da entsprochen wurde. Ausnahmen haben indess auch in vollkommen historischen Zeiten häufiger stattgefunden, als man annimmt. Simon Magus und Apollonius von Tyana wurden als Götter verehrt. Die haben anderthalb Jahrtausende nach jenem Amenophis gelebt, dessen Vergöttlichung A. Wiedemann dargelegt (Urquell Band I. Heft 11); das zeigt, dass es bezüglich sehr lange ziemlich gleich geblieben.

Und warum sollte es wundernehmen, dass in den Zeiten eines Nero und Domitian, auch Schwarzkünstler, deren Taten die unwissenden Massen in Staunen versetzt, solcher Ehren teilhaftig wurden? Merkwürdig ist, dass auch das Mitleid mit einem Hingerichteten, das seinerzeit die Phantasien sehr erhitzt, einen Gott geschaffen: Die Hellenen hatten einen Gott, den sie Adonis hiessen. Dem wurde alljährlich ein Fest gefeiert, an dem die Weiber seinen Tod beklagten und Körbe voll Blumen ins Wasser stürzend des Lebens kurze Blüte beweinten. Die griechischen Mythographen gaben ihn für einen Liebling der Aphrodite aus und führten die Klage auf den Umstand zurück, dass er durch einen ergrimmten Eber getötet und von den Göttin betrauert und beweint wurde. Das ist als Mythe gut genug, es fällt jedoch auf, dass der Gott den Hellenen nur unter seinem phönizischen Beinamen Adon (Herr) bekannt war, während ihn phönizische und israelitische Frauen unter dem

wirklichen Namen „Tamus" verehrten und beweinten (Movers, Phönizien I. 191, Ezechiel 8. 14). Eine eigenartige arabische Legende, die sich die Erklärung der Trauer um Tamus zur Aufgabe stellt, gibt der jüdische Philosoph Maimonides, in seinem Werke ‚Führer der Verirrten', III. Teil Cap. 29: „Es wird erzählt: Ein heidnischer Prophet Namens Tamus, hatte einen König aufgefordert den sieben Planeten und den zwölf Sternbildern zu dienen, worauf ihn diesen auf sehr grausame Weise hingerichtet. Über den martervollen Tod ihres Lieblings, aufs Tiefste betrübt, kamen die Götter von allen Teilen der Erde daher und versammelten sich im Sonnentempel zu Babylon, wo sich das grosse goldene Bild der Sonne zwischen Himmel und Erde hängend befand. Das Bild fiel zu Boden, wo es in der Mitte des Tempels, von den herbeigekommenen Götterstatuen umringt, vom grossen Unglücke, das Tamus zugestossen, erzählte, worauf alle Götterbilder wehklagten und die ganze Nacht weinten; als jedoch der Morgen anbrach, flogen sie nach allen Richtungen auseinander und kehrten in die Tempel zurück, woher sie gekommen waren. Darauf gründet sich der Brauch, am ersten Tage des Monates Tamus zu trauern und über Tamus zu weinen und zu klagen."

Den Namen führte der vierte der babylonischen Monate und führt, seitdem die Israeliten die Benennungen der Monate im Exil den Babyloniern entlehnt, auch der achte der jüdischen. Der Monat Tamus fällt auf die Zeit von „Juni—Juli" und seine Benennung nach einem Menschen erinnert an die Ehrung der vergötterten Cäsaren, durch die Bezeichnung der Zeitabschnitte Julius—Augustus.

Darauf passt auffallend der Ausspruch Wielands: Alles Vergangene kommt, wie es scheint, in einer Art von Kreislauf der Zeiten, in mehr oder minder veränderter Gestalt wieder.

Leopold Mandl.

Der Tote in Glaube und Brauch der Völker.

Eine Umfrage.

I. *(Aus Ostgalizien).* Sobald der Schwerkranke das Nahen seines Lebensendes fühlt, greift er nach dem Gebetbuche und verrichtet das sogenannte „Al Cheit" Gebet, das man am Versöhnungstage liest und eine Zusammenfassung aller möglichen Sünden und Vergehen enthält.

Hierauf bescheidet der Kranke alle Familienglieder zu sich, um segnend von ihnen den letzten Abschied zu nehmen. Die nächsten Verwandten verlassen nicht mehr das Krankenlager und die männlichen lesen im Vereine mit den hiezu geladenen frommen Juden Psalmen; die Frauen dagegen, gewöhnlich die Frau und die Mutter weichen bei drückender Todesnot vom Kranken, eilen in die Synagoge um an der heiligen Lade, oder auf die Gräber von Verwandten oder frommer Juden, Rettung zu erflehen.

Wenn nun der Tod eintritt, wird der Tote rein gewaschen, in weisse Leinen, der Mann noch dazu in seinen „Talys" (Gebetmantel) gehüllt und überdies mit einem weissen Leilach ganz bedeckt auf den Fussboden derart gelegt, dass seine Füsse zur Thüre gerichtet sind. Zu Häupten brennen zwei Kerzen und um ihn herum lesen fromme erwachsene Männer Psalmen.

Im Wohnhause des Verstorbenen muss man alles vorrätige Trinkwasser ausschütten und in der Wohnung alle Spiegel umwenden.

Die Beerdigung soll noch am selben Tage vor Sonnenuntergang stattfinden. Die nächsten männlichen Verwandten und Freunde des Verstorbenen tragen den Leichnam auf einer Bahre bis zur nächsten Synagoge, an deren Eingangsthür man ein kurzes Gebet vor der Bahre verrichtet. Dasselbe wiederholt sich vor jeder Synagoge, die der Leichenzug passirt. Während der Leichenzug durch die Strasse zieht, darf man aus den Fenstern nicht auf den Leichenwagen hinunterschauen.

Am Friedhofe spricht man in der Leichenhalle „Bejs Ojlom" (d. h. Haus der Welt) abermals ein Gebet, und trägt dann den Toten zu Grabe. Dies muss 7 Fuss tief sein, und der in Leinen gehüllte Leichnam wird nur an den Seiten und der nach der Oberfläche gerichteten Vorderseite mit dünnen Brettchen belegt, die ihn vor den Erdmassen schützen sollen.

Am Grabe betet man wieder, schneidet den männlichen näch-

sten Verwandten die „Krije" d. i. einen Einschnitt in das Oberkleid und die Söhne sagen, in Ermanglung solcher, der Vater oder andere fromme erwachsene Juden „Kadisch", ein Gebet, das überdies die nämlichen Personen noch ein ganzes Jahr dreimal täglich verrichten.

Im Trauerhause nimmt man das aus Beugel und Eiern bestehende Totenmal ein und von da ab beginnen die sieben Busstage, die einzig und allein dem Andenken des Verstorbenen geweiht sind. Am Fenster brennt während dieser Zeit ein Öllämpchen und darüber hängt ein kleines weisses Tuch von Leinen.

Der Ehegatte und die erwachsenen Geschwister, sowie die Eltern und die über dreizehn Jahre alten Kinder müssen diese 7 Tage zu Hause bleiben; die Männer im „Minjan", einer Gemeinschaft von 10 erwachsenen Männern, dreimal täglich beten. Keiner der „Schiwu sitzenden" d. i. der trauernden Familienglieder darf lederne Schuhe tragen oder einen gewöhnlichen Sessel zum Sitzen benützen; nur auf dem Boden oder einem ganz niedrigen Stockerl ist das Sitzen gestattet.

Auch im Verkehr mit der Aussenwelt bekundet sich diese siebentägige Trauer in ganz bestimmter Weise. So darf die Trauernden Niemand begrüssen, auch soll keiner einem Geschäfte während dieser Zeit nachgehen; nur der Samstag oder ein Feiertag unterbricht die Trauerzeit.

Nach Ablauf der 7 Tage wird das sogenannte „Ewige Lämpchen" ausgelöscht und die trauernden Verwandten gehen auf den Friedhof, um die Seele des Verstorbenen, die während der 7 Busstage, noch zu Hause unter den ihrigen geweilt haben soll, in ihre ewige Ruhestätte zu begleiten.

Dann verrichtet man noch am Grabe Gebete und mit dem Verlassen des Friedhofes endet die schwere „Schiwutrauer" um der leichteren, die noch ein Jahr dauert, Platz zu machen. Innerhalb dieser sind sämmtliche Vergnügungen zu meiden; doch können sich die Kinder und der hinterbliebene Ehegatte schon nach (den) „Dreissig" Tagen verehelichen, was aber beim Volke allgemein verpönt wird.

Moriz Nadel.

II. *Ach soll asoi huben*[1]) *Chibet*[2]) *a Kewer*[3])*!* Der gläubige Jude legt grossen Wert auf die Ehrung des Toten, namentlich auf

1) haben. 2) heb. Ehrung. 3) Grab.



die Lewaje d. i. das Totengeleite zum Beth aulam = zur ewigen Ruhestätte (auch Beth hachaim = Haus des Lebens; euphemistisch genannt). Es gilt als gottgefällige Handlung, einem Toten das Geleite zu geben. Die Menschenmenge ist der jüdische Leichenpomp. Jeder andere ist strenge untersagt, kein Sarg, keine Kränze. Auf einer Bahre wird der Tote getragen — das Fahren ist verboten, in weisses, leinenes Gewand gehüllt in das Grab gesenkt; zu Häupten und zu den Füssen ein Holzbrett, in der Hand eine kleine Schaufel, mit irdenen Scherben auf den Augen.

Es geht die Sage, dass der Tote im Himmel von ebensovielen Geistern Verstorbener empfangen wird, als ihn Menschen zu Grabe geleitet haben.

Bukowina. A Brod.

III. *Grabgetränke*. Die Kölnische Zeitung von 20. December 1897 (Abend-Ausgabe) brachte folgende, dem „Hamburg. Corresp." entnommene Mitteilung:

„In Fischerwiet wurde kürzlich ein alter Matrose begraben. An dem Grabe standen neben seiner Witwe ein paar alte Freunde. Einer, Thomas Nurse, war ganz aufgelöst in Thränen über den Heimgang seines alten Kameraden. Als die Gruft sich schliessen sollte, trat er noch einmal feierlich heran, zog eine mächtige Schnapsflasche hervor und senkte sie in das Grab. Der Küster wies ihn zurück und holte die Flasche hervor. „Er soll aber seinen letzten Willen haben!" rief der brave Thomas und goss den duftenden Inhalt über den Sarg aus. Das brachte ihm eine Anklage wegen groben Unfugs ein. Vor dem Schöffengerichte sagte der Angeklagte aus, dass er und der Verstorbene viele Jahre hindurch auf demselben Schiffe gefahren und durch innige Freundschaft verbunden gewesen seien. Freund Paddy habe ihn auf dem Totenbette dringend gebeten, ihm eine gute Flasche seines Lieblingsgetränkes „auf den Weg" zu geben, und er habe diesen letzten Wunsch seines Kameraden erfüllen müssen. Kirchlichen Brauch habe er nicht verspotten wollen; im übrigen sei es Matrosensitte, den toten Kameraden einen Lieblingsgegenstand, eine Tabakdose oder so etwas, mitzugeben. Da die Witwe des alten Seebären sich nicht für beleidigt erklärte, im Gegenteil die Sache sehr richtig fand, so sprach das Gericht, „da auch keine Beschwerde des Toten vorlag," den braven Thomas frei."

Die Mitgabe von allerlei Gegenständen namentlich von Nahrungsmitteln ins Grab ist ja eine in der ganzen Welt, und nicht

nur unter Matrosen, verbreitete Sitte und reicht auch in Europa bis in die neueste Zeit. Es seien nur einige dem obigen am nächsten kommende Beispiele erwähnt. In Neusohl in Ungarn legte man früher den älteren Leichen ein Fläschchen mit gutem Branntwein oder altem Methe bei, damit es dem Verstorbenen an nichts fehle. (Vernaleken, Mythen etc. in Österreich S. 312). Bei den Permiern im Kreise Ssolikamsk bekam der Verstorbene früher eine Flasche Branntwein, ein Gefäss mit Bier und eine Pastete mit in den Sarg. (Globus 71, S. 372). Bei den Lappländern am Flusse Kola lag an der Seite des Leichnams eine flasche Branntwein, Fisch und Fleisch. (Mone, Gesch. d. Heident. im nördl. Europa, I, S. 29). In Schweden legte man vor noch nicht langer Zeit mitunter die gefüllte Branntweinflasche in den Sarg. (Weinhold, Altnord. Leben, S. 493). Ebenso bei den Esthen. (Schwenck, Mythol. d. Slaven, S. 429). In Kurland. (ebda, S. 302). Bei den Kaschuben am Lebasee. (Globus, 70, S. 283). Im Slovenischen legte man noch vor kurzem den Toten ein Laib Brot und eine Flasche Wein unter den Kopf; ebenso bei Polen und Rutenen in Galizien. (Lippert, D. Relig. d. europ. Kulturvölker, S. 82). Ähnlich in Serbien. (Krauss, Volksgl. etc. d. Südslaven, S. 149). Die Litauer setzten dem Toten Brot und eine Flasche Bier zu Häupten, damit er nicht Hunger und Durst leide. (Globus, 96, S. 375; vgl. Schwenck, a. a. O. S. 304). Die Wanyamwesi begruben nach Burton mit einem toten „Sultan" eine Schale des geliebten „Pombe" (Bier). (Lippert, D. Seelencult etc. S. 29 f.). Auf den Key-Inseln erhielt der Tote u. A. eine Flasche Palmwein mit auf den Weg. (Ztschr. f. Ethnol. XVII (1885), Verhandl. S. 409). Bei den alten Mexikanern musste sich der Tote mit einem Gefäss mit Wasser begnügen. (Klemm, Allg. Culturgesch. V, S. 49).

Im übrigen ist es nicht uninteressant, wie uns das Verfahren des wackeren Thomas Nurse zwei Stufen der Totenpflege in einer Handlung vereinigt zeigt. Denn das Begiessen des Sarges ist offenbar schon ein bischen weniger materiell. Der Tote geniesst hierbei statt des Stoffes selbst doch eigentlich nur den Duft, die Essenz, den Geist des Getränkes. Auch diese Art des „Überlebsels", wenn man es schon so nennen kann, finden wir nicht selten.

Bei den Bewohnern von Jabel war es noch um 1520 üblich bei den Beerdigungen zu singen und zu tanzen und die Gräber mit Getränk zu benetzen. (Bartsch, Mecklenb. Sagen II, S. 98). Wenn im Dorfe Schönborn bei Neustadt an der Orla eine Beerdigung bevorstand, so gossen die Nachbarn und Verwandten des

Verstorbenen, die das Grab bereiteten, einen Teil des von ihnen bei dieser Arbeit genossenen Branntweins in das fertig gewordene Grab (Kitzschel, Sagen etc. aus Thüringen, II, S. 258 f.). Von den Liven sagt Münster: „Und wenn sie ihre Gestorbenen zu der Erden bestatten wollen, setzen sie sich umb den Toten, heben an zu trinken und bringens dem Toten auch und giessen sein Teil über ihn." (Lippert, Relig. d. europ. Kulturvölker, S. 73; vgl. Schwenck, Mythol. d. Slawen, S. 302). Die russischen Dorfleute tragen an bestimmten Seelengedenktagen Speisen auf die Gräber ihrer Toten und begiessen sie mit Wein und Honig. (Lippert a. a. O. S. 84). Bei den Mohammedanern in Bosnien und im Herzögischen ist es Brauch, dass der Hausvorstand, sobald die Grube zugeschüttet ist, einen Krug frisches Wasser nimmt und vom Fussende des Grabes anfangend das Wasser auf die Mitte des Grabes ausschüttet und mit dem Rest bis zu Häupten des Grabes fährt. In der Libation darf keine Unterbrechung stattfinden. (Krauss, Volksglaube etc. d. Südslaven, S. 152). In Arauco nimmt man nach Beendigung der Bestattung von dem Toten Abschied und bedeckt das Ganze mit Erde und Steinen in Gestalt einer Pyramide, die mit Getränk übergossen wird. (Klemm, Allg. Culturgesch. V, S. 52). Wenn bei den Wanika das Grab geschlossen ist, schüttet man 1—2 Mass Sorghum oder Mais auf das Grab, giesst auch wohl eine flasche Palmwein darüber aus und begiebt sich nach Hause, um den Totenschmaus fortzusetzen. (Ztschr. f. Ethnologie X (1878), S. 403).

Auf einer weiteren Stufe der Entwicklung wird der früher auf die Gräber gegossene Wein den Geistlichen als Opfer zuteil. (Vgl. darüber Kriegk, Deutsches Bürgertum im Mittelalter. N. F. S. 182).

Paul Sartori.

Der Nobelskrug.

Eine Umfrage von R. Sprenger.

V. Bei Hildesheim in der Provinz Hannover, zwischen Emmerke und Elze, findet sich ebenfalls ein Nobiskrug. Der Name lautet auch im Volksmunde so. Seifart, Sagen und Märchen von Hildesheim, bemerkt darüber: „Zwischen Emmerke und Elze liegt

der Nobiskrug. Dies Wirthshaus hat seinen Namen von dem grammatischen Schnitzer, welchen eine früher über der Hausthür angebrachte Inschrift enthielt. Dieselbe lautete nämlich: „Sic Deus est pro nobis quis contra nobis?" Wie ich nachträglich erfahre, findet sich die Inschrift heute noch daselbst.

Was den Schnitzer betrifft, so möchte ich ihn nicht zu tragisch nehmen. Die συνεκδρομή erzeugt in allen Sprachen Seltsamkeiten, und so mag auch hier der Volksmund dem Gleichklang zu Liebe nach pro nobis die Form contra nobis gebildet haben. Den Namen möchte ich aber nicht vom Ende des Spruchs, sondern von dessen Anfang ableiten. Pro nobis war durch das Ora pro nobis der Litanei Jedermann geläufig. Die Juden in Mähren sagen von Einem, der müssig hinbrütet: er singt Aprenobis, d. i. ora pro nobis. Sie können diese sprüchwörtliche Wendung nur aus christlichem Munde empfangen haben, was auf der Hand liegt. Bei der Geläufigkeit der Phrase lässt sich unschwer denken, das der Krug statt pro nobis-Krug allmälig bloss Nobiskrug genannt wurden. Die Inschrift aber an solchen einsamen Häusern sollte das böse Geschick abwehren. Dergleichen Inschriften trägt übrigens in Hildesheim fast jedes Haus."

Wien. G.

St. Andreas als Heiratstifter.

Eine Umfrage von A. Treichel.

III. An seiner Stelle gab ich zum Schlusse meiner Arbeit nur den Reim des Echo wieder, das auf die Fragen des jungen Mädchens antwortet. Es ist dann aber die Beziehung unklar und so will ich denn das ganze Lied hergeben. Es geschieht das in einer Fassung aus dem Ermlande in Ostpreussen. Herr Beneficiat F. J. Braun an der St. Annakirche in Frauenburg schreibt mir darüber: „Die Bruchstücke dieses Liedes, welche meine 86jährige Mutter noch im Gedächtnisse hat, musste ich zusammentragen, auch durch unwesentliche Beifügungen ergänzen. Das war nicht so leicht, da fast jedesmal, so oft meine Mutter sie recitirte, sie anders und in anderer Reihenfolge herauskamen, sodass ich zuletzt mich nur an das zu binden entschloss, was ich selbst aus meiner Kindheit her noch im Gedächtnisse hatte von dem, was uns damals vor 50

Jahren die Mutter so manchesmal spasseshalber vorsang. Sie selbst hat das Lied in Wormditt (Ostpr.) um 1820—30 von ihren Verkehrs- und Schulschwestern gelernt, die es häufig sangen." Das Lied wird wohl gleichen Inhalt und gleiche Form haben mit dem, welches Brentano und Arnim im Wunderhorn abgedruckt haben. Das Wort ‚geistlich' in der zweiten Strophe zeigt wohl genugsam an, dass das Lied in einer katholischen Gegend nicht entstanden ist, weil katholische Geistliche nicht heirathen. Mir selbst ist die Feststellung, dass es im Ermlande früher wenigstens gesungen wurde, sehr wichtig, weil ich es anfänglich für kein Singlied hielt wegen seines ernsten Inhaltes und weil es aus Westpreussen nicht bekannt geworden ist.

Einen Bezug auf den h. Andreas muss dann auch eine polnische Redensart haben, die ich aus Rehden, W. Pr., vernahm: Swiętego Andrzeja spełniła się moja nadzieja. (Am h. Andreas hat sich meine Hoffnung erfüllt.) Das sagt natürlich ein junges Mädchen, welchem der grosse Wurf gelang. — Andererseits scheint der h. Jacob seine Stelle zu vertreten. Aus Alt-Paleschken, Kr. Berent, hörte ich die polnische Redensart: Módl się do świętego Jopa, Dostaniesz dobrego chłopa. (Bete zum h. Jacob und du bekommst einen guten Mann.)

1. Andreas, lieber Schutzpatron,
Gieb mir doch einen Mann;
Brich doch endlich meinen Hohn,
Sieh mein Alter an!
Giebst du einen oder keinen?
Antwort: „Einen!"

2. „Einen!" das ist wunderschön —
Ist er jung und wohlgestallt'?
Ist er lieblich anzusehen,
Ist er Jüngling oder alt?
Ist er geistlich oder weltlich?
Antwort: „Ältlich!"

3. „Ältlich" — aber doch galant?
Wohl ein Mann, der viel erduldet!
Wer ist ihm denn anverwandt?
Hat er Freunde seinesgleichen?
Antwort: „Leichen!"

4. Hat er auch sein eignes Haus,
Wo ich mit ihm wohnen kann?
Sieht es hübsch und freundlich aus,
Ist ein Lustesgarten dran?
Ist es gross, von rechter Länge?
Antwort: „Enge!"

5. „Enge" — aber niedlich doch? —
Fein die Möbel, Linnen fein?
O Andreas, sag' mir noch:
Wie die Bett beschaffen sein,
Wo ich mit ihm schlafen werde?
Antwort: „Erde!"

6. „Erde" — das klingt wunderlich,
„Enges Haus" so räthselhaft!
Andreas, o ich bitte dich:
Soll dann meine Jungferschaft
Im „Sarg'" verblühen und verlahmen?
Antwort: „Amen!"

IV. In der Wisła, XI. (1897) S. 641—645 gibt H. Lopaciński eine Nachricht über „das älteste polnische Zeugnis von Zaubereien in der St. Andreasnacht". Viele, wertvolle Literaturnachweise. K.

Zum Vogel Hein.

Eine Umfrage von Franz Branky.

II. Nach den Kennzeichen, die uns in der Beschreibung dieses Vogels (Urquell I. S. 304 fg.) gegeben sind, vermuthe ich, dass darunter der Bienenfresser (Merops apiaster, L.) gemeint sei. Seine Vulgärnamen sind: Heuvogel, Heumäher, Seeschwalme u. a.; auf Teichen kann er erlegt werden, weil er gern Libellen, Käfer und dergl. jagt. Wenn er auch mehr dem südlichen Europa angehört, so kommt es doch vor, dass er bis in den Norden Deutschlands zuweilen streift, wo er dann als seltener Vogel angesehen wird. Das Abmalen auf einem Laken fände dann ganz natürliche Erklärung.

Der Bienenfresser lässt sich auch im Käfich halten. Bei seinen Nordlandsausflügen kann es vorgekommen sein, dass es gerade zu der Zeit die Reise machte, als auch Kaiser Maximilian I in Deutschland von Ort zu Ort zog, so dass dieser Vogel von Kaiser und Gefolgschaft beobachtet worden ist. Das schöne Gefieder des Bienenfressers, sein gewandter Flug ziehen augenblicklich die Aufmerksamkeit der Menschen an sich. Da mag schon ein Exemplar dieses Vogels gefangen und als Rarität im Auftrage des Kaisers verflegt worden sein.

Die alten Vogelkenner wie Gesner, Aldravandi, Reyer, Colerus, u. a. geben über diese Hein-Vogel-Frage keinen Aufschluss; aber schiesslich sei noch bemerkt dass man dem Bienenfresser allerlei Schönes nachsagte, so besondere Liebe der Jungen zu den Eltern, wie das im Physiologus dem Wiedehopfe und auch dem Storche zugesprochen wird. Er verplegt seine Eltern, wenn sie dessen bedürftig sind und trägt sie sogar auf dem Rücken, wenn sie nicht fliegen können.

Neustadtl bei Friedland in Böhmen, 1898. Robert Eder.



Arabische Sprichwörter aus Egypten.

Von A. Seidel.

Muḥammad ᶜAjjād eṭ-Ṭantāwī hat in seinem „Traité de la langue arabe vulgaire (Leipzig 1848)" eine Anzahl von egyptisch-arabischen Sprichwörtern mitgeteilt (ca 400), die im egyptischen Volksidiom abgefasst und dadurch als echte Volkssprichwörter characterisiert sind. Dies war bisher die einzige umfangreichere Sammlung von Sprichwörtern in egyptisch-arabischer Volkssprache. Lane in seinen „Manners and Customs of the modern Egyptians" giebt hier und da ein paar zerstreute Proben; auch Burckhardts Sammlung ist sehr mager und mit vielem der litterarischen Sphäre angehörigen Material durchsetzt. Auch eṭ-Ṭantāwī giebt einzelne Sprichwörter, die ihrer sprachlichen Form nach wohl nur von litterarisch gebildeten Leuten gebraucht werden. Dahin gehört z. B. eṭṭālibūn ketīr welwāṣilūn ḳalīl[1]) (der Suchenden sind viel, aber der Anlangenden wenig). Im Grossen und Ganzen sind die von ihm überlieferten Sprichwörter aber offenbar wirkliches Eigentum des Volkes. Für die Zwecke des Folkloristen ist indessen seine Sammlung ebenso schwer verwertbar, wie sie es für die Erforschung der egyptischen Volkssprache gewesen ist. Er giebt den Text der Sprichwörter in arabischer Schrift und ohne Vokalbezeichnung. Bei dem Mangel eines Wörterbuchs der Vulgärsprache — ich habe ein solches im Anhange zu meinem Handbuch geliefert — war es daher lange Zeit unmöglich, diese Texte richtig zu lesen und zu deuten. Zwar ist dem Text eine französische Übersetzung beigegeben; es stellt sich aber heraus, dass dieselbe weit davon entfernt ist, treu zu sein. Meist beschränkt er sich darauf, ohne Rücksicht auf den Wortlaut des Originals im Allgemeinen den Sinn wiederzugeben, und häufig sind die Fälle, wo er einfach ein verwandtes Sprichwort der Franzosen statt einer Übersetzung darbietet.

Neuerdings ist sein Material durch mehrere andere Sammlungen reich vermehrt worden. Ich hatte im Jahre 1896 Gelegenheit eine grosse Menge von Sprichwörtern von mehreren Egyptern zu erfahren, die Gelegentlich der Berliner Gewerbeausstellung in Deutsch-

1) Hinsichtlich der Transkription befolge ich hier das System, das ich in meinem Handbuch der egyptisch-arabischen Umgangssprache angewendet habe. Nur schreibe ich hier *š* und *ǧ* für *sch* und *g*.

land waren. Ferner enthalten die zu Būlāḳ ohne Übersetzung erschen ḳaṭā'if ellaṭā'if (Pflückobst aus der Ergötzlichkeiten, scil. der Volkslitteratur) eine Sammlung. Ein grössere Zahl findet sich auch zerstreut im „Kitāb tarwīḥ ennufūs wĕmuḍḥik el ᶜabūs vom šēch Ḥasan el'ālātī (Kairo 1889)."

Die reichste Sammlung — gleichfalls ohne Übersetzung — findet sich aber in N. Schaḳīr's: „amṯāl el ᶜauwām fī maṣr wessūdān weššām (Kairo 1312 d. H.)."

Dies gesammte Material habe ich bearbeitet, nach dem Inhalt geordnet, mit sprachlichen und folkloristischen Kommentar versehen und werde es im Laufe des Herbstes 1898 veröffentlichen.

Eine Blütenlese der schönsten und interessantesten Sprichwörter möchte ich aber jetzt schon den Folkloristen zugänglich machen, um ihre Aufmerksamkeit auf dieses wichtige Material zu lenken. Dabei berücksichtige ich vornehmlich solche Sprichwörter, die bisher nicht bekannt waren.

Bei den sprachlichen Bemerkungen verweise ich auf mein „Handbuch der egyptisch-arabischen Umgangssprache (Berlin 1893)" [1]).

Sprichwörter.

1. bint elfāra ḥaffāra. Die Tochter der Ratte ist eine Gräberin = Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme.

Anm. ḥaffāra von ḥafar (graben); die Form bezeichnet ein gewerbs- oder gewohnheitsmässiges Thun. In demselben Sinne sagt der Kairenser: bint elwizze ᶜauwāme (die Tochter der Gans ist eine Schwimmerin). — In Syrien lautet das Sprichwort: ibn ilwazz ᶜauwām (der Sohn der Gans ist ein Schwimmer). — Im Sūdān sagt man: ibn elwizz ᶜauwām wĕbint elchauwāḍa tĕchūḍ (der Sohn der Gans ist ein Schwimmer und die Tochter der Taucherin taucht). — Deutsch: Wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen. — Franz.: Bon chien chasse de race. — Engl.: like father, like son. – Ähnliche Bedeutung hat auch das Sprichwort eddīk elfaṣīḥ min elbēḍa jĕṣīḥ (der beredte Hahn schreit vom Ei an). Die Suaheli in Ostafrika sagen: „Ein Küchlein braucht man nicht scharren zu lehren." Dieselbe Ausdrucksweise haben die Bantu am Nyassasee. Im Türkischen drückt man sich ähnlich aus wie im Deutschen: „Der Apfel fällt nicht weit vom Baume, der ihn erzeugt hat" (Decourd.).

2. izā kān elḳamar maᶜak, lā tĕbālī binnuǧūm. Wenn der Mond bei dir ist, so kümmere dich nicht um die Sterne.

D. h. Wenn das Wichtigere zu deiner Verfügung, in deiner Macht ist, so brauchst du auf das weniger Wichtige keinen grossen Wert zu legen.

Ṭanṭ. giebt auf S. 224 folgenden Vierzeiler, in dem das Sprichwort verwertet ist:

In kuntĕ rāḍı ᶜalēje,	Wellı maᶜāh elḳamar
Challi-lᶜawāzil tĕḳūm;	Mā-loh wĕmā linnugūm.

d. i. Wenn *du* mit mir zufrieden bist, so lasst die Tadler sich (gegen mich) erheben; wer den Mond bei sich hat, was gehen den die Sterne an [2]).

1) Ich zitiere dasselbe mit Hdb. — R. ist Reinhardts Grammatik des Oman-Arabischen. 2) Über die Wendung mā lı — wĕmā loh vergl. mein Hdb. S. 297.



3. ibṭā wĕlā tichṭā. Sei (mache) langsam, und du wirst nicht falsch handeln.

Anm. biṭī (langsam sein) und chiṭī (sich verfehlen), nachzutragen im Wörterbuch, wie mišī (gehen), riḍī (zustimmen) u. s. w. — Zu sprechen ist íbṭa und tíchṭa (Cf. Hdb. S. 3, Anm. 2).

Vergl. das Sprichwort der ᶜOmān-Araber: ijāk welᶜaǧle (Hüte dich vor der Eile. (Reinhardt N⁰. 198). — Der Syrer sagt: il ᶜaǧli mniššaiṭān wittaʾanni mnirraḥmān (Die Eile ist vom Teufel, und die Bedächtigkeit vom Barmherzigen scil. Gott. N. Sch.). — Ital.: chi va piano, va sano. — Franz.: hâte-toi lentement. — Engl.: the more haste, the worse speed, oder fair and softly goes far. — Suaheli (in Deutsch-Ostafrika): haraka, haraka haina baraka (Eile, Eile hat keinen Segen). — Deutsch: Eile mit Weile! — die Wolof (in Westafrika): Eile und Überstürzung gebären die Reue (Boilat). — Die Ösbegen (in Asien) sagen: „Zur Eile pflegt sich der Teufel zu gesellen." — Im Hindustani heisst es: „Eile ist Torheit, Geduld ist Weisheit."

4. išhad-li bīkaḥke, bašhad-lak bīraṛīf. Zeuge für mich (in einem Rechtsstreit) um eine Bretzel, so werde ich für dich um ein Laib zeugen.

D. h. Erweise du mir einen kleinen Gefallen, so erweise ich dir gelegentlich einen grösseren, denn eine Hand wäscht die andere und Wohlthun bringt Zinsen. Statt bīkaḥke giebt eṭ-Ṭanṭ. bīluḳme (um einen Bissen). Der Syrer deutet auf die Möglichkeit einer gelegentlichen Vergeltung hin, wenn er sagt: „Ein Berg und ein Berg begegnen sich (zwar) nicht, aber ein Mensch und ein Mensch begegnen sich." Der dem Sprichwort zu Grunde liegende Gedanke wird von den Ambundu (in Portugiesisch-Westafrika) folgendermassen ausgedrückt: „Kaufe deinem Freunde ein Rasiermesser; eines Tages wird er dich damit rasieren." — Im Hindustani sagt man: „Was du giebst, wird dir zum Schilde."

5. iddi ᶜēšak lilfarrān wĕlō akal nuṣṣoh. Gieb dein Brot dem Bäcker (zu backen), selbst wenn er die Hälfte davon isst.

D. h. Lass deine Arbeiten von Sachverständigen verrichten, und scheue dabei selbst eine erhebliche Einbusse nicht; denn du fährst immer noch besser dabei, als wenn ein Pfuscher dir alles verdirbt.

iddi nach N. Sch. Gewöhnlich lautet der Imp. mit Aufgabe der Verdoppelung (tachfīf) idi oder verkürzt di. farrān = chabbāz, von furn, Backofen. nuṣṣ durch Assimilation aus nuṣf (= niṣf) entstanden. Statt akal und achad sagt man häufig kal und chad (ebenso auch im Syrisch-Arab. und im ᶜOmāni; im Tunisischen sind die umgesprungenen Formen klā und chdā üblich).

Der Gedanken des Sprichworts drückt der Ägypter auch folgendermassen aus: ēš ramāk ᶜalā elmurr? ḳāl: amarr minnoh = „Was hat dich zu dem Bittern geführt (wörtlich: geworfen)? — Antwort: Etwas, das noch bitterer war." In Syrien sagt man mit einer leichten Nuance, die den Bäcker weniger gefrässig als ungeschickt erscheinen lässt: Gieb dein Brot dem Bäcker, und wenn er auch die Hälfte verbrennt. (So nach Harfouch in seinem drogman arabe; N. Schaḳīr giebt das Sprichwort genau so wie es in Egypten üblich ist).

6. achras wĕᶜāmil ḳāḍī. (Er ist) stumm und spielt Kadi.

D. h. Er mengt sich in Dinge, für die ihm die wichtigsten Fähigkeiten mangeln. Man sagt auch: aᶜmā wĕᶜāmil ṣarrāf = (Er ist) blind und spielt den Wechsler. — Im Hindustani: „Ein lahmes Eichhörnchen, und das Nest ist im Himmel."

7. elmerkeb ellī-loh raijisēn jiṛraḳ. Das Schiff, welches zwei Kapitäne hat, geht unter.

Die ᶜOmān-Araber sagen in demselben Sinne: „Der Topf der Genossen kocht nicht ruhig." (R.) Deux cuisiniers gâtent la sauce. Viele Köche verderben den Brei. Der Chinese sagt: „Tausend Arbeiter, tausend Pläne" (Scarb.).

8. ǧōzī rāḍī, wĕʾēš tĕkūn inte, jā ḳāḍī? Mein Mann ist zufrieden, und was bist du, o Kadi?

Der Sinn wird klar durch das syrische Seitenstück: izā kān zauǧı rāḍı, ēš fuḍūl ilḳāḍı? Wenn mein Gatte zufrieden ist, was (soll) das Geschwätz des Kadi? d. h. Wenn die nächstbeteiligten einverstanden sind, so ziemt es fernerstehenden nicht, Schwierigkeiten zu machen.

9. elaᶜwar fī bilād elᶜomjān ṭurfa. Der Einäugige ist im Lande der Blinden eine Rarität.

Vergl. Franz. au royaume des aveugles les borgnes sont rois. Die Türken sagen: „In der Ebene dünkt sich ein kleiner Hügel Berg."

10. ibnoh ᶜalā kitfoh wejdauwar ᶜalēh. Sein Sohn (ist) auf seiner Schulter, und er sucht nach ihm.

Bei Ṭanṭ. auch in der Form: ibnoh ᶜalā kitfoh wĕdāʾir jĕdūr ᶜalēh. Vergl. Er sieht den Wald vor Bäumen nicht.

11. iǧū jĕnaᶜᶜalū chēl essulṭān, maddet el-chunfuse riǧlīhā. Sie kamen zu beschlagen die Pferde des Sultans, (da) streckte der Mistkäfer sein Bein hin.

Wird von jemandem gesagt, der sich überhebt und Ansprüche macht, die ihm nicht zustehen. Der Syrer sagt ähnlich: iǧū ta jĕbaiṭrū chēl ilbāšā, maddit umm ḳūwaiḳ riǧlhā = sie kamen zu beschlagen die Pferde des Paschas, (da) streckte die Rabenmutter (?) ihr Bein hin.

(Fortsetzung folgt.)

Übernamen.

Eine Umfrage von Franz Branky.

IV. *Asgeier* ist das Schimpfwort für die Wanderzigeuner, die das Hintaus der Marchfeld-Dörfer inspiciren und mit Gerten in frisch aufgeworfene Erdhügel stechen, in der Vermutung, es sei dahinter ein Cadaver verscharrt, den sie braten und verzehren können.

Beinmarder sind die von *Dörfles*, weil sie fremde Bienenschwärme aus den Heidefeldern einhausten.

Boanlstira heissen die armen Vorörtler von *Donaufeld*, die in Kehrichthaufen nach Sudknochen suchen.

Feuerspucker ist das Spottwort für die jüdischen Krämmerleute im *Marchfeld*. Sie sollen nämlich gelegentlich eines Dorfbrandes, statt Wassereimer zu schleppen, untätig dagestanden und „ihrem Glauben gemäss" ins Feuer gespuckt haben.

Fölberhocker sind die *Dimburger* an der *March*, weil sie ein



mal eine Nacht, im Weidengestrüppe sitzend, mit Krebsefang zugebracht und dennoch nichts gefangen haben.

Gollingdiab ist ein Neckwort für die slowakischen Bauernknechte, die dem Gerichte den Galgen, worauf einer ihrer Landsleute sollte gehenkt werden, gestohlen haben.

Katzlmacher heissen die italienischen Tagarbeiter der Nordbahn.

Kibitzl sind die von *Angern*, weil sie im Frühjahr in der „Kibitzau" gern nach Eiern suchen.

Kirchengeigner neckt man die *Ollersdorfer* Kirchtagmusikanten, weil sie auf ihrem Kirchenchor einen Engel haben malen lassen, der den Geigenbogen mit der linken Hand führt.

Kolačenfresser heissen die Ostnachbarn der Marchfeldler, weil ihre Nationalspeise, Kolač genannt, andern nicht munden soll.

Litaneibrüder schimpft man die Messner der nördlichen Marchebene.

Oxenschnäpsler [1]) ist das Stichelwort für die *kroatischen* Bewohner der Umgebung von *Loimersdorf*, weil sie auf ihren Gründen keinen Wein fechsen und darum mit Wasser vorlieb nehmen müssen.

Plützerlbrunzer heissen die von *Wuzelburg* am *Rochusberg*; sie haben keine Hausbrunnen und holen sich in Henkelkrügen (Plützerln) das Trinkwasser von der *Agnesquelle*.

Schilfgucker sind die Bewohner von *Baumgarten* an der *March*, die im Spätsommer den Rohrdommeln nachstellen.

Schinderbuibn heissen die Jungen von *Prottes*, weil hier der Bezirkswasenmeister (Schinder) seinen Sitz hat.

Schlitzkrowoden sind die Nordnachbarn der Marchfelder um *Themenau* scherzhaft benannt.

„*Sieben Häuser und vierzehn Dieb*" sagt man, wenn man von dem winzigen Filialorte *Wuzelburg* bei *Mannersdorf* spricht. Ehedem sollen dessen Bewohner als Langfinger verrufen gewesen sein.

Stelzfüssler ist das Neckwort für die Slowaken jenseits der March, die infolge der Machart ihrer Beinkleider einfüssig zu urinieren pflegen.

Vogelbeisser heissen die *Tallesbrunner* Kinder, weil eines von ihnen einmal einen Wespenstich für einen Vogelbiss gehalten hat.

Wasserheilige werden die *Pyrawarter* geneckt; sie sollen sich seinerzeit auf die Heilkraft ihrer Badequellen soviel eingebildet haben.

---

1) Als „Oxenschnaps" bezeichnet man auch sonst in Nied. Öst. das Wasser.

Weinprotzer auch *Weinschartler* neckt man die Winzer der *Matzner* Gegend.

Zeilbesen ist ein Schimpfwort für die armen magyarischen Dienstmädchen, die ob ihres leichten Blutes viel gefreit werden.

Graz, Steiermark. Dr. Hans Schukowitz.

Zaubergeld.

Eine Umfrage von Dr. Franz Ahrendts.

XV. „Die Bauern gehen um zwölf Uhr in der Nacht am heiligen Abend auf einen Kreuzweg. Da kommt Er (der Teufel) und fragt der Bauer, was er will. Und dieser sagt: Ich will Geld haben. Und da fragt Er, was er ihm dafür versprechen will. Da verspricht ihm der Bauer sein Weib oder ein Kind, denn der Teufel geht nur auf Menschen aus. Da giebt ihm der Teufel Geld, und wenn die Zeit aus ist, holt der Teufel die Person und geht mit ihr weg.

Da war einmal ein armer Bauer, der kein Geld hatte. Der gieng am heiligen Abend auf den Kreuzweg und wartete um zwölf Uhr auf den Teufel. Wie der Teufel kommt, fragt er ihn: Was willst Du denn hier? Der Bauer antwortet: Ich will Geld. Da sagt der Teufel: Was wirst Du mir geben, wenn ich Dir Geld gebe. Der Bauer erwidert ihm: Ein Weib mitsammt ihren Kindern. Der Teufel giebt ihm nun recht viel Geld, und der Bauer geht damit nach Hause. In Haus zeigt er das Geld seinem Weibe und sagt: Dafür habe ich Dich und die Kinder dem Teufel versprochen. Aber fürchte Dich nicht. Setzt eine Henne auf und leg ihr recht viele Eier unter. Als schon die Zeit um war und der Teufel erschien, waren die Küchlein schon ausgekrochen, und der Bauer gab jetzt dem Teufel die Henne mitsammt ihren Jungen. Als nun der Teufel Henne und Küchlein bekam, schleuderte er sie zu Boden, verschwand und ward nie mehr gesehen."

Nach der Erzählung eines Schlossers slovenischer Abkunft aus St. Maren in Untersteiermark.

Isak Robinsohn.

Sagen aus Niedergebra und der Burg Lohre.

(Grafschaft Hohnstein).

Gesammelt von Fr. Krönig, erläutert von O. Schell.

(Fortsetzung.)

6. *Der Kobold im Weberschiff.* In Niedergebra war schon von Alters her die Leinweberei ein sehr einbringlicher Erwerbszweig, und viele fremde Gesellen fanden hier Beschäftigung. Aber keiner von allen den Gesellen im Dorfe vermochte wöchentlich soviel Leinwand anzufertigen wie Rossbach, der aus fernen Landen hereingewandert war. Kein Fädchen riss während seiner Arbeit, unablässig und schnell wie ein Blitz schnellte das Weberschifflein hin und her, und an jedem Sonntage waren sechs Schock Leinwand fertig. Natürlich hielt der Meister einen solchen Gesellen wohl in Ehren und zahlte ihm manchen Gulden über den bedingten Lohn aus. Aber keiner verthat auch mehr Geld, keiner war mehr auf dem Tanzplatze und in der Schenke unter den lustigen Brüdern zu blicken als unser Rossbach, der vom Sonntag gewöhnlich bis Dienstag Mittag feierte und Sommer und Winter hindurch schon 6 Uhr abends Feierabend machte. Aber ehe es noch wieder Sonntag war, hatte er schon aufs Neue 6 Schock Leinwand fertig gestellt. Sonst war an dem Gesellen weiter nichts auffallend, als dass er bei jedem Gelage, sogar in der Kirche und während des Tanzes das Weberschifflein in der Tasche bei sich trug, und auf manche neugierige Frage, warum er thue, die ausweichende Antwort gab, das sei so der Webergesellen Sitte und Brauch! Einst aber war Rossbach zu Spiel und Gelag gegangen und hatte sein Schifflein oder Schützen einzustecken vergessen. Da spielten des Meisters Kinder mit Rossbachs Schützen, der auf dem Webestuhle lag, und während sie so tändelten und das platte Werkzeug mit ihren unsauberen Händlein besudelten, da entschlüpft ein kleines fingerlanges menschenähnliches Wesen aus der engen Behausung und gewinnt durch ein Mäuseloch in der Wand das Freie. Rossbach kommt vom Tanze und Trinkvergnügen halb berauscht und wohlgemut nach Hause und setzt sich, die Arbeit beginnend an den Webestuhl, aber Tritt und Schlag gerät nicht, die Fäden reissen unaufhörlich und das Schifflein schwirrt so träge in der Lade einher — mit einem Schrei des Entsetzens vermisst Rossbach seinen Kobold und sinkt tot vom Stuhle hernieder. Noch jetzt ermahnt der Meister den neuankommenden Gesellen, so zu weben wie Rossbach. Th. Rümpler.

Als Ergänzung mag noch folgende Sage hier stehen:

7. *Der Weber Rossbach.* In der Mitte des vorigen Jahrhunderts erregte ein in Niedergebra fremd zugereister Webergesell Namens Rossbach allgemeines Aufsehen. Es wird erzählt, dass er mit Hülfe eines Kobolds, den er in Gestalt einer Hummel stets bei sich trug, in einem Tage mehr schaffte, als andere in wochenlanger Arbeit. Die ersten Tage der Woche machte er regelmässig blau, dafür arbeitete er aber in den letzten Tagen so emsig, dass für den Meister ein schönes Stück Geld abfiel und auch sein eigener Beutel nicht zu kurz dabei kam. Im Wirtshause war er ein gern gesehener Gast, denn nicht nur, dass er selbst dem Kruge fleissig zusprach, auch die Freunde wusste er dort festzuhalten, indem er ihre Zeche oft bei Heller und

---

6. *Der Kobold im Weberschiffchen.*

7. *Der Weber Rossbach.*

Diese Sagen behandeln das etwas dunkle Gebiet der vielfach abgestuften Hausgeister. Am nächsten kommt des Webers „Hummel" oder sein „kleines fingerlanges, menschenähnlicbes Wesen" dem Alraun, allerdings in freier Umbildung. Über den Alraun vergleiche man Simrock, Handbuch, S. 459 ff.; Grimm, D. Myth., S. 1153 ff.; Grimm, D. Sagen I, 124. Veth, Intern. Arch. f. Ethn. Leiden, 1895 grundlegende Abhandlung.

Pfennig bezahlte. Konte er jemand mit Rath und That unter die Arme greifen, so that er es in uneigennützige Weise. Das erfuhr auch ein Weber, der schon wochenlang an einem Stück Leinwand webte, ohne damit zu Ende zu kommen, da die Fäden dutzendweise rissen. Auf dessen Bitten erschien Rossbach bei ihm, um sein Urteil darüber abzugeben, ob es möglich und ratsam sei, das Gewebe fertig zu stellen, oder ob es sich empfehle, es im unfertigen Zustande wieder abzuziehen. Mit dem langen Kirchenrock bekleidet, den hohen Dreieck auf dem Kopfe, trat Rossbach in die Wohnung. Nachdem er das Gewebe in Augenschein genommen, stellte er seinen Hut auf die Fäden und sagte: „Leute, das Garn ist nicht schlecht, es trägt ja meinen Hut." Auf den dringenden Wunsch des Webers setzte er sich auf den Webstuhl und beendete die Arbeit in kurzer Zeit. Er pflegte sein Weberschiffchen immer bei sich zu führen; eines Tages aber hatte er es im Hause vergessen, und als er heim kam, fand er, dass die Kinder des Meisters damit gespielt hatten und den Kobold in Gestalt einer Hummel hatten entweichen lassen. Darauf packte er sein Bündel und verliess auf Nimmerwiedersehen das Dorf.

Rossbach ist nicht etwa eine sagenhafte Figur, sondern eine wirkliche Persönlichkeit. Er hat jahrelang bei dem Weber Göttling in der Schäfereigasse No. 58 als Geselle gearbeitet. Wie es kommt, dass sich die Sage seiner bemächtigt hat, lässt sich nur vermuthen. Seine dunkle Herkunft, über die er nie sprach, sein ausserordentlicher Fleiss, dazu geheimnissvolle Andeutungen, die er dann und wann über sein Vermögen fallen liess, sowie sein plötzliches Verschwinden werden die Veranlassung dazu gegeben haben. Noch lange nach seinem Weggange aus dem Dorf wurde er als Muster eines fleissigen Webers genannt.

8. *Das Goldmännchen.* In Niedergebra stand in dem Garten des Wolfram Wisozky eine alte dicke Birke. Allemal in der Fabian-Sebastiansnacht (20. Januar) hatte man neben diesem Baume einen Mann arbeiten und verschwinden sehen. Da wurde der Bauer neugierig, und da er ein sehr unerschrockener Mann war, fasste er den geheimnissvollen Fremden einmal ab. Dieser bat ihn, er solle ihn nur loslassen, er wolle ihm das Geheimniss des Baumes verrathen. Die Birke sei die Wohnung eines Goldmännchens und treibe jedes Jahr eine goldene Wurzel in die Erde. Es habe seine Wohnung hier aufgeschlagen, weil es die Grossmutter und die Mutter des Bauern, die schöne Mädchen gewesen, geliebt habe, und es bliebe so lange hier wohnen, als es nicht durch Habsucht daraus vertrieben würde. Der Bauer fand richtig jeden Fabian-Sebastianstag eine Goldstange unter dem Baume. Einmal aber erfasste ihn die Habsucht, und in der Hoffnung, noch mehr zu finden, hieb er den Baum um. In demselben Augenblicke aber sass ihm ein gewaltiger Höcker zwischen beiden Schultern, und das freigewordene Goldmännchen verliess unter heiserem Hohnlachen seine Wohnung. Th. Rümpler.

Diese Sage ist sehr lehrreich. Sie zeigt nämlich erstens, dass alle Kobolde, gleichviel ob sie in der Luft fliegen, oder in der Erde wohnen oder in einem Kasten sich befinden, Gold bringen. Zweitens geht daraus hervor, dass die Kobolde eine Neigung für das warmblütige Menschengeschlecht haben, und drittens, dass die eine Art der Kobolde immer wieder zu ihrem Besitzer kommt, während die andere Art sich von deren Herrschaft frei zu machen sucht.

9. *Der verliebte Kobold.* Vor Zeiten wohnte in Untergebra ein Leinweber Namens Göttling. Einst ruhte er noch im süssen Morgenschlummer auf seinem armseligen

---

8. *Das Goldmännchen.* Das Goldmännchen ist ein an Gold reicher Zwerg, der die elbische Natur, sich mit den Menschen durch die Ehe zu verbinden, keineswegs verleugnet, diesen dafür aber einen Teil seines Überflusses an Gold zukommen lässt. Goldmännchen gerät dafür in die Abhängigkeit der Menschen, aus welcher er durch deren Habsucht befreit wird.

9. *Der verliebte Kobold.* Bezüglich dieser Sage sei auf die Anmerkungen zu No. 2b und 8 verwiesen; ferner auf Schell, Bergische Sagen II, 96a.b (nebst Anmerkungen) und VI, 194 (mit Anmerkungen).



Lager, da geht es auf dem Webestuhl klipp klapp! klipp klapp! und das Schifflein rauscht emsig durch den wohlgeglätteten Aufzug. Göttling wacht auf von dem Lärm und sieht mit Erstaunen, wie der Stuhl ohne alle menschliche Hülfe arbeitet, und das so schnell und kunstgerecht, wie er es noch nie gesehen. Ehe er sich noch von seinem Erstaunen erholen kann, flüstert ihm ein feines Stimmchen zu: „Göttling, steh auf, mache Spulen!" Nun, wenn das so geht, denkt der arme Weber, so mag ich es wohl leiden. Unverdrossen spult er mit seiner Familie den ganzen Tag an den schnurrenden Rädern, aber kaum schaffen sie genug für den unsichtbaren Arbeiter, der nicht müde wird und das feinste Linnen liefert. In der folgenden Nacht, als die Familienglieder sich von dem anhaltenden Spulen erholt haben, tönt es schon wieder wie den Tag zuvor ganz leise: „Göttling, stehe auf, mache Spulen" und so geht es Tag für Tag, und verwundert sehen die Nachbarn das Gut des armen Webers schnell sich mehren, fünf Kühe, rund, mit strotzenden Eutern, blöken im Stalle; im stattlichsten Kleide sitzt Göttling in der Schenke und lässt einen harten Thaler nach dem andern springen, und sein vormaliges so armseliges und baufälliges Häuschen giebt bald dem schönsten Bauerngute nichts nach. Der Weber aber hatte eine gar holdselige Tochter, die hiess Maria, und ihres Gleichen war nicht mehr zu finden in Untergebra und in den Dörfern umher. Aber ihrem Vater, der nun schon ein reicher Mann war, stand keiner an von den stattlichen Burschen, die um das Mägdlein freiten. Einst war Göttling mit seiner Frau nach Bleichrode zum Jahrmarkt gegangen, die schöne Maria aber plagten Vorwitz und Langeweile, und sie hätte gern gewusst, was für ein Wesen den rastlos arbeitenden Webestuhl regiere. Sie trat heran und bebetrachtete den sich eben bewegenden Webebaum: erschrocken fuhr sie zurück, denn ihrer lebenswarmen Hand begegnete eine ganz kleine, aber eiskalte; aber Maria fasste sich ein Herz und fragte: „Bist du ein böser Geist?" „Mit nichten!" erwiederte das unsichtbare Wesen. „So bist du also ein guter Geist?" fuhr das Mädchen fort. — „Mit nichten!" lautete die Antwort wie vorhin. — „Nun, was bist du dann?" — „Ein Mittelding, ein Mittelding! Ich liebe dich, schöne Maria!" — „Warum fühlt uan dich und sieht dich doch nicht? Wovon kommt das?" — „Von der Tarnkappe, von der Tarnkappe! Ich liebe dich, schöne Maria!" — „Wer hat dich in das Haus gebracht?" — „Die Butterbarbe, die Butterbarbe aus Gross-Berndten! Ich liebe dich, schöne Maria!" Der arme Kobold war wirklich verliebt; der Webestuhl stand jetzt manches Stündchen still, und der schönen Maria wisperte es während dieser Zeit immer in die Ohren: „Ich liebe dich, schöne Maria!" Da ward sie endlich unwillig und klagte ihr Leid dem Vater, der schon lange unzufrieden war mit dem Kobolde, weil er jetzt viel seltener rief: „Göttling, stehe auf, mache Spulen." Da verfluchte Göttling den Kobold und drohte ihm mit diesem und jenem. Ein leises Hohngelächter war die Antwort auf die Drohungen und Schmähungen des Webermeisters, und bald stand der Webestuhl ganz verlassen, und Mariachen hörte keine Liebeserklärung mehr. Aber bald darauf zog das Unglück in das seit einigen Jahren so gesegnete Haus ein. Das Vieh ging in kurzer Zeit darauf, ein Wetterstrahl ruinirte das schöne Haus, der Webestuhl fiel zusammen, das baare Geld im Kasten ward diebischer Weise entwendet, der Acker gab kaum die Aussaat wieder, und schön Mariechen ging umher wie ein Schemen, denn der böse Kobold hatte ihr es angethan, dass sie bald darauf zu Grabe getragen ward. Th. Rümpler.

10. *Der webende Kobold.* Im Jahre 1740 lebte in dem Kirchhof'schen Hause an der Steil ein Weber mit Namen Vollmar. Dieser Mann nährte sich von seinem Handwerk schlecht und recht und lebte in Ruh und Frieden in seinen vier Wänden: diese häusliche Ruhe sollte aber eine unliebsamen Störung erfahren. Eines Tages hören die Eheleute ein starkes Rumoren im Ofen, das längere Zeit anhält. Sie un-

---

10. *Der webende Kobold.* In den wesentlichsten Punkten berührt sich dieser Sage mit der vorigen. Das Zeichen des christlichen Kreuzes vertreibt den heidnischen Gast, der sich selbst für ein Mittelding ausgiebt. Doch ist dieser Kobold nicht mehr der gutmütige Hausgeist, sondern trägt schon man che Züge vom „Mönch" und „Drak" (Simrock, Handbuch, S. 458). Man vergl. auch Gonzenbach, Sicil. Märchen II, 22.

tersuchen den Ofen in- und auswendig, finden aber die Ursache nicht. Sie lassen ihn abreissen und umsetzen. Da hört der Spektakel wohl im Ofen auf, erwacht aber dafür um so lebhafter in der Stube. Die geplagten Leute wissen nicht, was sie beginnen sollen. Fragt Vollmar: „Bist du ein guter oder ein böser Geist?" so antwortet der ungebetene Geist: „Ich bin weder ein guter noch ein böser Geist." — „Nun, was bist du denn?" — „Ein Mittelding, ein Mittelding." — „Wer hat dich hierher gebracht?" — „Butterbarbe hat mich im Korbe hergebracht und noch einen Wickel Werg dazu." — „Butterbarbe soll dich auch wieder forttragen; ich will dich nicht behalten." — „Butterbarbe will mich nicht wieder haben." — „Was hat sie denn mit dir gemacht?" — Wir sind auf Lohra gewesen und haben Schratmehl für das Vieh geholt." — „Wie seid hier hinein gekommen?" — „Wir sind durchs Fenster gegangen." — „Bist du allein gewesen?" — „Nein, Butterbarbe hat noch den Grössten und den Kleinsten, ich war der Mittelste." — Alle Anstrengungen, den Kobold loszuwerden, waren vergeblich; derselbe dachte gar nicht an ein Fortgehen. Nun setzte er sich auf den Webstuhl und webte wie der geübteste Meister, Tag für Tag und Nacht für Nacht. Was der Vorrath von Spulen erschöpft, so klapperte er nach Weberbrauch mit der Seele. Vollmar aber weigerte sich, neue Spulen zu machen und hoffte, durch diese Weigerung den unheimlichen Gesellen zu einem freiwilligen Fortgehen bewegen zu können. Doch weit gefehlt! Machte der Hauswirth keine Spulen, so musste der Kobold selber an die Arbeit gehen. Und bald schnurrte denn auch das Spulrad, dass man seine Lust daran hätte haben können. War der Vorrath verarbeitet, so schnurrte das Rad wieder. Noch einmal suchte der Kobold den Vollmar zum Spulenmachen anzuregen, indem er sprach: „Bediene mich nur, ich will dich auch reich machen." „Ich will durch dich nicht reich werden," erwiederte der geplagte Meister und liess sich auf gar nichts ein. So ging die Arbeit fort, bald auf dem Webstuhle, bald auf dem Spulrade.

Die Koboldgeschichte wurde schnell in der ganzen Gegend bekannt und Scharen von Neugierigen strömten herbei, sie sich in der Nähe anzusehen. Sogar aus entfernteren Orten kamen Leute zu Pferd und zu Wagen und boten mitunter sogar den Vollmarschen Eheleuten Geschenke und Unterstützungen an, was aber von diesen abgelehnt wurde. Einmal befand sich unter den Neugierigen ein wohlbeleibter Mann, der den Kobold zwingen wollte, die Arbeit auf dem Webstuhle einzustellen, indem er die Weberlade festhielt. Die Strafe folgte jedoch sogleich nach. Der unsichtbare Arbeiter warf ihm nämlich das Weberschifflein so heftig gegen den Leib, dass er sich vor Schmerzen krümmte. Am Spulrade hielt man das Rad fest, aber der Kobold bewegte die eiserne Welle so heftig, dass sie sich noch im Holze herumdrehte. Als der gestrafte Zuschauer ihn fragte, ob er auch Schaden anrichten könne, antwortete er damit, dass er das Schifflein durchs Fenster in den Hof warf, so dass die Fensterscheibe klirrend zu Boden fiel. Darüber bricht Frau Vollmar in lautes Klagen aus. Es sei nicht genug, dass sie von fremden Leuten in ihren häuslichen Arbeiten tagtäglich gestört würden, so müssten sie auch noch direkten Schaden erleiden; Armut und Not würden bald bei ihnen einkehren. Doch der Kobold tröstete sie, indem er bemerkte, dass der Herr von Götz (Besitzer des rothen Hofes) so eben draussen vor der Thür stehe und geäussert habe, den angerichteten Schaden ersetzen zu wollen. Und wirklich tritt der Erwähnte ins Haus. Ein Blick auf die zerbrochene Fensterscheibe und auf das kummervolle Gesicht der Frau macht ihm den Zusammenhang der Angelegenheit klar und erklärt, die Scheibe bezahlen zu wollen. Der Edelmann erkundigt sich bei dem Quälgeiste, wo er sich aufgehalten habe, als der Ofen umgesetzt sei. „Im Bett in der Stube," war die Antwort, „mich fror so." Herr von Götze, bemüht, den armen Leuten wieder Ruhe zu verschaffen, fuchtelt mit seinem Degen unter dem Bette herum, nur womöglich den Kobold zu töten. Das gelang ihm zwar nicht, erreichte aber soviel, dass derselbe von nun nicht mehr redet. Der Spektakel in der Stube hatte aber seinen ungestörten Fortgang.

Die geplagten Eheleute versuchten alle angerathenen Mittel, um den hässlichen Gast loszuwerden, doch ohne Erfolg. Da rieth ihnen eine alte Frau, sie möchten einen Topf voll Kohl im Ofen kochen und diesen dann herausnehmen, aber bei Gefahr ihres Lebens keinen Blick darauf werfen. Den Topf solle man auf den sogen. Kreuzfleck tragen und dort umstülpen. Würde man genau nach der Vorschrift verfahren, so würde man den Kobold los. Die Frau Vollmar that, wie ihr gerathen war, konnte aber doch beim Heraustragen des Topfes der Neugierde nicht wieder-

stehen, einen Seitenblicke darauf zu werfen. Und da erblickte sie eine hässliche Kröte mit feurigen Augen. Der Topf wurde auf dem bezeichneten Flurtheile umgestülpt und der Kobold kam nicht wieder. Ruhe und Frieden kehrten im Hause wieder ein.

Diese Koboldgeschichte erregte damals ein allgemeines Aufsehen. Der Amtmann Windler auf Lohra forderte Bericht darüber von dem Ortsschulzen Jos. Caspar Schneider und verhörte die Butterbarbe, eine übelbeläumdete Butterfrau, Albrecht Schusters Frau, selbst, musste sie aber wegen mangelnder Beweise endlich wieder freigeben. Ja sogar der Kirchenvorstand nahm sich der Sache an und legte das Ergebniss seiner Ermittelungen in einem Schriftstücke nieder, das noch jetzt im Pfarrarchive aufbewahrt wird und also lautet:
„Anno 1740 begabs sich im Monath Martij (März) zu Niedergebra in einem Hause, dass es von 6 Uhren Abends im Ofen trummelte als mit einer trummel. Viel Volk kam hin, solches zu hören. Das Ambt Lohra liess den Ofen abreissen, da es denn aufgehörrt. Das Haus hörte dem Leinweber Vollmar zu und liegt vorn am Dorfe und die Striegel (Steil) geht durchhin. Als der Ofen abgenommen, eignet sichs unter des Hauswirths Bette in die Stube, fing an zu leinwebern, schmiss das Spulrad entzwei, wurff dem Herrn von Götzen mit dem Schützen vor den Leib, und Diakono Müller aus Bleichrode den hölzernen Teller durch die Beine hin. Endlich fing es als ein klein Kind an zu reden, rief den Hauswirth mit Namen und wollte, er sollte es aufnehmen, es wollte ihnen Nahrung bringen. Albrecht Schusters Frau, die Butterbarbe, hätte es im Sack in den Ofen gebracht. Sie hätte einen besseren Kobold, darum hätte es fortgemüsst. Es halte von Lohra 3 Marktscheffel Korn, Butter, Geld und von der Pfarre zu Wülfingerode Borstenäpfel, Korn, Geld, wie auch vom Elendischen und Grosswendischen Pfarrer geholet. Ueber diese Aussagen sind 10 Personen eydlich abgehört worden. Endlich ist der Butterbarbe vom Herrn Ambtmann Windler aufgeleget worden, diesen Kobold wieder aus des Mannes Hause zu schaffen, welches denn auch geschehen sein mag, indem von 6. April an Niemand mehr etwas von ihm gehört hat. Die Winsel aus dem Elende hat ausgesagt, dass dieser Kobold ihr an die blossen Knie gegriffen, und wäre es wie eines Kind hand, als Sammt so weich, doch kald dabei gewesen. Andere wunderliche Begebenheiten hierbey zu geschweigen."

Vier Jahre später starb die Butter Barbe. Der auf ihr ruhende Verdacht kommt selbst im Kirchenbuche zum Ausdruck. Es heisst dort: „1744 ist Barbara Elisabeth Schusters Ehefrau begraben, 50 Jahr alt. Diese Frau ist wegen des Kobolds, der sich in Christopf Vollmars Hause hören lassen, sehr verdächtig gewesen, inmassen der Kobold selbst in Gegenwart vieler Menschen auf sie bekannt, dass sie ihn vorher in ihrem Hause gehabt. Sed de occultis non indicat ecclesia."

Wie der Pfarrer nicht an dem Teufelspuk zweifelte, so noch weniger seine Beichtkinder. Das bestätigt eine mündliche Mittheilung, die ich meinem Gewährsmann, einem bejahrten Manne, verdanke. Diesem hatte seine Grossmutter, eine 90jährige Frau, versichert, dass die Koboldsgeschichte sich wirklich in der oben erzählten Weise zugetragen habe. Sie selber habe als Kind den Vorgang mit erlebt. Nicht ein Jota sei anders gewesen, das wolle sie hoch und heilig versicheren.

11. *Wie die Gebradörfer zu ihrem Walde kamen.* Der Graf von Lohra und der Ritter von Keula lagen in Fehde miteinander. Beide boten alle ihre Vasallen und Lehnsleute auf, um sich gegenseitig an Streitkräften zu übertreffen. Im Helbethale kam es zwischen ihnen zu einem heftigen Kampfe, wobei auf beiden Seiten soviel Blut floss, dass die Helbe geröthet war. Die Lohraischen wehrten sich tapfer, mussten aber endlich, von der Übermacht gedrängt, bis an den Reinhardsberg zurückweichen. Unter den Mäuern des Schlosses Lohra erneuerte sich der Kampf noch einmal. Der Graf und seine Männer kämpften wie die Löwen, konnten aber nichts gegen den

---

11. *Wie die Gebradörfer zu ihrem Walde kamen.* Eine Sage in etwas fragwürdigem historischem Gewande. Zur nähern Kommentierung würden eingehende historische Untersuchungen erforderlich sein. Man vergl. unter And. Schambach-Müller N⁰. 5.

Keulaschen Ritter ausrichten, der mit seiner 60 Pfund schweren Keule alles vor sich her niederschmetterte. Da, im letzten Augenblicke, als man den Kampf schon verloren gab und die gräflichen Streiter im Begriff waren, das Feld zu räumen, erschien unerwartete Hülfe. Als nämlich die Einwohner von Ober- und Untergebra vernahmen, in welch schlimmer Lage sich ihr Herr, der Graf von Lohra, befinde, eilten sie in hellen Haufen mit Wehr und Waffen herbei, stürzten sich mit Ungestüm auf den Feind und trieben ihn bis Keula zurück. Aus Dankbarkeit schenkten ihnen der Graf den auf der Hainleite gelegenen Wald, den sie noch heute besitzen. — Nach einer andern Überlieferung soll die Gräfin Adelheid oder Laura die Geberin gewesen sein. Im Wirklichkeit ist aber der Wald kein Geschenk, sondern ein altes Erbe der Väter.

12. *Der Ritter Reinhard.* In früheren Zeiten stand auf dem zu Untergebra gehörigen Reinhardsberge eine stolze Burg, die dem Ritter Reinhard gehörte. Der lag in beständiger Fehde mit dem benachbarten Lohraischen Grafen, weil ihm dieser die Hand seiner Tochter Adelheid verweigert hatte. Da niemand vor dem Störenfried seines Lebens sicher war, verbanden sich viele Ritter und Herren, erstürmten die Burg und machten sie der Erde gleich. Der Weinkeller des Ritters befand sich unter der Burg, während sein Weinberg am Rothen Üwer lag.

Als Überrest der Ritterburg gilt noch eine etwa 1/2 Morgen umfassende Umwallung auf der Spitze des Berges. Die Umwallung hat jedoch mit einer mittelalterlichen Burg nichts zu thun, sondern ist eine vorhistorische Wallburg, deren Entstehung vielleicht in die Zeit des Heilandes zurückreicht.

Am Reinhardsberge und in dessen Umgebung sind verschiedentlich alte Waffenstücke, als Lanzenspitzen, Sporen, Dolche, Messer etc. gefunden worden.

13. *Jakob Immernüchtern.* An dem Abhange des bei Sollstedt gelegenen Katzensteins befindet sich eine Höhle, in welcher der Räuber Jakob Immernüchtern lange Zeit gehaust haben soll. Sie war früher sehr geräumig, ist aber jetzt grösstentheils mit Laub und Erde angefüllt. Das Versteck war günstig gelegen. Denn bei einem Überfalle konnte sein Bewohner nach verschiedenen Seiten hin freien Ausgang gewinnen. Wurde ein Angriff von oben herab versucht, so stand ihm das Thal offen, während im umgekehrten Falle die Ebene der Hainleite unschwer zu erreichen war. Ausserdem gewährte die Höhle einen freien Überblick über die vorüberführende Heerstrasse.

Immernüchtern hatte es bei seinen Raubzügen hauptsächlich auf die grösseren Hausthiere abgesehen. In dunkler Nacht, am liebsten beim Sturm und Wetter, pflegte er mit seinen Diebsgesellen die umliegenden Gehöfte heimzusuchen. Weder Pferde noch Kühe waren in ihren Verstecken sicher, mochten sie auch noch so fest verwahrt sein. Die geraubten Kühe pflegte er in eine nahe bei Gerterode gelegenen Höhle zu bringen, die noch heute Immernüchterens Kuhstall genannt wird. Die Pferde, als den wertvolleren Besitz, verbarg er in der Höhle am Katzensteine. Das war sein Pferdestall.

Dabei beging er die Vorsicht, den Pferden die Hufe verkehrt aufzuschlagen. Wurde seine Spur bis zur Höhle verfolgt, so musste man glauben, er habe sie verlassen; entfernte er sich daraus, so wiesen die Spuren hinein.

Aber nicht nur Pferde und Kühe, auch die Güter, welche der Kaufmann auf der Strasse transportirte, waren Gegenstände seiner Diebsgier. Ein sehr lebhafter Verkehr bewegte sich zu jener Zeit auf der durch das obere Wipperthal ziehenden Heerstrasse, auf welcher die Waren von Braunschweig über Duderstadt, Worbis durch den Pass bei Lohra nach Erfurt geführt wurden. Um die Überfälle auf dieselben recht sicher ausführen zu können, legte er auf dem Reinhardskopfe eine Schanze an, von welcher aus er die arglos ankommenden Kaufleute beraubte. Die gestohlenen Gegenstände wurden in der Ferne wieder verkauft.

---

12. *Der Ritter Reinhard.* Ein sagenhafter Niederschlag der Ritterzeit, vor allen Dingen der spätern, verwilderten Epoche.

13. *Jakob Immernüchtern.* Eine Räubersage mit meist allbekannten Ausschmückungen. Über verkehrt aufgeschlagene Hufeisen vergl. man Schell, Bergische Sagen, S. 565, Anmerkung 4. Der Umstand, dass Räuber Armen Wohlthaten erweisen, ist ein ständiges Requisit der Räubersagen, welches bis zur Neuzeit beibehalten wurde.



Die zahlreichen Diebstähle machten in der Umgegend böses Blut. Man gab sich grösste Mühe, den Dieb zu fangen, doch umsonst! Glaubte man, ihn an diesem Orte sicher zu erwischen, so raubte er einen entfernten Bauernhof aus. Alle Nachstellungen waren vergebens. Niemand kam auf dem Gedanken, dass Immernüchtern der Gesuchte sei. Derselbe wusste sich im täglichen Verkehr den Anschein eines braven, redlichen Mannes zu geben. Des Sonntags besuchte er regelmässig die Kirche und erwies den Armen Wohlthaten, sobald er sicher war, dass sie bekannt würden. Endlich aber wurde der geheimnisvolle Übelthäter ergriffen. Die ganze Bauernschaft der umliegenden Dörfer bewaffnete sich nun und umstellte des Nachts den Wald, in dem er sich versteckt hatte. Nachdem man stundenlang mit Fackeln gesucht hatte, vernahm man beim ersten Hahnenschrei das Wiehern seines Rosses, auf dem der Gesuchte davon reiten wollte. Augenblicklich entspann sich ein harter Kampf, in welchem das Diebsgelichter nach harter Gegenwehr endlich besiegt wurde. Immernüchtern sank, von einem wuchtigen Keulenschlage getroffen, mit den Worten: „Ich komme nächstens wieder" tot vom Pferde.

Noch heute heisst die Mutter ihren liederlichen Jungen einen Immernüchtern.

14. *Der Schatz unter der hellen Klippe.* An den Abhängen der Hainleite hütete vor Zeiten ein schmucker Schäferbursche aus Untergebra in aller Einfalt und Treue die ihm anvertraute Herde. Eines Nachts nun, als er längst die müden Glieder auf seinen Lager hingestreckt hatte und bereits in tiefen Schlummer versunken war, wurde er plötzlich auf seltsame Weise aus seinen friedlichen Träumen erweckt. Die Gräfin Adelheid von Lohra, angethan mit fahlem, seidenem Gewande und das Antlitz mit einem schwarzen Schleier verhüllt, erschien dem erschrockenen Schäfer und forderte ihn auf, einen unter der hellen Klippe verborgen liegenden Schatz zu heben. Sie sei dahin verbannt, und nur die freiwillige That eines keuschen Jünglings vermöge den Bann zu lösen. Er brauche sich nicht von ihr zu fürchten, denn auch seine Hunde hätten keine Scheu gezeigt und sie ungehindert passieren lassen. Dem Schäfer, der ob dieser Erscheinung vor Staunen und Angst nicht wusste, wie ihm war, schien solches Unterfangen trotz des verheissenen Lohnes doch allzu gewagt; mit aller Kraft sich von seinem Lager erhebend, lehnte er mit kurzen Worten seine Hülfe entschieden ab. Darauf verschwand die Gräfin. Noch zweimal kam sie wieder und bat in immer dringlicherer Weise um Beistand. Da jedoch der Schäfer entschlossen war, das Wagstück nicht auszuführen und ihm der nächtliche Besuch immer unheimlicher wurde, entfernte er sich aus der Gegend und suchte einen Dienst an einem andern Orte.

15. *Der Schatzgräber.* An einem schönen Sommertage ging ein Knabe von Lohra auf den nahe gelegenen Reinhardsberg, um Erdbeeren zu suchen. Da trat ihm plötzlich ein fremder Mann entgegen, der sich nach dem dort früher befindlichen Brunnen erkundigte. Bereitwillig führte ihn der Knabe dahin. Erfreut darüher, lud der Fremde ihn ein, übers Jahr, doch genau um dieselbe Stunde, wieder an Ort zu Stelle zu kommen, dann solle er sein Lohn empfangen. Nachdem der Knabe noch gesehen, dass sich der Unbekannte an einen um einen Baum gebundenen Stricke in den Brunnen hinab gelassen hatte, eilte er nach Hause und theilte seinen Eltern das Erlebniss mit. Diese merkten sich sorgfältig Tag und Stunde, damit der Knabe zur rechten

---

14. *Der Schatz unter der hellen Klippe.* Eine etwas abgeblasste Form des sehr verbreiteten Sagen von den Schatzjungfrauen. Man vergl. Simrock, Handbuch, S. 356; Lymker, Hessische Sagen, N⁰. 128.

15. *Der Schatzgräber.* Vonbun (Sagen 16) erklärt wohl mit Recht die Venediger trotz ihres nobeln, der Lagunenstadt entlehnten Namens für verkappte germanische Zwerge (man vergl. auch Zingerle, Sagen 70). Die Sagen von den Venedigern haften fast ausschliesslich in Tyrol. Der Brunnen ist für den Venediger nur der Eingang zum unterirdischen Reiche. Er ist aber fremd am Harz und bedarf darum der menschlichen Führung. Eine grosse Reihe sicilianischer Märchen von L. Gonzenbach nebst den betreffenden Anmerkungen von R. Köhler verdienen bei dieser Sage Beachtung.

Zeit der versprochenen Lohn holen könne. Als das Jahr um war und die erwartete Stunde nahte, erhob sich ein heftiges, von Sturm und Regen begleitetes Gewitter, das den ganzen Tag anhielt. Da es dem Knaben unter diesen Umständen nicht möglich war, auf den Berg zu gehen, unternahm er den Gang am folgenden Tage, fand aber statt des Fremden nur einen Zettel, auf den die Worte standen: „Ich bin gestern zur bestimmten Stunde hier gewesen; warum bist du nicht gekommen? Dein Lohn ist nun verfallen."

Ein 80jähriger Mann aus Gebra theilte mir vor längerer Zeit mit, dass sein Vater am Ausgänge des vorigen Jahrhunderts noch einen Schatzgräber, einen „Venediger", auf dem Reinhardsberge gesehen habe, der sich vermittelst eines Strickes in den ehemals dort befindlichen, jetzt aber verschütteten Brunnen hinab gelassen habe.

16. *Der Schatz auf dem Reinhardskopfe.* An einem sonnigen Herbsttage ging ein Einwohner von Lohra auf den Reinhardskopf, um trocknes Laub zur Streu für seine Ziege zu holen. Wie er eben beschäftigt ist, das Laub aus dem Gebüsch zu harken, bemerkt er mit erstaunen, dass eine Frau, in eigenthümlicher alter Tracht auf einem nahe liegenden freien Platze emsig Heu wendet. War ihm schon auffällig, dass die Frau an diesem Orte heuete, wo doch niemals Heu gewonnen wurde, so war es die Person in ihrer schweigsamen Geschäftigkeit noch viel mehr. Furcht und Entsetzen ergriff ihn, und er eilte in voller Hast den Berg hinab seiner Wohnung zu. Sogleich theilte er seiner Frau das Erlebniss mit. Doch diese glaubte ihm nicht und schalt ihn aus, dass er die Zeit unnütz verbracht habe. Auf ihr Zureden ging er am folgenden Tage auf den Berg, um das Versäumte nachzuholen. Doch kaum hat er zu harken begonnen, als die seltsame Frau wieder erscheint. Zum zweitenmale ergriff er die Flucht. Als ihm seine Frau auch diesmal keinen Glauben schenkt, vertraut er sich einem Freunde an, die ihm den Rath giebt, die Person nach ihrem Begehr zu fragen. Diesen Rath führte er auch aus, als er sie am dritten Tage wieder erblickt. Darauf erklärte sie, dass sie erschienen sei, ihm einen Schatz zu zeigen, der unter einer nahen Buche vergraben liege; er könne ihn ohne Gefahr heben. Damit verschwand sie für immer. Zutraulich berichtete der Mann seinem Freunde den Verlauf der Sache. Dieser ging in der Nacht an die bezeichnete Stelle und hob den Schatz, wodurch er sehr reich wurde.

17. *Aus neuerer Zeit.* Im Sommer des Jahres 1853 arbeiteten drei aus Niedergebra gebürtige Mühlbauer, Karl Hause, und die Gebrüder Karl und Friedrich Ackermann, in der an den Austrut gelegenen Thalmühle zu Silberhausen. Bei der weiten Entfernung war es nicht gut möglich, allabendlich den Heimweg anzutreten, und so gingen die Männer nur jeden Sonnabend nach Hause, um wenigstens den Sonntag bei den Ihrigen verbringen zu können.

So hatten die drei an einem schönen Sommerabend nach vollbrachtem Tagwerk wiederum gemeinschaftlich den Heimweg angetreten. Unter munteren Gesprächen hatte man bald das zum Gebraischen Gefolge gehörige Mackenhagen erreicht und durchschnitt nun ohne Rast die schattige Waldung, um noch bei hellem Sonnenschein den Abstieg vom Berge zu erreichen. Da plötzlich blieb Haase, der voran ging, wie festgebannt auf dem Wege stehen, unverwandten Blickes das vor ihm befindliche Gesträuch anstarrend. Auf den Zuruf der Begleiter, doch vorwärts zu gehen, brachte jener mit ängstlichen Gebärden nur die Worte hervor: „Die Frau, eine Frau, sass doch, weisse Hemdärmel, schwarzer Kopftuch und strickt rasend schnell; o, wie sie

---

16. *Der Schatz auf dem Reinhardskopfe.* Man vergl. die Bemerkungen zu N⁰. 14.

17. *Aus neuerer Zeit.* Im Norden zog man um dünne Haselstäbe heilige Schnüre (vêbönd); man vergl. Rechts-Altertümer 182, 203, 810. Diese Thatsache erinnert an den dünnen Seidenfaden der beiden Rosengärten. Die seltsame Frau erscheint als Hüterin des altheidnischen Waldheiligtums, repräsentiert durch die Haselstunde. Ihr Stricken weist deutlich auf die schützende Einfriedigung hin. Man vergl. Simrock, Handbuch, S. 514; die Abhandlung „Der hegende Faden" in F. Liebrecht, Zur Volkskunde, S. 305 ff. Auch der Name „Markenhegen" und die Tracht der Frau verdienen Beachtung.



mich anstarrt!" Die Freunde, über den unheimlichen Zwischenfall bestürzt, obschon sie nichts erblickten, traten näher herzu und überzeugten sich, dass kein lebendes Wesen im Busche war. Nachdem man sich vom ersten Schreck einigermassen erholt, beschwichtigte einer den andern, so gut er dies vermochte, und bald schritten alle drei schweigend nebeneinander, bis der Anblick des heimatlichen Dorfes das Band der Zunge wieder löste.

Einige Zeit nach diesem Vorfalle ging Haase denselben Weg, jedoch für diesmal allein. Im Mackenhagen angelangt, fiel ihm eine schlanke Haselnussgerte auf. Kurz entschlossen, steckt er sein Richtscheit, das er bei sich führte, in den Boden und begann sie abzuschneiden. Kaum, dass er damit angefangen hatte, so stand auch jene rätselhafte Frauengestalt wieder vor ihm, auch diesmal mit geisterhafter Geschwindigkeit die Stricknadeln hörbar bewegend. Zu Tode erschrocken, ergriff Haase das Richtscheit und eilte von dennen, von der gespenstischen Frau verfolgt. Erst auf der Schneide des Berges war er allein. Von diesem Tage an betrat er jenen Weg nicht wieder.

Bei der Wahrheitsliebe und ernsten Natur Haases ist jeder Zweifel an dessen Aussage ausgeschlossen, kann auch was den ersten Vorfall anbetrifft, von dem noch lebenden Karl Ackermann bezeugt werden.

18. *Das Schloss Schirmer.* An den südlichen Grenze des Gebraischen Gemeindewaldes stand früher ein kleines Dorf, das etwa ums Jahr 1500 wüst geworden ist. Wir wissen von dem Dörfchen nur, dass es eine Kirche hatte. Die Ursache seines Verschwindens ist nur gänzlich unbekannt. Der Ort hiess Schierenberg, was im Volksmunde Schirmer lautete. Die Sage erzählt von einem prächtigen Schloss, das im Orte Schirmer gestanden hat. Seine Bewohner lebten in Saus und Braus, bis ein starkes Gewitter das stolze Schloss verwüstete und seine gottlosen Bewohner tötete.

19. *Der Mann ohne Kopf.* Zu Anfang dieses Jahrhunderts wohnte auf dem Blauen Hofe in Niedergebra der Amtmann Hauenschild, ein gar stolzer und gestrenger Herr. Auf dessen Veranlassung musste der Nachtwächter des Dorfes die Stunde auch vor dem Herrenhause abrufen. Als dies wieder einmal geschah und Mitternacht heran nahte, — es war in der Adventszeit — sah der Wächter von den Ställen her einen grünen Mann auf sich zukommen. In der Meinung, es sei der ihm befreundete Knecht Neithardt, ruft er: „Neithardt, bist du es?" Als er aber auf mehrmaliges Anrufen keine Antwort erhält, beobachtet er die Gestalt schärfer und sieht mit Schrecken, dass ihr der Kopf fehlt. Doch verlor er den Muth nicht, sondern griff herzhaft nach seinem Spiesse und stach darnach, traf aber nur eine leere Stelle. Am andern Morgen meldete er dem Herrn, was vorgefallen war. Dieser befahl, ihn auf der Stelle zu benachrichtigen, falls sich das Gespenst noch einmal zeigen sollte. In der folgenden Nacht, als oben von den Kirchturme die 12. Stunde ertönte, erschien der Graue wieder. Sobald der Wächter den Amtmann davon in Kenntniss gesetzt hatte, erschien dieser mit einem geladenen Gewehr am Fenster. Auf seinen Zuruf musste der Nachtwächter bei seit treten. Kaum war das geschehen, so krachte auch der Schuss, ohne jedoch getroffen zu haben.

Am folgenden Tage und zwar am hellen Mittage erscheint der Graue zum drittenmale und nimmt seinen Weg gerade ins Herrenhaus. Nachdem er dreimal angeklopft hat, tritt er ins Zimmer, in dem sich Hauenschild befindet. Das Gespenst umfasst ihn, kneift und drückt ihn der Art, dass er von Schreck und Schmerz augenblicklich seinen Geist aufgiebt. An seinem Körper fand die Todtenfrau überall Spuren von Fingern und Nägeln, so dass sie es für ratsam hielt, die Leiche nicht mit einem Totenhemd zu bekleiden, sondern das alte Hemd am Körper zu lassen.

Thatsache ist, dass Hauenschild, der ums Jahr 1820 starb, ganz plötzlich seinen

---

18. *Das Schloss Schirmer.* Allem Anschein nach ein dürftiger Rest der vielseitigen Sagen von versunkenen Orten, namentlich Burgen. Man vergl. Schell, Bergische Sagen IX, 57 nebst Anmerkung.

19. *Der Mann ohne Kopf.* Eine natürliche Deutung der Sage ist so leicht, dass sie hier nicht versucht zu werden braucht. Man vergl. u. And. Schambach-Müller N⁰. 217—220; Ur-Quell IV, 8, V, 78.



Geist aufgegeben hat. Es ist ferner wahr, dass die Totenfrau viele blaue Flecke an der Leiche gefunden hat.

20. *Der nächtliche Kobold.* Der Futterknecht Gottfried Aderhald in Niedergebra kam an einem mondhellen Herbstabend des Jahres 1830 von einem Besuche zurück, den er seinem Freunde im Dorfe gemacht hatte. Sofort begab er sich zu Bett, das in einem zum Blauen Hofe gehörigen Stalle stand. Er hatte nur kurze Zeit gelegen, als die Pferde unruhig wurden und wild an den Ketten rissen. Da sah Aderhald denn im Scheine des Mondes ein rauh behaartes Tier von brauner Farbe auf der Krippe einherschreiten, das die Richtung auf sein Bett nahm. Die Haare standen ihm zu Berge, als sich der unheimliche Gast auf ihn legte. Er wollte schreien, konnte aber nur ächzen und stöhnen unter der unerträglichen Beklemmung. Nach einiger Zeit entfernte sich die Gestalt, kam aber schon am folgenden Abende wieder. Dann blieb sie ganz aus.

21. *Ein Vorspuk.* Vor etwa 70 Jahren plünderten eines Abends mehrere Burschen einen Birnbaum des Pfarrgartens. Wie sie wieder von dem Baume herunter klettern wollen, gewahren sie zu ihrem Schreck einen Leichenzug, der sich langsam im Garten fortbewegt. Kurze Zeit darauf starb einer der Theilnehmer.

22. *Die Zehntdörfer.* Wie bei Niedergebra so stehen auch bei den meisten andern benachbarten Dörfern steinerne Kreuze. Auf meine Frage über den Grund dieser Erscheinung erwiderte mir kürzlich ein alter Mann Folgendes: Die Kreuze bezeichnen die sogen. Zehntdörfer, welche dem Grafen von Hohnstein den 10. Teil des Getreides alljährlich entrichten mussten. Im Herbste schickte der Graf seine Wagen aus, um die Früchte abholen zu lassen. Die Kreuze waren gesetzt worden, damit die Fuhrleute die Zehntdörfer von den andern unterscheiden konnten.

Die gewöhnliche Deutung der steinerne Kreuze ist jedoch die, dass man sagt, Bonifacius habe solche an die Orte gesetzt, an denen er gepredigt habe. Diese Angaben entsprechen indessen den Thatsachen nicht. Es sind einfache Mordkreuze, die der Mörder zur Sühne seiner That musste setzen lassen.

23. *Die verstopfte Quelle.* Die Quelle des Sülzenbaches soll mit einer seidenen Jacke verstopft sein. Wer diese herauszieht, bringt grosses Unglück über das Dorf, denn eine ungeheuere Überschwemmung wird erfolgen, und das Dorf in ihren Fluten begraben.

24. *Steppchen in Niedergebra.* Vor mehr als 100 Jahren wohnte in Gebra ein Ehepaar, das nicht einmal soviel besass, um sich täglich satt essen zu können. Alle Mühe und Arbeit war umsonst, die Noth blieb immer dieselbe. An die Nachbarn mochten sich die Leute nicht um Hülfe wenden, denn sie scheuten die üble Nach-

---

20. *Der nächtliche Kobold.* Eine Mahrtensage. Über die Mahrt und die ihr verwandten Wesen verbreitet sich u. And. Simrock, Handbuch, S. 438; man vergl. ferner Grimm, D. Myth., S. 411 ff.; Bartsch I, 251; Schell, Bergische Sagen VI, 233 mit Anmerkung; Gonzenbach, Sicilian. Märchen II, S. 22.

21. *Ein Vorspuk.* Derartige Züge dürfen mit Recht den Sagen zugezählt werden. Man vergl. Zimmerische Chronik II, 131.

23. *Die verstopfte Quelle.* Zur Erläuterung dieser Sage vermag ich vorläufig nur auf Simrock, Handbuch, S. 475/6 und Grimm, D. Mythologie, S. 550 ff. zu verweisen.

24. *Steppchen in Niedergebra.* Diese wertvolle Sage führt den von Stephan (vergl. dazu die gegensätzliche Meinung von Grimm, D. Myth., S. 965) abgeleiteten Namen Steppchen (auch Stepche, Stepke) für Drâk auf. Unverkennbar ist der Übergang des Drâk zum Teufel hier zum Ausdruck gebracht, namentlich dadurch, dass man ihn zu einem Bündnis zwingen kann (man vergl. Simrock, Handbuch, S. 458/9). Die Beziehungen Steppchen zu Ullrich vermag ich nicht anzudeuten. In mythischer Beziehung sei daran erinnert, dass es ein Birnbaum ist, der auf dem Wolserfelde steht. Man vergl. Gonzenbach, Sicil. Märchen II, S. 22; Schambach-Müller N°. 182, 184.

rede. Auf die Dauer jedoch besagte diese Lage weder dem Manne noch der Frau. Als daher letztere den Vorschlag machte, Steppchen in das Haus einzuladen, um sich mit dessen Hülfe bessere Tage zu verschaffen, war der Mann damit einverstanden, und schon in der nächsten Nacht stand er unter einem alten Birnbaume im Garten, warf ein Messer dreimal in die Höhe und rief den Namen „Ulrich" laut in die nächtliche Stille hinaus. Plötzlich entstand ein gewaltiges Sausen und Brausen in der Luft, und der Gerufene stand unter dem Baume. Auf die Frage nach seinem Begehren erwiderte der Mann, dass er jetzt genug gehungert habe und Hülfe von ihm erwarte. Diese versprach Steppchen auch, wenn er ihm seine Seele verschreiben wolle. Der Pakt war beiderseits bald geschlossen und der Gast zog ins Haus. Hatte vorher die Armuth aus allen Ecken herausgeschaut, so sah man bald Wohlstand einziehen. In Küche und Keller häuften sich allerlei Lebensmittel, um den kommenden Tagen mit Ruhe entgegen sehen zu können. Wollte die Frau frische Butter haben, so setzte sie sich mit einer leeren Schüssel unter den Birnbaum und quirlte darin, und im Nu war die gewünschte Butter da. Regnete es, so begab sich die Frau in den Stall und wiederholte dasselbe Manöver. War es Zeit zum Mittagessen, so klopfte man an den Ofen und erbat sich eine beliebige Speise. Am Sonntage setzte es gewöhnlich Klösse mit Hotzeln. Letztere waren eigentlich nur Mäuse, aber sie schmeckten so köstlich, dass man sie für das schönste Obst hielt. Suchte die Frau auf dem Felde Futter für die Ziege, so ging sie auf den ersten besten Acker und nahm, was sie brauchte. Ertappt konnte sie von den Eigenthümern nicht werden, denn sie besass die Gabe, sich unsichtbar zu machen, und diese Unsichtbarkeit erlangte sie dadurch, dass sie drei Knoten ins Taschentuch knüpfte. War Steppchen übler Laune, so machte er allerlei Rumor im Hause. Dann klang es vom Hausboden herunter, als wenn fortwährend grosse Ketten über den Fussboden geschleift würden oder als ob trocknes Laub auf das Dach rieselte. Verliess er das Haus, so kehrte er nachts in Gestalt einer Feuerkugel wieder ins Haus zurück. Nach einer Reihe von Jahren, in denen der häusliche Wohlstand sichtlich zugenommen hatte, suchten die Eheleute den allmählich recht unbequem gewordenen Gast wieder loszuwerden. Sie streuten Erbsen auf den Hausboden und hingen an allen Ecken und Kanten Dill auf, dessen Geruch ihm arg zuwider war. Längere Zeit schienen diese Mittel ihren Zweck zu verfehlen, endlich aber verliess Steppchen, der fortwährenden Belästigungen müde, die undankbaren Leute, die schon nach kurzer Zeit wieder so arm waren, wie sie vorher gewesen waren.

Sagen von der Burg Lohra (Grafschaft Hohnstein). Die Burg Lohra liegt auf einem Bergvorsprunge der Hainleite. Ehemals war sie der Sitz des Dynastengeschlechts der lohraischen und später der hohnsteinschen Grafen, bis diese 1593 ausstarben. Jetzt wird die alte Veste von einem Pächter bewohnt. Die Sage erzählt von der Burg Folgendes:

1. *Die Riesen erbauen die Burg Lohra.* Auf dem Berge auf welchem Lohra liegt, hausten vor Zeiten Riesen. Es gefiel ihnen hier so wohl, dass sie beschlossen, daselbst eine Burg zu erbauen. Diesen Entschluss führten sie auch bald aus und nannten die Burg nach einer schönen Riesentochter „Lohra". Während des Baues kam es aber zwischen ihnen zu einem heftigen Kampfe, wobei soviel Blut vergossen wurde, dass es an der Burgmauer herabfloss. Noch heute soll das Blut an der nördlichen Mauer sichtbar sein.

---

1. *Die Riesen erbauen die Burg Lohra.* Besonders charakteristische Zuge fehlen dieser Bergriesen-Sage. So wohnen sie z. B. meistens in Erdhöhlen, wenn auch in der durch Chamisso's poetische Bearbeitung allgemein bekannt gewordenen Sage von der Burg Niedeck die Bergriesen ein Schloss bewohnen. Der berichtete Kampf entspricht mehr ihrer innersten ungestümen Natur.

2. *Das eingemauerte Kind auf Lohra.* Am Fusse des Burgberges steht auf einem kaum mehr erkennbaren Grabhügel ein aus rotem Sandfelsen gehauener Gedenkstein. An diesen Stein knüpft das Volk folgende Sage: Bei Erbauung des Haupttурmes auf der Burg Lohra trugs sich zu, dass allemal über Nacht einstürzte, was am Tage zuvor mit Fleiss und Mühe war aufgebaut worden. Doch wusste niemand von dem ungewöhnlichen Vorgange mehr zu sagen, als was sich dem Auge aller an Ort und Stelle täglich bot. Den Werkleuten aber wollte schier die Lust vergehen, weiter zu schaffen, was sichtlich keinen Bestand gewinnen sollte.

Nun wohnte in der Nähe ein alter Meister, der bei Alt und Jung hoch angesehen war, weil wohl erfahren in allen Nöten des Lebens. Zu dem ging man, sich Rats erbittend. Von ihm erfuhr man, dass hier der Teufel seine Spiel treibe und dass die Fortführung des Baues nur dann gesichert sei, wenn ein unschuldiges Kind mit eingemauert würde. Sogleich brachte man diese Kunde vor den Grafen von Lohra, der Geld über Geld bot, ein Opfer für den ersehnten Turmbau zu gewinnen. Allein, soviel man auch fragte und forschte, in weiter Runde war kein Mutterherz zu finden, das seines Kindes Leben für noch so vieles Geld hätte opfern wollen.

Woche auf Woche, Monde auf Monde verstrichen. Schon glaubte man die Wiederaufnahme des Baues für immer preisgegeben. Da eines Tages sprach auf Lohra ein von Hunger und Kummer abgehärmtes Weib vor um ein Almosen für sich und sein Kind, das es in den Armen trug bittend. Der Graf, statt durch eine Gabe die Not der Frau zu lindern, nützte unbarmherzig deren Elend aus, indem er sie zu bereden suchte, ihm ihr Kind für Geld zu überlassen. Die bittere Not machte die Frau zaghaft und liess sie für einen Augenblick wie nicht ungewillt erscheinen. Ein Haufe blanken Silbergeldes ward von den Augen der Erschrockenen ausgeschüttet, doch zögernd trat sie zurück. Unwillig schlug der Graf auf den Tisch, kurzen Entscheid fordernd, ob Geld oder Kind! Da liess sich die schwache Frau bethören — und schloss den armseligen Handel ab. Hastig strich sie das Geld in die Schürze und verliess erregten Herzens die Burg.

Rüstig nahmen nun die Bauleute das Werk wieder in Angriff. Sogleich richtete man ein viereckiges Loch her, legte das Kind hinein und vermauerte es, nachdem man ihm noch eine Semmel in das Händchen gegeben hatte. Eine weisse Taube brachte ihm dann durch ein in der Mauer befindliches Loch täglich etwas Nahrung. Dieses merkend, verschlossen die harten Menschen die Stätte, und Ruf und Kind erstarben gar bald. Von nun an nahm der Bau seinen ungestörten Fortgang und wurde ohne Unfall beendet.

Nur kurze Zeit hatte der Glanz des Geldes das Mutterherz bethört. Je weiter sich die Arme von der Burg entfernte, desto mehr gedachte sie ihres Kindes. Mit einem wilden Fluche warf sie die Silberstücke von sich und stürzte auf der Stelle, auf der sich später ein steinernes Denkmal erhob, entseelt zu Boden.

Als der Amtmann Smalian 1780 den c^a 100 Fuss hohen Turm wegen Baufälligkeit bis zur Hälfte abtragen liess, will man in der Mauer ein Kinderskelett nebst einer Schrift gefunden haben, aus der zu ersehen gewesen, dass die Mutter des Kindes eine geborene Schrecke aus Niedergebra sei.

3. *Der Ritt auf der Bergmauer.* Die Gräfin Adelheid von Lohra hatte ihren Vater

---

2. *Das eingemauerte Kind auf Lohra.* Die vielfach auftretende Sage von der Einmauerung eines Kindes berührt sich in den wesentlichsten Punkten mit den Sagen, in welchen der Teufel einen Bau (selbst Kirchen) ausführt, dafür aber eine Seele verlangt. Man vergl. dazu Schell, Bergische Sagen XI, 23 mit den reichen Quellennachweisen. Über Einmauern von Tieren und Kindern handelt Grimm, D. Myth. S. 1095. Eine treffliche Abhandlung dazu bringt ferner Fel. Liebrecht, Zur Volkskunde, S. 284 ff.; man vergl. noch Schambach-Müller N^0. 6, 14, 16, 23, 24; Krauss, Das Bauopfer bei den Südslaven, Wien 1886.

3. *Der Ritt auf der Bergmauer.* Diese Sage hat sehr interessante, offenbar echt mythische Bezüge zum Glasberg, welcher namentlich in deutschen Märchen auftritt. Man vergl. dazu Simrock, Handbuch, S. 49, 145, 183, 184, 428; Grimm, D. Myth., S. 781, 796; Sommer, 99; Mannhardt, German. Mythen, S. 330 ff.; Landau, die Quellen des Dekameron, 2. Aufl. S. 30, 101; Felix Liebrecht, Zur Volkskunde, S. 100, 133.



in einer blutigen Fehde verloren. Da fasste die den Entschluss, unvermählt zu bleiben, um ihr ganzes Leben dem Andenken ihres heiss geliebten Vaters widmen zu können. Auf der Stelle, wo er den Tod gefunden hatte, liess sie ein steinernes Kreuz errichten, das sie täglich besuchte. In ihrem Schmerze verlor sie aber das Wohl ihrer Unterthanen nicht aus den Augen, sondern suchte Not und Elend nach Kräften zu lindern. So lebte sie längere Zeit ruhig und in Frieden. Den beutegierigen Nachbarn war ein solch mildes Frauenregiment sehr willkommen; konnten sie doch ungestraft in der Grafschaft Lohra rauben und plündern. Die armen Unterthanen mussten diesen Frevel ruhig über sich ergehen lassen, da sie von ihrer Herrin keinen thatkräftigen Schutz erwarten durften. In ihrer Bedrängniss eilten die Leute zur Burg und flehten die Gräfin an, ihnen einen Herrn zu geben, der sie gegen die Feinde beschützen könnte. Lange weigerte sie sich; endlich aber willigte sie ein, den Wunsch zu erfüllen. Sie erklärte aber, nur den als Gemahl annehmen zu wollen, der dreimal die Ringmauer der Burg umritte. Schnell wurde dieser Entschluss bekannt, und es eilten viele Grafen und edle Herren herbei, den hohen Preis zu erwerben. Nun war Lohra damals eine gar prächtige Burg, rings von eine gläsernen Mauer umgeben. Der Ritt auf der hohen platten Bahn war ein gefährliches Unternehmen, wenn auf den Pferden gestattet war, die Mauer ohne Hufeisen zu betreten. In der Mitte des Burghofes wurde eine Burg erbaut, um welche ein Balkon angebracht war. Von hier aus sollten Pauken und Trompeten ertönen, wenn ein Ritter den kühnen Ritt wagte. Ein eichsfeldischer Ritter eröffnete den Reigen. Als er in prächtiger Rüstung erschien, empfing ihn lauter Zuruf der Zuschauer. Die Trompeten schmetterten; der Ritter schwang sich auf sein Ross und begann das gefährliche Wagstück.

Nur erst einige Schritte hatte das Ross gethan, als ein Vogel aus dem nahen Walde sich näherte. Hochauf bäumte sich das edle Tier und stürzte mit dem Reiter in die Tiefe.

Voller Hoffnung bestieg der zweite Ritter die Mauer. Sein Pferd stand ruhig und fest. Wiederum schmetterten Pauken und Trompeten. Die ersten Zinnen waren bereits umritten, da glitt das Ross auf einer spiegelglatten Marmortafel, welche die Gräfin heimlich hatte anbringen lassen, aus — und der kühne Reiter lag zerschmettert am Felsen.

Bald meldete sich eine andere Ritter in rostiger Rüstung und mit geschlossenem Visir, der von einem schönen, lockigen Jüngling begleitet war. Der Ritter erbot sich zu dem kühnen Unternehmen, behielt sich aber im Falle des Gelingens vor, das Visir erst nach beendigten Ritte zu öffnen. Die Gräfin betrachtete mit Widerwillen den Fremden, willigte aber in dessen Begehr. Unter Trompetengeschmetter bestieg der Ritter sein Ross. Rasch umritt er die ersten Zinnen, dann die folgenden und so fort. Als er an die glatte Marmortafel kam, streute er eine Hand voll Asche darauf, glitt glücklich darüber hin und beendete die gefährliche Bahn. Zitternd vor Aufregung empfing ihn Adelheid, die in ihm den alten Grafen von Clettenberg erkennte. „Nicht für mich," sagte der Graf, „habe ich die Gefahr gesucht, sondern für meinen Sohn, den Ihr hier vor Euch seht. Nehmt ihn zu Euerem Gemahl." Mit Freuden willigte Adelheid ein, und bald wurde unter dem Jubel der fröhlichen Unterthanen die Hochzeit auf Lohra in aller Pracht gefeiert.

4. *Die verzauberte Gräfin.* Ein junger schmucker Hofknecht, Namens Andreas, hörte eines Nachts seinen Namen zweimal in klagendem Tone rufen. Da er von der Tagesarbeit sehr ermüdet war, achtete er nicht sonderlich darauf und schlief wieder ein. Als sich aber in der folgenden Nacht die Stimme in noch beweglicherer Weise vernehmen liess, erregte es seine Aufmerksamkeit, und er fragte einen Freund, was der von der Sache denke und wie er sich dabei zu verhalten habe. Dieser bedeutete ihn, den Rufenden auf alle Fälle nach seinen Wünschen zu fragen. Das that er auch in der dritten Nacht, in der er seinen Namen wieder ganz deutlich nennen hörte. Da vernahm er denn, dass er mit der Gräfin Adelheid rede, welche in der Nähe der Burg und zwar bei einer am Wendischen Wege befindlichen Hainbuche verbannt

---

4. *Die verzauberte Gräfin.* Das viel varierte Schatzgräbersagen-Motiv mit etwas anderem Aufputz. Man vergl. Simrock, Handbuch, S. 351, 374; Lymker, Hessische Sagen N⁰. 128.



worden sei. Dort lagere ein schwarzer Hund, welcher einen kostbaren Schatz von Gold und Silber bewache. Sobald der gehoben, sei der Bann von ihr genommen. Ihn habe sie ausersehen, das Werk zu vollbringen. Er möge in der Mitternachtsstunde des dritten Tages sich bei der Hainbuche einfinden und ein rotes Tuch über den Hund werfen. Damit werde ihm der Schatz zufallen und mit diesem auch ihre Hand. Der Knecht teilte das merkwürdige Erlebnis dem Burgherrn mit, der ihn ermunterte, das Verlangen der Gräfin zu erfüllen. Auch liess er ihm, da er dem Burschen gewogen war, das erforderliche rote Tuch geben.

Zur bestimmten Stunde begab sich Andreas auf den Wendischen Weg. Da sah er gewaltige blaue Feuerflammen aus der Erde herausschlagen und mitten drin einen grossen schwarzen Hund liegen, aus dessen Augen und Rachen Feuer sprühte. Sobald er sich dem Ungetüm näherte, das Tuch darüber zu werfen, zeigte es die Zähne und wollte auf ihn losspringen. Das geschah mehrmals. Da sank dem Knechte der Mut. Der Angstschweiss stand auf seiner Stirn, es däuchte ihm das Unterfangen doch gar zu gewagt. Er stand davon ab und wollte sich entfernen. Da rief es ihn wieder bei seinem Namen, und noch einmal wurde sein Vorsatz für wenige Augenblicken wankend, rasch jedoch hatte er seine Fassung wieder, stand von jedem Versuche ab und eilte nach der Burg zurück. Noch ein Mark und Bein erschütternder Aufschrei — und alles war verschwunden. Kurze zeit darauf aber fand Andreas bei der Hainbuche seinen Tod.

5. *Das Comtesschen auf Lohra.* Das Comtesschen — so wird Gräfin Adelheid gewöhnlich genannt — waltet und schaltet seit unvordenklichen Zeiten als freundlicher Hausgeist auf der Burg Lohra. Es füttert das Vieh im Stalle, melkt die Kühe, macht Butter und Käse und hält auf Ordnung im Hause. Es weckt die Mägde frühzeitig und wehe derjenigen, die den Weckruf unbeachtet vorüber gehen lassen wollte. Das Comtesschen würde sie mit Ruten aus dem Bette treiben.

Zu gewissen Zeiten erscheint es in einem fahlseidenen Kleide, mit dem Schlüsselbunde an der Seite und das Gesicht mit einem weissen Schleier verhüllt. Mit Hülfe eines auf der Burg befindlichen Zauberbuches war es möglich, das rätselhafte Wesen nach Belieben sichtbar zu machen. Man musste nur in dem Zauberbuche lesen und sofort war die Gewünschte da; las man rückwärts, so verschwand sie wieder. Ein Bewohner der Burg war einst so vorwitzig, aus reiner Neugierde den Besuch der Gräfin zu veranlassen. Ernsten, vorwurfsvollen Blickes stand sie plötzlich vor ihm, und er fand kaum die Besonnenheit, durch Rückwärtslesen den unheimlichen Gast verschwinden zu lassen.

Ein junger Bursche von unbescholtenem Rufe wollte das Comtesschen erlösen, aber dass hielt ihm vor, dass er sich einmal eine Stecknadel unrechtmässig angeeignet habe, und so musste sein Vorhaben unausgeführt bleiben.

Auf dem der Berg Lohra gegenüberliegenden Reinhardtsberge blüht alle 7 Jahre am Johannistage von 12—1 Uhr eine blaue Blume. Wer sie findet, kann damit die Schatzkammer der Gräfin öffnen und sich Gold und Silber nach Belieben aneignen. Vergisst er aber, die Blume wieder mitzunehmen, so ists um ihn geschehen; er muss dann für immer in den unterirdischen Rämen verbleiben.

6. *Der Zaubergarten.* Ein Bauer aus dem unter der Burg Lohra gelegenen Dorfe Wenden, der Hochzeit machen wollte, suchte im Walde ein Reh zu erjagen, um es als Hochzeitsbraten zuzurichten. Nach langem Suchen traf er endlich eins, das er über Berg und Thal verfolgte, ohne es jedoch erreichen zu können. Plötzlich verschwand es in einer Felsspalte, in die auch der Bauer kurz entschlossen eintrat.

---

5. *Das Comtesschen auf Lohra.* Diese Sage enthält viele Züge der guten Hausgeister, mutmasslich unter Anlehnung an eine wirtschaftliche, historische Person.

Der verzauberte Wesen erlösen will, muss makellos sein; dazu vergl. man Schambach-Müller, N⁰. 240 mit Anmerkung; Firmenich I, 332. — Die blaue Blume, welche hier erscheint, vertritt in den Ortsagen die bekannte Springwurzel. Näheres sehe man in Simrock; Handbuch, S. 397; Grimm, D. Myth., S. 924 ff.

6. *Der Zaubergarten.* Eine etwas märchenhafte Ausschmückung der Sagen von den Schatzjungfrauen, welche überall begegnen.



Da erschien ihm ein Zwerg, der ihn aufforderte, ihm zu seiner Gebieterin, der Gräfin Adelheid, welche in einem prächtigen Schlosse wohne, zu folgen. Mit Staunen und Bewunderung betrachtete der Bauer den Wundergarten, in dem alle kostbaren Blumen und Bäume des Südens, mit den herrlichsten Früchten behangen, zu erblicken waren, während draussen Eis und Schnee die Erde bedeckten. Zwischen den Beeten und Baumgruppen schlängelten sich soviel Wege in den mannigfaltigsten Windungen dahin, dass niemand ohne sichere Führung den Garten zu durchschreiten vermochte. Nach mehrstündiger Wanderung erreichten die beiden die Gräfin, welche soeben mit golddurchwirkten Kleidern angethan aus dem Schlosse trat. Ihre freundlichen Augen ruhten mit Wohlgefallen auf dem schmucken Burschen, den sie mit einer Menge schöner Früchte beschenkte und ersuchte, wiederzukommen, wenn er in Not gerate, doch müsse er über den Besuch des Gartens unverbrüchliches Stillschweigen beobachten. Von dem Zwerge geleitet, kehrte der Bursche, erfreut über die seltenen Früchte, welche er in der Tasche trug, in seine Wohnung zurück. Wie erstaunte er aber, als er statt der Früchte edles Gold darin fand.

Lange Zeit hindurch blieb er durch das kostbare Geschenk von jeder Not geschützt, als aber Sorge und Elend bei ihm einkehrten, erinnerte er sich der freundlichen Gräfin, ging abermals in den Wald und suchte die Felsspalte, fand sie aber nicht — er hatte das Geheimnis seiner Frau mitgeteilt!

7. *Die beiden Brüder.* Vor vielen Jahren lebten in der Nähe von Lohra zwei Brüder, die an Gesinnung sehr ungleich waren. Der ältere strebte nur nach Reichtum, während der jüngere im häuslichen Glücke das Ziel seiner Wünsche fand. Er hatte eine Braut, schön und gut, aber ohne alles Vermögen, weshalb der Bruder ihn auf alle Weise von der Geliebten abwendig zu machen suchte.

Einst ging der jüngere Bruder in dem Walde, welcher an der Burg Lohra sich hinzieht, auf und ab, als er plötzlich vor einer Felsenspalte stand, die er noch nie gesehen hatte. Er trat näher, und ehe er sie erreichte, schritt aus ihr ein niedlicher Zwerg heraus, der ihn mit den Worten einlud, näher zu treten:

Guter Jüngling, komm herein,
nimmer soll es dich gereun!

Überrascht folgte er dem Zwerge, der ihn vor eine Thür von glänzendem Metall führte. Der Führer zog einen goldenen Schlüssel hervor und öffnete sie. Der Jüngling stand wie verzaubert, denn er schaute in einen Garten, in dem die herrlichsten Blumen dufteten und sich Vögel mit goldgrünen Schwingen auf den Bäumen wiegten und mit verständlicher Stimme unter einander plauderten. Der Zwerg liess ihm aber nicht lange Zeit, all die Herrlichkeiten zu betrachten, sondern schritt auf eine Rosenlaube zu, in der die Göttin Lohra seiner harrte. Mit freundlicher Augen betrachtete sie der Jüngling und reichte ihm eine dunkelblaue Blume mit den Worten: „Du liebst treu und aufrichtig ein armes Mädchen, du wirst von ihr wieder geliebt — hier nimm diese Blume und bewahre sie wohl; so wirst du das höchste häusliche Glück geniessen. In Eintracht werdet ihr eure Tage verleben, blühende Kinder werde euch umspielen, und am späten Abend eures Lebens werdet ihr vereint in das Grab sinken. Gehe und sei glücklich."

Der Jüngling nahm dankbar das Geschenk an und entfernte sich unter Führung des Zwerges aus dem Garten. „Du betrachtest diese Früchte so neugierig," sprach dieser, „warte ein wenig, dass ich dir einige pflücke." Schnell waren die schönsten Früchte herabgeschüttelt und des Jünglings Taschen damit angefüllt, der froh zu seiner Geliebten eilte. Atemlos erzählte er ihr, was ihm begegnet sei, und da sie ihn ungläubig anblickte, griff er in die Tasche, um sie durch den Anblick der schönen Früchte zu überzeugen; aber wie erstaunten beide, als sich alles in Gold verwandelt hatte. Die Freude der Liebenden war ohne Grenzen. Dankbar priesen sie die

---

7. *Die beiden Brüder.* Man vergl. hierzu die vorstehenden Anmerkungen zu N⁰. 5 und 6; ferner Schell, Bergische Sagen I, 15; Grimm, Kinder- und Hausmärchen, 20. Aufl., S. 104; Linnig, Mythen-Märchen, S. 100 ff.; Landau, Quellen des Dekameron, S. 150: Offenbar hat unsere Sage eine starke Anleihe bei der „Frau Holle" unserer deutschen Märchen gemacht.

reundliche Göttin, kauften sich einen schönen Bauernhof und fanden in ihrem gegenseitigen Besitze den Himmel auf Erden.

Der ältere Bruder hörte mit Verwunderung von den günstigen Umständen des jüngeren. Von Neugierde getrieben, machte er sich auf den Weg zu ihm. Er fand alles bestätigt, was man ihm mitgeteilt hatte, und konnte sich nicht enthalten, ihn nach der Quelle seines Glücks zu fragen. Da die Göttin keine Verschwiegenheit verlangt hatte, so konnte er alles mitteilen. Der Geldgierige horchte hoch auf und er machte sich sogleich auf, den Eingang in den Berg zu suchen. Er stand, so fügt die Sage hinzu, eben im Begriff aus Not ein altes zanksüchtiges, aber reiches Weib zu heiraten. Ha, dachte er, wenn dir Lohra ebenso günstig ist wie deinem Bruder, so lasse ich die Alte sitzen und nehme mir eine Junge! — Sorgsam forschte er nach der Höhle und nach langem Suchen fand er sie denn auch. Ein hässlich gestalteter Zwerg bewachte den Eingang. Auf seine Bitte erhob sich das kleine Ungetüm und führte ihn in den Berg hinein; aber der Weg war so dunkel, dass er bald zu Boden fiel. Endlich gelangten sie in den Garten, und er sah bald die Laube, in welcher die Göttin sass. Keck trat er vor sie hin und verbeugte sich nicht ohne Anmut. „Elender," rief die Göttin, „du wagst es, mit unreinem Herzen vor mir zu erscheinen? Du, der du die heilige Liebe missbrauchst und unter ihrem Namen nur deine Geldgier befriedigen willst? Du hoffst von mir Schätze zu erhalten? Auf, ihr meine dienstbaren Geister, straft ihn für seinen frechen Übermut und werft ihn aus meinem Gebiete!" Da eilten viele Zwerge herbei, stiessen, schlugen und kratzten ihn und warfen ihn endlich den Berg hinunter, und mit donnerähnlichem Krachen schloss sich der Eingang zu der Höhle hinter ihm.

Wütend eilte der Getäuschte nach Hause und nach einigen Wochen sah er sich genötigt, sein altes Liebchen zu heiraten. Es war aber kein Glück in der Ehe. Schon in den Flitterwochen rumorte die Alte grimmiger als der Teufel, und das erhebliche Vermögen verschwand unter ihren Händen wie Wasser. Jetzt war der Mann ärmer wie vorher. Von seinem ganzen Besitztum war ihm nichts weiter übrig geblieben als seine — Alte. C. Duval.

8. *Das Zauberbuch.* Auf Lohra befand sich vormals ein seltsames Buch, in welchem für alle künftigen Zeiten festgesetzt war, wie viel Dienstleute, Gesinde und Pferde gehalten werden sollten, und es durfte kein Burgherr ohne schweren Schaden von dieser Bestimmung abweichen. Es war aber dieses Buch ein Zauberbuch, das an einem geheimen Orte aufbewahrt wurde, damit es kein Uneingeweihter missbrauche. Ein Lohraischer Einwohner, der davon gehört hatte, brannte vor Begierde, das Buch einmal zu sehen. Nach vielen vergeblichen Versuchen gelang es ihm, den heimlichen Aufbewahrungsort zu erspähen. Eifrig begann er in dem Buche zu lesen. Kaum hatte er aber einige Seiten gelesen, als die Pferde im Stalle unruhig wurde, an den Ketten zerrten und sich wild aufbäumten. Die Burgherr, welcher der Lärm vernahm, erriet sofort, dass nur das geheimnisvolle Buch die Veranlassung dazu sein könne. Schnell eilte er herbei, las einige Seiten rückwärts und der Lärm hörte auf.

9. *Der silberne Sarg.* Ein Graf von Lohra hatte bei Lebzeiten einen grossen Reichtum an goldenen und silbernen Geräten in der Schatzkammer der Burg aufgehäuft. Kurz vor seinem Ende bestimmte er in einem Testamente, dass ein Teil des silbernen Schatzes eingeschmolzen und daraus ein Sarg hergestellt würde, in dem er einst begraben sein wollte. Bei seinem Tode fertigte man auch den silbernen Sarg an, legte den toten Herrn hinein und begrub ihn unter ein Thor der Burg, wo er heute noch ruhen soll.

In früheren Jahren hat man Nachgrabungen veranstaltet, aber nichts gefunden, angeblich, weil man das rechte Thor nicht kennt, unter dem der Sarg ruhen soll.

10. *Das Vermächtnis.* Ein früherer Graf von Lohra bestimmte auf seinem Toten-

---

8. *Das Zauberbuch.* In den Grundzügen identisch mit N⁰. 5 der vorstehenden Sagen.
9. *Der silberne Sarg.* Man vergl. Schell, Bergische Sagen IX, 45, X, 33, XIII, 31.
10. *Das Vermächtnis.* Der Segen des Wohlthuns und der Heilighaltung des Vermächtnisses der Ahnen erscheint hier mit sagenhaftem Aufputz.



bette, dass seine Nachfolger auf ewige Seiten verpflichtet sein sollten, zwei arme Leute mit Speise und Trank zu unterhalten. Segen und Gedeihen werde dann für immer auf der Burg ruhen, während im andern Falle über die Burgbewohner wie auch über Haus und Hof allerlei Unglücksfälle gewisslich hereinbrechen würden.

Getreulich erfüllten die Nachfolger den letzten Willen des Ahnherrn und alles, was sie unternahmen, gedieh sichtlich. Da kam ein Burgherr auf, der kehrte sich nicht an jene Anordnung, sondern sah in den herkömmlichen Gaben nur eine Schädigung seiner Wirtschaft und erbot deren weitere Verabreichung. Wohl baten die Armen, die wegen ihres hohen Alters zu jedem Erwerbe unfähig waren, ihnen die bisherige Unterstützung zu belassen, Verwandte und Freunde des Burgherrn machten auf die Folgen aufmerksam, doch alles umsonst; der Graf blieb bei seiner Weigerung.

Die angekündigten Unglücksfälle liessen nicht auf sich warten. Im Felde trat Dürre und Misswachs ein; die Pferde im Stalle wurden ohne sichtbare Ursache unruhig und bäumten wild auf, so dass sie oft die Nacht über mit Schweiss bedeckt waren. In der Milchkammer nahm die Milch eine blaue Farbe an und wurde so zu jeglichem Gebrauche ungeeiget. Und nicht nur das, auch die Ruhe des Hauses erlitt eine bedenkliche Störung. Allnächtlich wurden die Thüren von unsichtbarer Hand auf- und zugeschlagen und Kisten und Kasten geöffnet. In der Schlafkammer vernahm man oft das Rauschen eines Kleides, ohne doch jemand zu erblicken. Als der Graf einst um Mitternacht nach Hause kam, sah er eine seltsame Frauengestalt die Treppe herabkommen und in der Küche verschwinden. Das totenbleiche Gesicht der Frau war von einer altertümlichen Haarfrisur umgeben, und ein seidenes, schwarzes Kleid rauschte hörbar auf dem Fussboden, während die linke Hand viele Schlüssel trug, die an einem gelben Ringe befestigt, in beständiger Bewegung waren. In der Küche warf der unheimliche Gast das vorhandene irdene Geschirr, doch ohne Schaden zu verursachen, zur Erde, schlug mit der Hand auf das in einem Fasse befindliche Wasser und verschwand endlich durch eine Thür, die sich geräuschlos von selbst öffnete.

Alle diese Vorgänge jedoch vermochten keine Sinnesänderung des Herrn herbeizuführen. Die Anordnung in Betreff der alten Leute blieb unverändert bestehen. Da endlich sollte sich jene Verheissung des Ahnherrn im vollen Umfange erfüllen. Eines Nachts, als der Graf schlaflos auf seinem Bette lag, sah er, wie durch eine ihm gegenüber befindliche Thür ein Mann kam, der ganz aus Spinngewebe zu bestehen schien, bis an sein Bett trat und sich über ihn streckte. Grauen und Entsetzen ergriff ihn unter der unheimlichen Last; tags darauf verfiel er in eine heftige Krankheit, die auch bald seinen Tod herbeiführte. Die überlebenden Burgbewohner kannten gar wohl Ursache und Zusammenhang all der eingetretenen Unglücksfälle und liessen es sich daher angelegen sein, den so schnöde vernachlässigten Bestimmungen ihres Vorfahren aufs gewissenhafteste wieder nachzuleben. Spuk und Unruhe schwanden, und Wohlergehen und sorglose Freude kehrten wieder auf die Burg ein.

11. *Der Schlangenkönig.* Im Burggarten zu Lohra lässt sich alle sieben Jahre ein Schlangenkönig sehen, der eine goldene Krone trägt. Wer diese haben will, muss ein seidenes Tuch über die Schlange werfen. Die legt die Krone darauf und verschwindet dann für sieben Jahre. Auf der Burg soll eine solche Krone aufbewahrt werden.

12. *Der Leichenzug.* Auf dem von dem Schlosse Lohra nach Wenden führenden Burgstiege bewegt sich oft nachts unter Trauergesang ein Leichenzug thalabwärts, der von kopflosen Männchen, die Lichter in den Händen tragen, begleitet wird.

13. *Der Schweinehirt.* Ein Burgherr auf Lohra befahl seinem Schweinehirt, mit

---

11. *Der Schlangenkönig.* Man vergl. Schell, Bergische Sagen VIII, 10 mit Anmerkung, wo ausführliche Quellennachweise etc.; Simrock, Handbuch, S. 503; Grimm, D. Myth., S. 650, 929.

12. *Der Leichenzug.* Eine Variante der ungeheuer zahlreichen Sagen von kopflosen Geistern. Zu letztern vergl. man u. And. die Umfrage von H. F. Feilberg im 4. und 5. Jahrgange des Ur-Quell.

13. *Der Schweinehirt.* Eine Sage ohne tiefere Gehalt.

der Herde nicht eher wieder zurückzukommen, bis die Sonne untergegangen sei. „Ei," antwortete der einfältige Mann, „da mag der Teufel Schweinehirt sein. Wenn ihr so wollt, Herr, so komme ich mein Lebtag nicht wieder heim, denn wenn die eine Sonne untergegangen ist, geht die andere wieder auf." Am andern Morgen trieb er die Herde aber doch in den Wald und war noch dort, als der Mond schon längst am Himmel stand und ihn der Hunger arg plagte. In dieser verdriesslichen Stimmung traf ihn ein Riese, der in der Gegend sein Unwesen trieb. „Nun, was machst du jetzt noch hier?" redete ihn der an. „Ach, ich darf nicht eher wieder heimkommen, bis die Sonne untergegangen ist, und wenn die eine verschwunden ist, geht die andere wieder auf." „Dummer Kerl, das ist ja der Mond; geh nur getrost nach Hause." Darauf hin trieb er die Herde nach der Burg, wurde aber von dem Herrn übel empfangen, da dieser ihn schon lange vergeblich erwartet hatte. Als er aber von der Begegnung mit dem Riesen erzählte, den er einen grossen stocksteifen Kerl nannte, erheiterte sich das Gesicht des Herrn wieder auf, weil sich ihm hier eine Gelegenheit bot, den verhassten Riesen unschädlich zu machen. Vertraulich legte er dem Hirten seine Hand auf die Schulter und sagte, dass er ihm seine einzige Tochter zur Frau geben wolle, wenn er den Riesen, der die Burg Lohra fortwährend drangsalierte, beiseit bringe. Der Schweinehirt kratzte sich verlegen hinter den Ohren, meinte aber doch schliesslich, dass er die That wohl ausführen könne, wenn ihm die Jungfrau nur zum Manne nehmen wolle. Diese beruhigte ihn aber mit den Worten: „Was mein lieber Vater wünscht, thue ich jeder Zeit." So zufriedengestellt überlegte der Schweinehirt wie er am sichersten den Riesen zu Fall bringen könne. Wenige Tage später fand er ihn auf der Burgmauer stehen. Geschickt trieb er seine Heerde in die Nähe und gab dem Riesen einen gewaltigen Stoss in den Rücken, dass er in die Tiefe hinabstürzte und alle Knochen im Leibe zerbrach. Voller Freude begab er sich nun zu dem Burgherrn und forderte seinen Lohn. Doch der erklärte ihm rund heraus, dass er seine Tochter nie und nimmer bekommen könne, er bot ihm aber soviel Geld, als er in der Schürze fortzutragen imstande wäre. Wohl oder übel musste er sich damit begnügen, bedingte sich aber den Besitz der Burg nach des Herrn Tode aus, was ihm der auch mit einem feierlichen Eide zusagte. Und so kam es, dass später ein Schweinehirt Herr auf Lohra wurde.

14. *Die Geisterkutsche.* Ein Lohraischer Einwohner hörte sich in verschiedenen Nächten nach einander von einer ihm gänzlich fremden Stimme anrufen. Auf die Frage nach dem Begehr des Rufenden wurde ihm bedeutet, sich zur Mitternacht bei der Gebraischen Holzecke einzufinden und der Weisungen zu harren, die ihm dort zugehen würden. Führe er diese stillschweigend aus, so solle ihm ein grosser Schatz von Gold und Silber zufallen. Der Angerufene aber fand den nächtlichen Gang doch allzu gewagt und bat daher einen vertrauten Freud, ihn zu begleiten. Dieser willigte auch ein, und beide traten stillschweigend zu der bezeichneten Zeit den Weg nach der Holzecke an, sich nur durch Zeichen und Geberden verständigend. Als sie eine kurze Zeit daselbst gewartet hatten, hörten sie durch die Stille der Nacht aus der Ferne das dumpfe Rollen einer Kutsche, die von vier kohlschwarzen Pferden gezogen, baldwie auf Flügeln des Sturmes getragen, an ihnen vorübereilte, ohne dass die Räder den Boden berührten. Gespenstisch leuchtete das falbe Mondlicht in das totenbleiche Antlitz eines grossen Mannes, der regungslos in der Kutsche sass, während ein Kutscher von rätselhaftem Anblick wie mit Geisterhänden das Gefährt lenkte. Hinter dem Wagen aber pfiff und sauste es unheimlich drein, wie wenn eine zahllose wilde Meute losgelassen sei. Plötzlich ertönte aus dem Höllenlärm eine scharfe, durchdringende Stimme, welche fragte, ob dieser Weg dem Grafenschlosse von Lohra zuführe. Kaum hatten jedoch die Männer die Frage beantwortet, als ein furchtbarer Donnerschlag erfolgte, mit dem Wagen und Rosse verschwanden. Zu Tode erschrockken eilten die Männer ihren Hütten zu, ohne sich später auch nur die leisesten Vorwürfe darüber zu machen, durch ihre laute Antwort das ihnen zugedachte Glück verscherzt zu haben.

---

14. *Die Geisterkutsche.* Man vergl. Schell, Bergische Sagen II, 68; III, 6; IX, 41; XIV, 8 mit Anmerkung; Schambach-Müller No. 227.

15. *Der nächtliche Räuber.* Ein Landmann aus der Umgegend von Lohra hatte sich an den Hunden des Lohraischen Grafen vergriffen und war zur Strafe dafür in den Turm gesperrt worden. Nach etlichen vergeblichen Versuchen gelang es ihm schliesslich, zu entfliehen. Aber wohin? Nach Hause durfte er nicht zurückkehren, weil ihn dort die Häscher des Grafen sicher aufgespürt hätten. So zog er es vor, seinen Aufenthalt in einer Höhle zu nehmen, die sich oberhalb des Dorfes Sollstedt befand. Die Höhle war nur von einem Felsvorsprunge aus zugänglich und war daher ein sicherer und jederzeit geschützter Zufluchtsort. Um sich die nötigen Lebensmittel zu verschaffen, sah er sich gezwungen, in der Umgegend zu stehlen. Zur besseren Erreichung dieses Zweckes hing er sich ein Schaffell um und befestigte auf dem Kopfe zwei Hörner; setzte auch wohl, wenn die Beute schwierig zu erlangen war, eine eiserne Pfanne mit glühenden Kohlen dazwischen. So ausgerüstet ging er unter lautem Geschrei auf sein Ziel los, mochte er nun in dunklen Nacht ein Bauernhaus plündern oder ein Schaf aus der Hürde stehlen. Als er einstmals an einem warmen Sommertage im Walde nach Wild umherstreifte, bòt sich ihm ein seltsamer Anblick dar. Auf einem freien Platze fand er die Grafentochter, eben von einem Jagdzuge zurückgekehrt, mit ihren Dienern und Jägern im tiefen Schlafe liegen, während die Pferde angebunden in der Nähe standen. Leise schlich er heran, nahm der Gräfin Jagdhorn und Jagdross, kenntlich an der edlen Gestalt und dem kostbaren Reitzeuge, und eilte davon. Das Ross übte er nun ein, sicher seine Höhle von der vorliegenden Felsplatte aus durch einen Sprung zu erreichen. Nachdem diese Sicherheit erlangt war, eilt er in dunkler Nacht nach der Burg Lohra und sprengte um Mitternacht über den Schlossplatz, indem er dabei laut ins Horn stiess. Diesen nächtlichen Ritt hatte er mehrmals unternommen, bis der Graf, auf ihn aufmerksam geworden, die Verfolgung befahl. Der Verfolgte eilte auf bekannten Wegen seiner Höhle zu und gelangte durch einen sicheren Sprung glücklich hinein. Der Graf beteiligte sich lebhaft an der Verfolgung, aber obwohl er den besten Renner aus seinem Marstall ritt und wie der Sturmwind einherjagte, gelang es ihm doch nicht, den Flüchtigen einzuholen. Er konnte nur eben noch sehen, wie der in der Höhle verschwand. In seinem Eifer versuchte der Graf den kühnen Sprung ebenfalls; aber sein Ross strauchelte, er selbst fiel in den Abgrund und brach ein Bein. Mit Hülfe seiner Diener wurde er zur Burg zurückgebracht. Nachdem so der geheime Schlupfwinkel des Verfolgten entdeckt worden war, hielt es dieser für ratsam, sich aus der Gegend zu entfernen. Er begab sich in die Umgegend von Artern, wo er mit seinen Söhnen zusammentraf, welche im Dienste eines Raubritters gewesen waren und sich in mannigfachen Fehden durch Mut und Tollkühnheit hervorgethan hatten. Jetzt vereinigten sie sich mit ihrem Vater zu einer zwar kleinen aber gefürchteten Räuberbande, die in kurzer Zeit Schrecken und Furcht in ganz Thüringen verbreitete.

Bremen.

---

15. *Der nächtliche Räuber.* Die Sage hat viel geschichtliches Kolorit angenommen, ob vorwiegend allgemein geschichtlichen oder ein lokalgeschichtlichen Charakters soll hier nicht entschieden werden.

Folkloristische Findlinge.

Die Teufelsgeburt. Vor einigen Monaten wurde die 19jährige Arbeitergattin Marie Schönbein von mir entbunden. Infolge ihres sehr engen Beckens und der Unmöglichkeit der Entfernung der Frucht in toto wurde der Schädel enthirnt. Auf ein der zufällig anwesenden Weiber mochte der ungewohnte Anblick dieser entstellten Frucht einen grausigen Eindruck gemacht haben. Vor einigen Wochen nämlich erschien bei mir die von der Operation völlig hergestellte Schönbein mit dem Wunsche, ich möchte ihr schwarz auf weiss bestätigen, sie hätte nicht den Teufel geboren, sondern ein *wirkliches* Kind; ihre Nachbarin, die Frau Hagemann habe nämlich überall erzählt, es habe der Doctor F. bei ihr (der Schönbein), den Teufel herausgenommen und sie habe ihn selbst gesehen. Es glaube schon, klagte mir die untröstliche Schönbein, die ganze Arbeiterbevölkerung der Dampfbrettsäge daran und sie werde von Allen gemieden. Sie habe deshalb eine Anklage gegen die Urheberin des Gerüchtes erhoben und verlange, ich möge ihr ein Zeugnis ausstellen, damit der Richter daraus ersehe, dass sie einem wirklichen Kinde das Leben geschenkt und nicht die „Teufelsmutter" sei, wie sie schon von allen Nachbarn genannt werde. Alle meine Einwendungen, dass es doch lächerlich sei, darüber ein Zeugnis auszustellen, da doch Teufel überhaupt nicht existieren, blieben erfolglos; sie müsse es haben, meinte sie, um die närrischen Weiber vom Gegentheil zu überzeugen. Ich musste ihrem Wunsche willfahren. Auch vertraute sie mir an, ihr Mann zögere mit ihr „zusammenzukommen", weil er fürchte, sie könnte wieder einem Teufel das Leben schenken. Die geklagte Hagemann bezahlte ihren Glauben an den Teufel mit 5 fl. Geldstrafe.

Skole, Karpaten, 27/1 '98. Dr. Emil Friedländer.

Das Erntekind. In Theodor Storms Novelle „Waldwinkel" Bd 4, S. 135 (Neue Ausgabe in acht Bänden, Braunschweig 1898) lesen wir: Wie hingezogen von den Lauten schritt Franziska in das wogende Ährenfeld hinein, während Richard, an einen Baum gelehnt, ihr nachblickte. — Immer weiter schritt sie; es wallte und fluthete um sie her; und immer ferner sah er ihr Köpfchen über dem unbekannten Meere schwimmen. Da überfiel's ihn plötzlich als könne sie ihm durch irgend welche heimliche Gewalt darin verloren gehen. Was mochte auf dem unsichtbaren Grunde liegen, den ihre kleinen

Füsse jetzt berührten? — Vielleicht war es keine blosse Fabel, *das Erntekind*, von dem die alte Leute reden, *das dem, der es im Korne liegen*, sah, die Augen brechen macht.

Weder in Wutkes vortrefflichem Buche über den deutschen Volksaberglauben 2 (S. 659), noch in sonstigen mir zugänglichen Büchern finde ich etwas über das Erntekind. Doch beruht Storms Bericht unzweifelhaft auf Volksüberlieferung. Weiss jemand aus dem Leserkreise näheres über diese Form des Volksglaubens zu berichten?

Northeim. R. Sprenger.

Vom Büchertisch.

Knecht Ruprecht und seine Genossen. Von Franz Weineck. Niederlausitzer Mitteilungen 1898 (Guben).

Während A. Tille (Deutsche Weihnachten, Leipzig 1893) in dem weihnächtlichen Kinderschrecken „Knecht Ruprecht" „den volkstümlichen Typus eines Knechtes schlechthin" sieht, kommt Weineck zu der Annahme, in Ruprecht (oder Pelzmärtel, Märte, Bartel, Grampus, Klaubauf, Putenmandl, Schmutzi, Hanns Trapp, Rüpelz, Schandeklôs, Sunnerklaus und Erbsbär) erscheine eine von unseren Urvätern in heidnischen Zeiten verehrte Gottheit, nämlich Donar mit dem Bocke (Klapperbock, Schnabbuck, Ziege, Habersack, Habergeiss). Wie ist es möglich, dass zwei Forscher in einer solchen Frage zu ganz entgegengesetzten Annahmen gelangen? Vermutlich, weil sich beide von dem Grundboden des Volkstumes zu weit entfernten. Nur auf Grund des gesamten, volkstümlichen Brauches lassen sich solche einzelne Figuren erklären.

Wer an dem Bestande der winterlichen Sonnenwendfeier zweifelt, der müsste an dem Dämonenglaube ebenfalls zweifeln. Wie die einzelne Nacht die Schwärmzeit der elbischen Geister ist, so ist es auch die Jahresnacht, jene Zeit, in der die Sonne am längsten ausbleibt, die Nächte am längsten sind, in welcher auch die Kraft der elbischen Nachtgeister am stärksten ist. (So entspricht auch anderseits dem Mittagsalp die Schwärmzeit der elbischen Geister in der sommerlichen Sonnenwende).

Die überwiegende Mehrzahl der Volksgebräuche in den winterlichen 12 Zwischen- oder Rauchnächten (im Gegensatze zu den „anderen Zwölffen" der Maizeit) besteht in Ehrung der günstig gesinnten Elben durch Kultopfer (Kultspeisen, Erbsen z. B.) oder in verschiedenartig durchgeführter Vertreibung der bösen Elben. Kultzeit, Kultmittel und Kultort sind universell; je nach Lokalität giebt es auch kleinere Abwechselungen bei den verschiedensten Völkern. Überall aber finden wir das täglich aufgehende wärmespendende Element des Sonnengestirnes als Vertreiberin der Kälte (= Qual, Alpqual, Marenqual); ein Sonnenkult ist überall, damit auch eine Feier der Sonnenwende. Die Zeit, in welcher der Weltlauf der tiefsten oder längsten Nacht entgegengeht, ist die „geschlossene Zeit" in der der elbische Einfluss auf die zukünftige Frucht und Fruchtbarkeit am höchsten ist, in der die Kinder als Gabe („Göb", vom Storche) eingelegt werden; es sind dies die Göbnächte des sog. Kindelmonats, in dem der Kinderfreund und Bischof St. Nicolaus und das Fest der unschuldigen Kinder gefeiert wird. Dem Einflusse der bösen Dämonen wird diese Zeit verschlossen durch das Verbot der Hochzeiten; sonst kommen aus solchen Ehen in der geschlossenen Zeit eingelegte Wechselbälge zum Vorscheine. Die elbischen Dämonen, die in der wilden Jagd oder im wütenden Heere durch die Lüfte über die Häuser weg fahren, erhalten noch ihre Kultspeisen (ausgestreute Erbsen, die den Elben gehören); in den Rauchnächten darf man darum keine Erbsen oder Bohnen essen, sonst bekommt man Haut-

schwären (Erbflecken) oder wird elbisch verwirrt (= „er hat Bohnen gegessen" d. h. zur unrechten Zeit und wird so von den Elben bestraft). Die elbischen Unholden werden similia similibus vertrieben durch Lärm. (Schlagen, Peitschen, Schiessen, Poltern, Brüllen, Vermummung in zottiger Tiergestalt (Erbsenbär z. B.). — Aus diesem Elbenschwarme in der Zeit der Sonnenwende ragen nun zwei Gestalten besonders hervor: der männliche Schimmelreiter (Wode), der Sturmgeist „dessen Name zu Wodan ebenso sich verhält wie im Norden Od zu Odin" (Golther, Myth. 285) „als der Wütige, als Wode wurde schon in Urzeiten der Sturmwind persönlich gedacht" (l. eod.); anderseits: die weibliche Perchta mit dem elbisch deformierten und mit der Fusse Eiss (oder Schrecken) Nase, die Frau Precht, der ebenfalls Essen und Trinken zugerichtet wird, die aber keine Göttin ist, sie entspricht der Holda-Hera. Stampa-Trempa; und hierbei ist zu vermuten, dass die tretende Elben-Anführerin mit dem Kosenamen Perchta (Precht) im Volksbrauche zum Hans Trapp und damit zum Precht (Rup„precht") geworden ist, wie auch die Unholdin zum männlichen Teufel sich umgebildet hat. Neben dieser Perchta (Precht) hat der die stürmische wütende Seelenschaar (Elben) anführende sich nur der männliche Wode, der sich zum Gotte Wodan entwickelte, der aber von diesem getrennt zu behandeln ist, im Volksbrauche der Weihnachten erhalten. Die elbischen Wesen dauerten auch im Christentume noch an; sie wurden eben zum Anhange des Teufels. Solche Gesellen des erniedrigten Höllenfürsten konnten ganz wohl im Volksbrauche auch zum Knechte eines Kalenderheiligen, zur Kinderscheuche werden; die germanisch-deutschen Gottheiten jedoch waren vom Christentume beseitigt worden.

Man darf darum nicht „finster aussehende Gestalten, schwarze Gesichter, grossen Bart, Poltern, Kettengerassel, Klingeln, knatternde Geräusche, rauhe Stimme, zorniges Auftreten, heftiges Brummen" oder Hahnopfer, Bockgestalten, Besen, Raten, Beigaben etc. als Beweise für die Göttlichkeit der weihnachtlichen Gestalten, hier für den germanischen Gott Donar aufführen; denn dass sind alles nur dämonenvertreibende Mittel.

Im Übrigen aber ist Weineck's „Knecht Ruprecht" eine mit viel Umsicht und Verständnis bearbeitete Studie. —r.

Die Pfahlbauern. Silhouetten aus slavonischen Ursitzen. Von Vilim Korajac. Frei verdeutscht von Friedrich S. Krauss. Wien 1898. S. 84. Daberkow's Verlag. (Heft 192—193 d. Allgem. Nationalbibliothek). —

Die Wahrheit über Bulgarien dargestellt von Josef Beckmann. Leipzig 1898. IV, 141 S. 8⁰. G. H. Meyer.

Die Erwägungen, die mich trotz aller Überlastung mit wichtigen Arbeiten, bestimmten, „die Pfahlbauern" des Pfarrers von Semlin zu verdeutschen, erlauben mir auch, das Werkchen im Urquell anzuzeigen. Folkloresammlungen schildern durchschnittlich das Volk, wie es sich in gehobener Stimmung von der Wiege bis zum Grabe gehabt, seltener den Alltagsmenschen in seiner geschäftigen Gewöhnlichkeit. Darum gleichen so viele gelehrte Berichte altegyptischen Wandgemälden, denen die Perspektive mangelt. Korajac's Arbeit ist aber lauter Perspektive, die nur ein zum Volksforscher geborener, literarisch trefflich veranlagter Mann liefern konnte. Man gewinnt durch sie einen weiten Einblick in das südslavische Volksleben während eines jähen Verfalls altslavischer, väterrechtlicher Organisation. Man stelle sich mal die Nachkommen der Guslarenliederhelden und deren Gefolgschaften, die noch nicht Anschauungen des epischen Zeitalters gänzlich entfremdet sind, in deren Herzen noch immer die Sehnsucht nach Abenteuern und raschem Gewinn wacht, durch den Zwang westeuropäisch-staatlicher Ordnung eingeengt vor, wie sie nunmehr unternehmende Handelsleute werden; wie sie auf dem neuen, ungewohnten Arbeitfelde von Dummheit zu Dummheit eilen, weder Helden noch Ackerbauer und am allerwenigsten verständige Handelsleute sind; man stelle sich diese Leute vor und man hat die Pfahlbauern vor sich. In der Vorrede sagte ich, dass mich die Geschichtchen traurig stimmen und nur die witzigen, geistsprühenden Bemerkungen des Erzählers erheitern, aber, wer nicht, wie ich in diesem Falle, Parteimann ist, wird aus den ‚Pfahlbauern' eine gute Dosis urwüchsiger Komik, von jener echten, unverwüstlichen Komik schöpfen, die dem tiefen Gegensatze unserer eigenen Kultur und jener der Pfahlbauern entspringt. Korajac und ich entstammen demselben Pfahlbauernbezirke; er schildert hier meine

und seine Freunde, denen wir, jeder in seiner Art, eine treue Liebe im Leben bewahren. Ich lege einen Stolz darein, meinen ehemaligen Gaugenossen Korajac als einen klassischen Volksschilderer für das Abendland zu entdecken. Ob ich meine Sache gut gemacht? — Korajac war von meiner Verdeutschung derart befriedigt, dass er mir für unsere Urquellstiftung 50 Gulden, „die Hälfte des Monatgehaltes als Zeichen der Anerkennung" zusandte. Er habe, schrieb er mir, brüderlich (bratinski) geteilt. Wie schade, dass er nur ein slavonischer Landpfarrer und nicht ein Fürsterzbischof von Wien mit einem Monatgehalt von 180,000 Gulden geworden!

Beckmanns Werk gibt sich als eine staatspolitische Schrift, doch geht dabei die Volkskunde nicht leer aus. Weil wir schon bei den Vorstellungen sind, stelle man sich vor, unsere Pfahlbauern wären mit einem Ruck Gesetzgeber, Diplomaten, Beamte, Offiziere, Künstler, Schriftsteller, Zeitungs-, Bahn- und Fabriksunternehmer geworden, die den Beruf in sich fühlen, Europa in die Schranken zu fordern, und man hat das moderne Bulgarien vor sich, wie es Beckmann darstellt. Den blaublütigsten Prinzen, der zur Zeit über Bulgarien als Fürst herrscht, betrachtet Beckmann durch die Kulturbrille, nicht zum Vorteil des Betrachteten und dessen höfischer Umgebung, gewiss aber zum Ergetzen des unbeteiligten Lesers, der hier alle Abstufungen feiner Ironie und giftiger Satire lachend durchgeniessen kann. Wenn man den Begriff eines deutschen, politischen Schriftstellers haben will, mag man Beckmann lesen, umsomehr als er zugleich mit seiner Art im deutschen Volkstum wurzelt.

Krauss.

Zeitschrift für afrikanische und oceanische Sprachen. Mit besonderer Berücksichtigung der Deutschen Kolonien. hrsg. von A. Seidel. Berlin 1897. D. Reimer. III. Jrg. H. I—III.

Zur Empfehlung dieser unter Mitwirkung der gelehrtesten Afrikaforscher der Gegenwart erscheinenden Zeitschrift viele Worte zu gebrauchen, ist vom Überfluss; denn sie empfiehlt sich von selbst. Sie birgt ungemein viel wertvolles Material für die Volksforschung als einer Wissenschaft vom Menschen. Sogar von einer Inhaltangabe der vorliegenden Hefte will ich hier absehen, finde es aber dabei mit meinem Gewissen unvereinbar, mit Schweigen über den Aufsatz H. Seidels (S. 157—185) betreffs des *Yewᶜedienstes im Togolande* hinwegzugehen, den er nach einem Manuskripte des ehemaligen Yewᶜepriesters und jetzigen „Evangelisten" Stephan Hiob Kuadzo aus We verfasste. Wir alle, die wir den Menschen nicht bloss erforschen, sondern auch als Menschen lieben, müssen Herrn H. Seidel für diese Mitteilungen herzlichst dankbar sein. Alles, was Schlechtigkeit und Ruchlosigkeit in den ersten vier Jahrhunderten unserer Zeitrechnung zum Vorwand für Christenverfolgungen, alles, was das blutgetränkte Mittelalter zur Schande und zum Schaden der Juden tückisch ersann, alles dies wird von den schmachvollen Erdichtungen übertrumpft, die der Renegat oder Convertit Kuadzo in seinem Verbrechergehirne ausbrütete, um seine Stammgenossen einem Schicksal zu überliefern, wie eines einmal die Indianer Amerikas heimgesucht hat. Kuadzo's Angaben sind durchwegs handgreifliche Verläumdungen, die zur Ausrottung der Neger aufreizen sollen. Seine schmachvollen Elucubrationen werden in den Missionskirchen verlesen und damit diese zu Lästerstätten herabgewürdigt! Ich bin kein reichsdeutscher Staatsbürger und daher nicht berechtigt, die deutsche Colonialregierung auf die Umtriebe Kuadzo's hinweisen, ich fühle mich auch gar nicht berufen, für die Missionskirchen einzutreten, nur als Philanthrop erhebe ich meine Stimme gegen die beginnenden Negerhexenprozesse. Eine Organisation, wie sie uns Kuadzo weiss machen will, könnte nirgends in der Welt acht Tage lang bestehen; hätte jedoch eine auch nur einen Tag lang bestanden, an diesem Tage wäre ein Kuadzo zu Brei zerstampft und zermalmt worden, so aber darf er ungestraft grässliches Elend einleiten. Was er an glaubwürdigen Tatsachen vorbringt, kennen wir Ethnologen schon seit langem weitaus besser aus den Schriften Livingstons, Bastians und vieler Anderen. Deutschland würde sich mit einem unendlichen Fluch belasten, sollte es nach dem Willen eines Kuadzo gegen die Neger vorgehen. Negervölker sind widerstandskräftiger als Indianer; eines Tages könnte in den Colonien eine Christenverfolgung ausbrechen und tausende Mütter in Deutschland würden weheklagend Trauerkleider anlegen — und alles dies, weil man einem Kuadzo nicht rechtzeitig das Handwerk zu legen verstand!

Krauss.

INHALT.

Seite

Das Hirnweh. Von Dr. Höfler (Tölz) . . . . 99.

Alte Segen. Mitgeteilt von Dr. Otto Heilig . . . . 101.

Menschenvergötterung. Eine Umfrage von A. Wiedemann. Beitrag von Leopold Mandl . . . . 106.

Der Tote in Glaube und Brauch der Völker. Eine Umfrage. Beiträge von Moriz Nadel, A. Brod und Paul Sartori . . . . 108.

Der Nobelskrug. Eine Umfrage von R. Sprenger. Beitrag von G. in Wien . 112.

St. Andreas als Heiratstifter. Eine Umfrage von A. Treichel . . . . 113.

Zum Vogel Hein. Eine Umfrage von Franz Branky. Beitrag von Robert Eder . . . . 115.

Arabische Sprichwörter aus Egypten. Beitrag von A. Seidel . . . . . . 116.

Übernamen. Eine Umfrage von Franz Branky. Beitrag von Dr. Hans Schukowitz . . . . 119.

Zaubergeld. Eine Umfrage von Dr. Franz Ahrendts. Beitrag von Isaak Robinsohn . . . . 121.

Sagen aus Niedergebra und der Burg Lohre. Gesammelt von Fr. Krönig, erläutert v. O. Schell (Fortsetzung) . . . . 122.

Folkloristische Findlinge. 1. Die Teufelsgeburt. Von Dr. Emil Friedländer. — 2. Das Erntekind. Von R. Sprenger . . . . 141.

Vom Büchertisch. F. Weineck's Knecht Ruprecht. Angezeigt von —r. — Korajac's Pfahlbauern, Beckmanns's Wahrheit über Bulgarien und A. Seidel's Zeitschrift f. afrikanische und oceanische Sprache. Angezeigt von Krauss . . . . 142.

Wir bitten unsere *Mitarbeiter*, sich aus Rücksicht für unsere holländischen Setzer in ihren Beiträgen nur einer hübsch leserlichen *Lateinschrift* zu bedienen.

Jeder *Mitarbeiter* hat Anspruch auf 25 Sonderabzüge seines Beitrages; bedarf er ihrer mehr, mag er sich deshalb vor dem Abdruck mit dem Verleger ins Einvernehmen setzen.

Der Urquell erscheint regelmässig in Doppelheften. *Der Subscriptionspreis für den ganzen Jahrgang beträgt:* 4 Mark. = 5 K. = 5 frcs = 2.50 fl. = ✱ *ƒ*.

Abonnements können auch bei der Redaktion des Urquells, Wien VII/2. Neustiftgasse 12 angemeldet werden.

Druck der „Buchhandlung und Druckerei vormals E. J. BRILL" in Leiden.

DER URQUELL.

Eine Monatschrift für Volkskunde.

Herausgegeben

von

Friedrich S. Krauss.

Das Volkstum ist der Völker Jungbrunnen.

Der neuen Folge Band II. Heft 7 und 8.



BUCHHANDLUNG U. DRUCKEREI
vormals
E. J. BRILL
LEIDEN — 1898.

G. KRAMER Verlag
in HAMBURG.
St. Pauli, Thalstr. 24, I.
1898.

Redaction: Wien, Österreich, VII/2. Neustiftgasse 12.

Einläufe.

[**Bastian, A.**] Lose Blätter aus Indien. III. Batavia 1898. Albrecht & C⁰. 136 + 68 + XXV. (Mit einem Excurs über den „schmählichsten Sport", d. i. das Radfahren im Spiegel des Völkergedankens).

Meier, Dr. John: Volkslied und Kunstlied in Deutschland. München 1898. 34 S. 8⁰. S. A.

Lumholtz, C. & **Aleš Hrdlička**: Marked Human Bones from a Prehistoric Tarasco Indian Burial Place in the State of Michoacan, Mex.; New Y. 1898. 24 p. 8⁰. S. A.

Sozonovič, I.: K voprosu o zapadnom vlijanii na slavjanskuju i russkuju poeziju (Zur Frage über den wert. Einfluss auf die slavische u. russische Poesie). Warschau 1898, XX + 568. gr. 8⁰.

Glas Srpske Kr. akademije. LIII. Belgr. 1898. 231 S. 8⁰. (Kostić, Geheimschriften in serb. Denkmälern. Gjorgjević, P. P.: Die Wortfolge in der serb. Sprache).

Zbornik za narodni život i običaje južnih slavena. B. II. hrg. v. A. Radić. Agr. 1897. S. 515. 8⁰.

Strausz, Adolf (Heinrich von Wlislocki?!) Die Bulgaren. Ethnographische Studien. Lzg. L. Fernau, Griebens Verlag. 1898. VII, 477. 8⁰.

Fewkes, J. Walter: The Winter Solstice ceremony at Walpi. Wash. 1898. Am. Anthropologist.

Volmöller, Karl: Erstes Beiheft zu Über Plan und Einrichtung des Romanischen Jahresberichtes. Erlangen, Fr. Junge. 1897. p. 88. 8⁰.

Hautteceour, Henry: Le Folklore de l'Ile de Rythnos. Bruxelles, X. Havermans. 1898. p. 40.

Seidel, H.: Der Jevhe-Kult in Togo und seine Anhänger. Nach älteren und neueren Quellen geschildert. S. A. „Afrika", Neuholdensleben, C. A. Eyrand. 13 S. 8⁰.

Seidel, A.: Ein Suaheligedicht über die Vorgänge beim letzten Thronwechsel in Sansibar. S. A. „Kolonialzeitung". 7. 1898.

Vuletić, Vid Vukasović: Starina Novak, Bosanska Vila 1. XIII. 1898. Sarajevo.

Mandl, Dr. Simon: Der Bann. Ein Beitrag zum mosaisch-rabbinischen Strafrecht dargestellt nach der Bibel und der rabbinischen Literatur. Brünn 1898. B. Epstein & C⁰. 51 S. 8⁰.

Treichel, A.: Der Thiergarten zu Stuhm nach dem D. O. Tresslerbuche. S. A. 17. S. — Locationsprivileg für die Stadt Berent. S. A. 3 S. — Sagen 16 S. — Von der Pielchen- oder Belltafel. S. A. Altpr. Mtsch. XXXV. 1 u. 2.

Jaworskij, Juljan: St. Stölprian. S. A. Zt. f. Vlkk. 1898. 5 S.

Folklore Kataloge.

1. **Pierre Lechanteux**, 65, Rue de Richelieu, Paris. Catalogue Nr. 34, p. 24. Nur franz. Bücher. — 2. **A. J. Hofmann**, Frankf. a. M. Allerheil. Str. 87. Kal. Nr. 3. Hebraica & Judaica. 2155 Nrn. — 3. **Von Zahn & Jänsch**, Dresden, Waisenhausstr. 10. Kal. Nr. 98: Occulismus, Mystik, 1901 Nrn. — 4. **Jos. Bär & C⁰.**, Frankf. a. M. Rossmarkt 18. Kat. Nr. 397. Folklore. 1607 Nrn. — 5. **K. Th. Völker**, Frankf. a. M. Römerberg 3, Kat. 216: Cultur- u. Sittengeschichte. 2175 Nrn. — 6. **Gilhofer v. Ranschburg**, Wien I, Bognerg. 2. Kat. 45—46, Nr. 2572—3117.

Insertionen — Beilagen.

Über eine Gattung mongolischer Volkslieder und ihre Verwandschaft mit türkischen Liedern.

Von B. Laufer.

Die mongolischen Stämme erfreuen sich nicht nur einer religiösen und historischen, sondern auch einer epischen und lyrischen Litteratur. Ihre Annalen berichten, dass es bereits im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts Dichter und Sänger von Beruf gab. Das Wort chûrči bedeutet „Lautenschläger", von chûr, contrahiert aus chughur [1]) „Laute" und war der officielle Titel eines wichtigen und ziemlich geschätzten Hofamtes, der von den mongolischen Herrschern verliehen wurde [2]). Die Namen zweier mit diesem Epitheton geschmückten Männer sind uns ausdrücklich überliefert worden. Der eine ist Arghasun Chûrči, der am Hofe des Chinggis Chan gelebt und sehr lange zu dessen Gefolge gehört hat. Er muss bei dem Machthaber in grosser Gunst gestanden haben, denn man pflegte ihn in vertrauten diplomatischen Angelegenheiten, die viel Takt und Zartgefühl erforderten, mit Erfolg zu verwenden [3]), und in einem Falle nahm Chinggis ein über ihn verhängtes Todesurteil wieder grossmütig zurück [4]). Der Sänger hatte eines Abends mit seiner goldenen Laute die Ordu des Herrschers heimlich verlassen und anderwärts übernachtet, worauf dieser in heftigem Zorne zweien seiner Feldherrn befahl, Arghasun zu töten. Die nun geschickt gespielte Comödie, die den Mächtigen wieder versöhnt, erzählt der mongolische Geschichtschreiber nicht ohne einen Anflug von Humor. In den Versen, die hier der Sänger zum besten gibt, bietet er eine naive Charakterschilderung seiner Person, welche

---

1) Über diese Lauterscheinung vergl. Bobrownikow, Grammatik der mongolisch-kalmükischen Sprache (russisch), Kasan 1849, S. 17; Radloff, Phonetik der nördlichen Türksprachen, Leipzig 1882, S. 102—104; Grunzel, Entwurf einer vergleichenden Grammatik der altaischen Sprachen, Leipzig 1895, S. 30; Fr. Müller, Grundriss der Sprachwissenschaft, II. Bd., 2. Abt., S. 263. 2) I. J. Schmidt, Philologisch-kritische Zugabe zu den zwei mongolischen Originalbriefen der Könige von Persien Argun und Öldshäitu an Philipp den Schönen, Petersburg 1824, S. 24. 3) Geschichte der Ostmongolen und ihres Fürstenhauses verfasst von Sanang Setsen üb. v. I. J. Schmidt, Pet. 1829, S. 77. 4) Sanang Setsen, S. 79—81.

vielleicht für den ganzen Stand typisch gewesen sein mag: „Seit zwanzig Jahren bin ich in deinem Gefolge, aber an schlechte Streiche habe ich nie gedacht; es ist wahr, ich liebe berauschende Getränke, aber Arges kam mir nie in den Sinn; seit zwanzig Jahren bin ich in deinem Gefolge, aber boshafte Tücke ist mir unbewusst; zwar liebe ich starke Getränke, aber nie war mein Gemüt zur Bosheit geneigt." Überwältigt jedenfalls von der in diesen Worten steckenden Aufrichtigkeit und Wahrheitsliebe ruft der Herrscher: „Mein redseliger Arghasun, mein plauderhafter Chûrči!" und begnadigt ihn. Das ist alles, was wir über die Lebensschicksale dieses Mannes erfahren. Wie Chinggis seinen Hofmusiker und -dichter als Gesandten verwandte, so auch der mongolisch-persische Argun Chan seinen poeta laureatus Muskeril Chûrči. Diesen schickte er im Jahre 1304 mit einem Schreiben an König Philipp IV. von Frankreich, vor welchem Muskeril Gelegenheit fand, von seinen Talenten als Dichter, Redner und Improvisator in seiner Note diplomatique Proben abzulegen [1]). Doch ausser diesen officiellen Vertretern der schönen Kunst gab es im alten Mongolenreich auch andre Männer, darunter Krieger und Helden, welche Gesang und Dichtung pflegten. So hat uns Sanang Setsen drei Lieder des Kiluken Baghatur, eines Feldherrn von Chinggis Chan, mitgeteilt, ein Trost- und Ermahnungslied an seinen klagenden, im Sterben liegenden Herrn und zwei Klagegesänge auf den dahingeschiedenen Welterobrer [2]), die ein ergreifendes, edles und einfaches Pathos auszeichnet; was Rythmus und Formenschönheit angeht, so dürften sie sich vielleicht mit Manzoni's Ode Il Cinque Maggio messen, wiewohl es mir natürlich fern liegt, dem hohen Gedankenschwung dieses Meisterwerkes die mongolischen Erzeugnisse zur Seite stellen zu wollen. Auch die Epik, deren Betrachtung wir an dieser Stelle ausschliessen, birgt manche lyrische Bestandteile. In der Heldensage von Geser Chan treibt Ioro — so heisst Geser in seiner Jugend — die Viehherde mit Gesang und Geräusch vor sich nach Hause [3]). Als er eines Tages in Begleitung seines Vaters eine Elster und einen Fuchs sieht, wettet er mit dem Alten, der aber jedesmal fehlschiesst und nun

1) Schmidt, Mong. Originalbriefe, S. 5, 24. Diese Briefe hat neuerdings Prinz Roland Bonaparte in seinem grossartig ausgestatteten Atlas Documents de l'époque mongole reproducieren lassen. Sanang Setsen, S. 381. 2) Sanang Setsen, S. 104—109. 3) Die Thaten Bogda Geser Chan's, des Vertilgers der Wurzel der zehn Übel in den zehn Gegenden. Eine ostasiatische Heldensage, aus dem Mong. üb. v. I. J. Schmidt. Pet. 1839, S. 27. Schmidt hat das Beiwort ačitu „wohlthätig" in der Überschrift vergessen.

durch die magischen Kräfte seines Sohnes regungslos festgebannt wird, indessen dieser auf Grund der Wette ein Rind und ein Pferd schlachtet und allein verzehrt; darauf singt er ein Spottlied: „Was verdient wohl mehr Schande und Spott als die Elster, welche die Rückenwunden der Pferde aufhacken, als der Fuchs, welcher die Kühe vergiften [1]) und als der Alte, welcher beide totschiessen wollte?" [2]) Auch bei primitiven Stämmen, wie Australiern und Eskimos, sind bekanntlich satirische Stoffe äusserst beliebt [3]). Zu dieser Gattung gehören auch die Spottlieder, welche Geser auf den Chan singt, der ihn in die Schlangengrube, die Ameisen-, Läuse-, Wespen- und Raubtierhöhle u. s. w. werfen lässt [4]). Es ist naturgemäss, dass satirische Ausfälle Folge und Wirkung von bestimmten Geschehnissen darstellen. Wie aber, nach Goethe's Ausspruch jedes Lied ein Gelegenheitsgedicht ist, so wurzelt schliesslich alle Lyrik in Ereignissen, d. h. also in epischen Stoffen und Darstellungen. Diese geben dem Dichter die Veranlassung, seinen Empfindungen lyrischen Ausdruck zu verleihen. Besingt ein Poet die Schönheit des Frühlings und beginnt mit den Worten: „Der Lenz ist gekommen!", so ist eben die Ankunft des Lenzes das zeitliche Ereignis, welches ihn zu seiner Betrachtung inspiriert; diese Worte enthalten ein Factum, einen Bericht, werden aber dadurch, dass sie unmittelbar aus dem Gefühl kommen und zum Gefühl sprechen, gleichzeitig lyrisch wirksam. Bei der fast zur Eintönigkeit gewordenen typischen Beschaffenheit der europäischen Lyrik gelangt uns ihre schildernde Grundlage, ihr epischer Ausgangspunkt wenig oder fast gar nicht mehr zum Bewusstsein, aber in einem ursprünglicheren Entwicklungsstadium ist noch deutlich zu erkennen, wie sich der lyrische Gedanke aus dem epischen entwickelt. Die mongolische Poesie knüpft jede Gemütsverfassung, jede Seelenstimmung, Trauer oder Fröhlichkeit, unmittelbar an ein Ereignis des Menschen- oder Naturlebens an, und diese Erscheinung wirkt auf die gesamte Gestaltung der Metrik zurück.

Die Quellen, auf welche die alten mongolischen Chroniken zurückgehen, sind meist grosse Fragmente dereinst im Volke lebendig gewesener epischer Lieder, die in ihren schwachen Bruchstücken auch jetzt noch erkenntlich sind. Bereits H. C. v. d. Gabelentz [5])

---

1) Der Fuchs beisst in das Gras und begeifert es; fressen es dann die Kühe, so wirkt es bei ihnen allmählich wie Gift und bringt ihnen den Tod. 2) Geser Chan, S. 32. 3) E. Grosse, Die Anfänge der Kunst, Freiburg 1894, S. 228—231. Vergl. auch Pallas, Reise durch verschiedene Provinzen des russischen Reiches III, 67 über die Ostjaken. 4) Geser Chan, S. 104—107. 5) Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes Bd I, Heft 1.



hat den Versuch unternommen, die dichterischen Bestandteile aus Sanang Setsen auszuscheiden. Aber Sanang Setsen ist entschieden ein Tendenzhistoriker gewesen, am ehesten den Annalisten der römischen gentes vergleichbar, und hat zudem, wie wir noch erkennen werden, manche Züge der ursprünglichen Tradition gar nicht mehr verstanden, was ihn verleitet hat, das bequeme Verfahren einzuschlagen, welches man den von Friedrich dem Grossen nach dem siebenjährigen Kriege als Schullehrern angestellten pensionierten Unterofficieren nachrühmte, die ihren Schülern, sobald sie auf einen unverständlichen Ausdruck oder Begriff trafen, „hüpf' über" zugerufen haben sollen. Die relativ reinste und treueste Quelle für die alten Sagenbildungen des Volksgeistes ist das *Altan Tobči* d. h. wörtlich „goldener Knopf", mit der Bezeichnung „mongolische Chronik" herausgegeben von dem Burjaten Galsang Gombojew mit russischer Übersetzung in den „Arbeiten der orientalischen Abteilung der Kais. archäologischen Gesellschaft", Teil VI, Petersburg 1858. Ich greife aus diesem Werke eine um den Vater Chinggis Chan's gebildete Sage heraus, um daran zu zeigen, wie sich in den Anfängen der mongolischen Dichtung an ein Stück von ausgesprochen epischem Charakter ein lyrischer Erguss anreiht, wie sich aus der Erzählung das singbare und gesungene Lied abschält; ich übersetze ausschliesslich nach dem mongolischen Original, das leider von Druckfehlern wimmelt.

„Jisugei Baghatur nahm [1]) eines Tages seine beiden jüngeren Brüder Daritai und Utsukun [2]) und ging mit ihnen auf die Jagd. Da sprach er: „Ist das nicht ein weisser Hase?" und schoss. Siehe, da erwies sich das, was er geschossen, als der Urin eines Weibes. Indem er diesem auf der Spur eines Wagens nachging, sagte Jisugei zu seinen jüngeren Brüdern: „Jene Frau wird einen wackeren Knaben gebären." Der Spur des Wagens folgend, erkannte er, während er weiter ging, dass es Čilatu von den Taitsut war, der mit der Ögêlen Eke in die Heimat zurückkehrte. Als er sie auf seiner Verfolgung eingeholt hatte, sprach Jisugei zu seinen beiden jüngeren Brüdern: „Dieser da wollen wir uns bemächtigen." Indem sie herankamen, sagte Ögêlen Eke zu ihrem Manne Čilatu: „Du, bemerkst du nicht die böse Absicht der drei Männer? Mach dich davon!" Mit diesen Worten zog sie ihr Hemd [3]) aus und

---

1) abču, wie das indische âdâya und das griechische λαβών. 2) Bei Sanang Setsen heissen sie Negun Taiši und Daritai Ütsüken. Vergl. auch Erdmann, Temudschin der Unerschütterliche S. 252, 253. 3) Vielleicht an dieser Stelle, wie sonst bei den Kalmüken, Symbol der ehelichen Treue.

übergab es ihm. Die Brüder bemächtigten sich ihrer zu dritt. Obwohl sie Čilatu über drei Flüsse nachsetzten und über ebenso viele Höhen verfolgten, vermochten sie ihn nicht einzuholen. Die Ögêlen Eke machte Jisugei zu seinem Weibe. Als sie darauf auf dem Rückwege in die Heimat begriffen waren, weinte seine Gemahlin Ögêlen unablässig. Da sprachen Daritai und Utsukun zu ihr das Wort:

Drei Flüsse haben wir überschritten,
Drei Höhen haben wir überstiegen!
Sucht man, so ist keine Spur mehr da,
Hält man Umschau, nichts ist zu erspähen,
Weinst du auch, so hört man dich nicht!

Als Ögêlen Eke dieses Wort vernommen, schritt sie lautlos weiter dahin."

Dieser Schlusspassus ist in Versen verfasst, während das übrige in Prosa geschrieben ist. Die Strophe lautet im Original:

ghurban ghûl getulkebe
ghurban ghurbi tabaghûlaba
charibâsu mụr ụgei
charabâsu baragha ụgei
chailabâsu ụlụ sonosunam.

Sanang Setsen überliefert gleichfalls die Versform (S. 62) mit folgenden Varianten: getulbe, tababa, chaibâsu „wenn man sucht", was ich für richtiger halte als charibâsu „wenn man zurückkehrt", was sicher auf das kurz vorhergehende chariju irekui dur zurückzuführen ist, endlich sonosom. Man erkennt hier bereits, wie der Inhalt auf die metrische Beschaffenheit der Verse wirkt; die inhaltlich zu einander gehörigen beiden ersten Verse sind durch die gleichen Alliterationen verbunden, ebenso die drei letzten Verse. Ich muss es mir leider an dieser Stelle versagen, auf den Inhalt dieses, einen Frauenraub schildernden Stückes näher einzugehen, ebenso auf einen Vergleich mit anderen Versionen; ich bemerke nur, dass Sanang Setsen die dichterische Stelle gar nicht verstanden hat, da er die Verfolgung des Čilatu mit keinem Worte erwähnt, die zu berichten selbst der verständig nüchterne und die alte mongolische Legende sonst stark abkürzende Jigs med nam mk'a nicht umhin kann [1]).

Gehen wir zur modernen Lyrik der Mongolen über, soweit wir sie aus einigen wenigen Sammlungen kennen, so dürfte es wohl am zweckmässigsten sein, dem Inhalte und seiner Behandlung nach drei Gruppen zu scheiden. 1) Lieder, die an historische Begeben-

1) Huth, Geschichte des Buddhismus in der Mongolei II, 14.

heiten oder bestimmte Verhältnisse des täglichen Lebens anknüpfen und Empfindungen in mehr oder weniger breiter und malerischer Darstellung dahinströmen lassen. Zu dieser Klasse gehören die Klagelieder auf den Tod Chinggis Chan's, zwei Elegieen auf den Abzug der wolgischen Horde, die Pallas, Sammlungen historischer Nachrichten über die mongolischen Völkerschaften I 1776, p. 156/7 mitgeteilt hat, ferner zahlreiche Stücke in der Sammlung von A. Posdnejew, Proben der Volkslitteratur der mongolischen Stämme I, Pet. 1880. 2) Mehrstrophige Lieder, welche ein- und denselben Grundgedanken mit nur leichten Veränderungen durch sämtliche Strophen variieren. Als Beispiel übertrage ich das erste Lied aus Posdnejew in deutschen Trochäen; es kann als Typus einer ganzen Gattung gelten, in welcher sich das tiefe Heimatsgefühl, die oft fast zur Sentimentalität gesteigerte Liebe zu Eltern, Geschwistern, Gattin, Kindern und Freunden kundgibt (vergl. das Lied bei Pallas, S. 155).

An des Changghai-flusses [1]) Quelle
Schallt der Ruf des Königs Kuckuck [2]):
Meinen treugeliebten Freunden
Send' ich Grüsse, also singt er.

Auf des hohen Kekči Gipfel
Schallt der Ruf des Jungherrn Kuckuck:
Meinem Mütterlein, dem grauen
Send' ich Grüsse, also singt er.

An des Nordstroms Quellenrande
Schallt der Ruf des Gold-Ghurghultai:
Meinem ruhmesstarken Vater
Send' ich Grüsse, also singt er.

An des Kerulung-stroms Quelle
Schallt das Lied des Kuckuckvögleins:
Meinen Kindern, meinen Brüdern
Send' ich Grüsse, also singt er.

An des Kräuterflusses Quelle
Schallt der Ruf des bunten Vogels:
Meinen trauten Jugendfreunden
Send' ich Grüsse, also singt er.

3) Kurze, epigrammatisch zugespitzte, meist zweistrophige Lieder von höchst eigenartiger Beschaffenheit. Zu diesen gehören die fünf Gesänge, welche ich an dieser Stelle mitteilen will. Annähernd verwandte Stücke sind bereits von C. Stumpf [3]) veröffentlicht worden. Freilich scheinen die Texte zu den hier mitgeteilten Noten meist unvollständig zu sein, in manchen Fällen nur die erste Strophe zu enthalten, wie in Nr. 3, wo von 20 Strophen leider nur eine einzige bekannt gegeben wird, ebenso in Nr. 1; es ist daher schwer, sich über den Inhalt und die litterarische Stellung dieser Lieder ein festes Urteil zu bilden. Das zweite

1) Der Orchon, der an dem Berge Changghai entspringt. Timkowski, Reise nach China durch die Mongolei I, 140. 2) Über die Sagen vom Kuckuk, der sich nach der Heimat sehnt und durch seinen Ruf die Wanderer zur Heimkehr mahnt s. Schott, Einiges zur japanischen Dicht- und Verskunst, Abh. Berl. Akad. 1878, S. 160. Zu dem hier gegebenen Citat aus Wells-Williams vergl. den norwegischen Volksglauben bei Liebrecht, Zur Volkskunde S. 332. 3) Mongolische Gesänge in Vierteljahrsschrift für Musikwissenschaft III 1887, S. 297—304.



antiphonische Lied: „Liebesbotschaft", in welchem der Liebende in einem Verse die Geliebte grüsst und diese ihn als Antwort zu sich entbieten lässt, erinnert stark an die türkischen Gedankenlieder [1]), mit welchen es unzweifelhaft in einem bestimmten Zusammenhange stehen muss. Die Nr. 4 und 5 sind Trinklieder, die im Leben des Mongolen keine unwichtige Rolle spielen; man vergleiche mit diesen ein von Castrén [2]) aufgezeichnetes burjatisches Lied und ein hochpoetisches, welches Timkowski [3]) mitgeteilt hat. „Der fröhliche Bacchus," bemerkt der russische Missionar [4]), „hat nicht selten in den mongolischen Wüsten seine eifrigen Anhänger, die ihm, besonders zur Sommerzeit, mit Airak (Branntwein aus Schaf- und Kuhmilch), Kumys und Branntwein, den sie bei den Chinesen kaufen, Ehre erweisen. In Unterhaltungen wahrer Freundschaft, im Kreise sitzend um den immer glimmenden Argal in der Mitte der Jurte, bringen die Mongolen in Stunden der Musse, die für sie so gewöhnlich sind, und noch mehr bei Überfluss von Milchbranntwein, die Zeit zu in schwermütigen Erinnerungen an den Ruhm entwichener Zeiten und die Thaten ihrer vaterländischen Helden und vergessen die Beschwerden des Lebens und die Last des mandschurischen Scepters. Aus dem Munde der von Branntwein Begeisterten strömen scharfsinnige Scherze, unterhaltende Geschichten oder Erzählungen von der Kühnheit und dem Glücke der Jäger, von der Schnelligkeit berühmter Renner u. s. w. Dann erklingen auch die melancholischen Töne ihres Gesanges, bisweilen von einer Flöte und Balalaika (Art Zither mit drei Saiten) begleitet." Das sechste Lied bei Stumpf gehört in die von mir unter Nr. 1 rubricierte Gattung; es enthält die rührende Klage eines sterbenden Kriegers und soll aus der Heldenzeit des Chinggis und Timur stammen.

Doch keines dieser Stücke stimmt genau in Inhalt und Form mit den im Folgenden mitgeteilten fünf Liedern, überein, die ich der Liebenswürdigkeit des Herrn Dr. Gabriel Bálint, ord. Professor an der Universität zu Koloszvár (Klausenburg), verdanke; er hat sie zwar bereits vor Jahren unter dem Titel: Tabun Khálymik dún [5]), öt Khálymik dana in einer magyarischen Zeitschrift in Transcription mit ungarischer Übersetzung veröffentlicht, und

---

1) I. Kúnos, Türkische Gedankenlieder aus Ada-Kale. Ethnologische Mitteilungen aus Ungarn II, 51. 2) Versuch einer burjätischen Sprachlehre, Pet. 1857, S. 227. 3) Reise nach China durch die Mongolei in den Jahren 1820 und 1821. Aus dem Russischen übersetzt von Schmidt. Leipzig 1825—26. III. Bd., S. 295. 4) l. c. S. 292. 5) Aus daghun ‚Ton, Lied, Gesang' entstanden.



was von grossem Werte ist, die Noten mit ansprechender Klavierbegleitung hinzugefügt. Da es mir zunächst darauf ankam, Material zum Studium der mongolischen Volkssprachen zu erlangen, sandte mir Dr. Bálint eine erneute bedeutend verbesserte Umschrift der Originaltexte zu mit der gütigen Erlaubnis, sie nach Belieben wieder zu veröffentlichen; auf Grund dieser Mitteilungen versuchte ich denn mit den uns zu Gebote stehenden grammatischen und lexikographischen Hülfsmitteln eine Übertragung ins Deutsche zu erzielen, für die ich schliesslich natürlich auch die schon vorhandene ungarische Übersetzung verglich und zu Rate zog. Dem zweiten Liede bei Bálint habe ich seine Stelle vor dessen fünftem Liede angewiesen, weil mir diese beiden inhaltlich in engem Zusammenhang zu stehen scheinen. Die Umschrift der Texte ist nach Möglichkeit der in Kowalewski's grossem Wörterbuch befolgten angepasst.

1. čiktuńi urghukson šalûgi
čińin töle chadlabi,
či mana choyorâgi
dsayân čigi charghûlchuš.

Den im Teich gewachsnen Schilf
Hab' ich dir zu lieb' geschnitten;
Doch uns beiden zürnt das Schicksal,
Will uns nimmermehr verbinden.

ulâson du urghukson alimaigi
uichon čamdân öghlebi,
uichon čamadân öghböčigi
urida-în dsayân charghûlchuš.

Apfel [1]) den die Pappel trug,
Hab' ich, Holde, dir gegeben;
Ob ich gleich ihn dir gegeben,
Will das Schicksal uns nicht binden.

2. E! šikirtei nûr-în köbe dü
šil Gharidä bäišiñ dü
šibbildseksen Charla Šiše
melmeldseji sûdak böi.

An dem Rand des Sees von Zucker,
In dem Phönix-Glas-Palaste
Weilt erregt die Charla Šiše,
Thränen immerdar vergiessend.

E! örkö-în čölögêr chäliächuńi
ölö šobûńi bäidältäi
öbörölji sûchuńi
örbölgêsü jölökön.

Schaut man durch des Rauchlochs Öffnung,
Ist sie gleich dem Habichtvogel;
Aber weilt sie in Umarmung,
Ist sie weicher noch als Flaum.

3. dsachan ghurban germüd tü
dsalagha malaghata Chalgha
dsalagha malaghata Chalghâin öirêsü
dsatîn ünür küngküned.

In den drei Häusern am Rande des Weges,
Da wohnt die Chalgha mit quastiger Mütze
Nahe der Chalgha mit quastiger Mütze
Lässt sich vernehmen Muskatnussgeruch.

ghûgin ghurban germüd tü
ghuljing bičiken Chalgha
ghuljing bičiken Chalghâin öirêsü
ghûgin ünür küngküned.

In den drei Häusern unten im Thale,
Da wohnt die kleine, liebliche Chalgha;
Nahe der kleinen, lieblichen Chalgha
Lässt sich vernehmen Melonengeruch.

4. nomoghon boro morin čińi morin čińi
noson tsulburighân unjuilâd
noyon dân chäirtäi Jojâ-gi
noghona türünleńi šukšûlâd.

Ach, deinen zahmen grauen Schimmel
Lässt man das wollene Leitseil tragen;
Die ihrem Fürsten liebe Joja
Lässt man im Lenz von dannen ziehen.

---

1) Der Apfel als bekanntes Symbol der Liebe; vergl. auch Schott in den Sitzungsberichten der Berl. Akademie 1886, p. 1220. Krauss in Sitte und Brauch der Südsl. p. 53, 181, 220 usw.

neriken kenčir kiligi čińi kiligi čińi	Nun wird dein Hemd von zartem Hanf
neigińi olji šaghulna šaghulna	Gesponnen erst und dann genäht,
neirsek bäidältei Jojâgi	Doch Joja, ach, bereit zur Liebe,
neiji Namjir-asu-ńi choljiûlâd, choljiûlâd.	Entreisst man ihrem lieben Namjir.
5. Berim iš'te chanjal čińi	Dein mit Griff geschmückter Dolch
Basang-in Čokâd dsokâstai	Ziemt sich Basang's Sohn, dem Čoka;
bachan küken Jojâigi	Doch die liebe kleine Joja
bar' nâsu sugh 'čâd ab'labi.	Nahm ich weg aus ihrer Hütte.
öndör tsaghan jolm' îčińi	Deines hohen, weissen Zeltdachs
örköni tsömörkü boltogha	Rauchfang soll zusammenstürzen;
öngg'te čir'te Jojâigi	Denn die glanzgesichtige Joja
öb'rêsün sugh' čâd ab'labi.	Riss ich weg von seinem Busen.

Prof. Bálint hat den einzelnen Stücken leider keine Erläuterungen beigefügt, ja nicht einmal den Ort näher bezeichnet, an dem er sie gesammelt; indessen lässt die Sprache der Texte keinen Zweifel darüber zu, dass sie ihren Ursprung den wolgischen Kalmüken zu verdanken haben. Ich selbst bin ebensowenig in der Lage Erklärungen zu geben, die dem Gesamtinhalt völlig gerecht werden und für alle Einzelheiten befriedigen; die Übersetzung des zweiten Liedes scheint mir durchaus nicht einwandfrei zu sein und noch mancher Berichtigung zu bedürfen. Die Erwähnung des Vogels Gharidä (= Garuḍa) möchte auf Indien hinweisen, ist aber immerhin kein vollgültiger Beweis dafür, dass der Stoff des Liedes aus Indien entlehnt ist, so lange es sich nicht genau darlegen lässt, dass es einen solchen indischen Stoff tatsächlich gibt; dass kalmükische Lieder vorkommen, die indische Erzählungen behandeln, werde ich am Schlusse dieser Ausführungen zeigen. Wie wir aus zahlreichen Stellen bei Pallas und Bergmann, den besten und bisher unerreichten Kennern des mongolischen Volkslebens, entnehmen können, hat sich der Garuḍa so tief in das allgemeine Bewusstsein festgesetzt, dass er aus dem Rahmen buddhistischer Gedankenkreise heraustritt und in die Erzeugnisse einheimischen Geistes verquickt wird, ein Fall, der wohl auch in unserem zweiten Liede zur Anwendung gelangen dürfte. Die epische Voraussetzung des Gedichts scheint mir die zu sein, dass der Vogel ein Mädchen geraubt und in seinen Palast gebracht hat, wo sie nun ihr Schicksal beweint, ohne sich gegen die Umarmungen ihres Liebhabers zu sträuben [1]), wieder ein vollgültiger Beweis dafür, dass das Lied gleichsam eine Schale vorstellt, die einen epischen Kern einschliesst. Als rein lyrisch wäre streng genommen nur das erste Lied zu bezeichnen: Thema ist wie in allen diesen Stücken die Liebe; Grundmotiv: Klage um die Trennung von der Geliebten, durchgeführt in zwei Variationen nach den strengen Kunstgesetzen, denen diese Liedchen folgen müssen; variiert wird nur die epische Basis: 1. Schilf habe ich für dich geschnitten, 2. Äpfel habe ich für dich gepflückt, während die lyrische Schlussfolgerung: „dennoch steht uns ein grausames Schicksal entgegen," beide Male die nämliche bleibt. In musikalischer Hinsicht ist zu bemerken, dass dieses Lied wie alle anderen durchkomponiert ist, die zweiten Strophen also nach der Melodie der ersten gesungen werden; Nr. 1 und 4 schliessen auf der Sekunde, Nr. 2 auf der Quinte, Nr. 3 auf dem Grundton, und Nr. 5 auf der Quarte; die beiden letzteren Fälle sind meines Wissens bisher noch nicht beobachtet worden (s. Stumpf l. c. 304). Der Bau des dritten Liedes stimmt mit dem des ersten genau überein; der einzige Unterschied besteht darin, dass nicht der Inhalt der beiden Strophen variiert wird, sondern nur je ein Attribut der erzählenden Überschrift und der lyrischen Nachschrift. Dass der Liebhaber den Wohlgeruch seiner Angebeteten verherrlicht, ist im Hinblick auf die nicht gerade einschmeichelnden Düfte der mongolischer Jurte doppelt wirksam. In einem barmanischen Poem wird der auf Reisen befindliche Jüngling sentimental, wenn er das Taschentuch zur Nase zieht, in dem das am Mittag verzehrte Huhn, ein Geschenk seiner Donna, eingewickelt gewesen ist. Zwischen 4 und 5 muss, wie gesagt, inhaltlich ein Zusammenhang bestehen. Das beweist schon der in beiden Liedern auftretende Name Joja; sie ist die „Heldin". Beide Lieder tragen ausgespro-

1) Man vergleiche übrigens die 7. Erzählung des Siddhi-Kûr (ed. Jülg).

chen epischen Charakter und scheinen entweder einer aus quasi Romanzen bestehenden grösseren Rhapsodie anzugehören oder abgekürzte Versbearbeitungen längerer Prosaerzählungen, wenn nicht in solche eingestreute Strophen darzustellen. Die Geschichte, auf die das Lied Nr. 4 anspielt, ist ohne Zweifel so zu fassen: Joja liebt Namjir, einen Mann aus dem Volke; doch ein Fürst vernarrt sich in sie, dem sie im Lenz vermählt werden soll. Die Phrase „man lässt sie im Lenz von dannen ziehen," drückt das Original mit den Worten aus „man lässt sie im Anfang des Grases weinen." Während über den Inhalt des 5. Liedes an sich kaum Meinungsverschiedenheiten herrschen können, liessen sich hinsichtlich seiner Verknüpfung mit dem vorausgehenden abweichende Anschauungen geltend machen. Meine Auffassung ist: Namjir rächt sich, raubt dem Fürsten die Geliebte und singt nun ein Spottlied auf ihn. Ob Čoka der Name des Fürsten ist, mag dahingestellt bleiben. In musikalischer Beziehung unterscheiden sich die beiden cyklischen Stücke durch einen wesentlichen Zug von den drei übrigen. Während in diesen die Melodie die ganze Strophe umspannt, reicht sie hier nur bis zum Schluss des zweiten Verses und wird in den beiden folgenden Versen einfach wiederholt, in Nr. 5 mit der Abweichung am Ende, dass auf *a* statt *d d* die Sekunde *g g* folgt. Ich möchte daraus schliessen, dass diese antiphonischen Lieder von zwei Stimmen oder Chören, die beiden ersten Verse etwa von männlichen, die beiden letzten von weiblichen Stimmen gesungen werden (vergl. das zweite Lied bei Stumpf S. 299). Der eigenartige Rhythmus des fünften Gesanges scheint einem Tanzschritt zu entsprechen:



Die musikalische Beschaffenheit scheint mir ebenfalls für die Zusammengehörigkeit der Stanzen 4 und 5 zu sprechen. Wer nur einen oberflächlichen Blick auf den Inhalt und insbesondere die Form der wenigen hier mitgeteilten Lieder wirft, wird sogleich erkennen, dass wir es mit einer hoch entwickelten Kunstpoesie zu thun haben, der ein feines Gefühl für die Schönheit der Formen und Linien anerzogen ist. Diese Eigenschaften sind aber, soweit wir sie bisher kennen, allen mongolischen Liedern beizulegen. Höchst naiv muss daher das Urteil eines neueren, sonst nicht ungeschickten Litterarhistorikers, A. Baumgartner, berühren, der in seiner Geschichte der Weltlitteratur, Freiburg 1897, Bd. II S. 445 den Mongolen „eine ziemlich primitive Volkspoesie, wie sie sich bei allen Völkern wiederfindet," zuschreiben zu müssen glaubt. Freilich mögen die Herren von der Ästhetik, dem Ruin aller wahren Wissenschaft, über den Begriff des „Primitiven" und gar des „ziemlich Primitiven" ihre eigenen Ansichten haben.

Ich will nun versuchen, die historische Stellung jener fünf Lieder, die offenbar zu ein- und derselben Klasse oder Kategorie von Kunstdichtung zu zählen sind, annähernd dadurch zu bestimmen, dass ich sie zu Liedern derselben Art eines türkischen Volksstammes in Beziehung setze. Es ist hier nicht meine Aufgabe, auf die Verwandtschaftsverhältnisse und den Fonds gemeinsamen Kulturbesitzes von Mongolen und Türken des näheren einzugehen; es genüge für unsere Zwecke, auf die Analogieen hinzuweisen, die Schiefner in der Vorrede zu seinen Heldensagen der minussinschen Tataren, Pet. 1859, zwischen den Epen beider Gruppen gezogen hat. Radloff, Über die Formen der gebundenen Rede bei den altaischen Tataren in der Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft, Bd. IV, S. 103, beschreibt folgendermassen die vierzeilige Strophe:

„Sie ist die verbreitetste von allen Versarten; in allen Liedern, sowohl in Improvisationen wie auch in historischen Liedern ist sie fast ausschliesslich allein angewendet. Jede Strophe besteht aus vier Versen und zwei dieser Strophen gehören stets zusammen. Improvisationen und kleinere Lieder bestehen eben nur aus zwei Strophen, während die längeren historischen Lieder eine Anzahl von Strophenpaaren bilden. Sowohl dem Inhalt, wie auch der Form nach stehen die einzelnen Verse der Strophen in gewisser Beziehung. Bei den Versen ist zu bemerken, dass je zwei dem Inhalt nach ein Ganzes bilden, die letzten beiden Verse der Strophe sind entweder eine Vergleichung oder eine Nutzanwendung der ersten beiden. Die zweite Strophe wiederholt im allgemeinen mit anderen Worten den Inhalt der ersten." Und weiter heisst es auf S. 104: „Da der Inhalt zweier zusammengehörigen Strophen fast derselbe ist, so bemüht man sich auch, der Form nach sie entsprechend einzurichten, die Art aber, wie dies hervorgerufen wird, ist durchaus dem Dichter überlassen, und lassen sich darüber keine genaueren Regeln angeben; gewöhnlich geschieht es durch Versreim in den entsprechenden Versen der beiden Strophen, oder auch durch correspondierende vokalische Gleichklänge und Alliterationen." Diese Bemerkungen müssen ohne jede Veränderung auch für die mongolischen Versformen in Anspruch genommen werden, und fügen wir noch das auf S. 105 citierte Beispiel an,

Mein siebenjähriger Fuchs
hatte Heimweh und wieherte,
die siebenzigjährige Alte
dachte an frühere Freuden und härmte sich.

Mein sechjähriger weisser Schimmel
dachte an den Altai und schrie,
die sechzigjährige Alte
dachte an frühere Freuden und härmte sich.

so ergibt es sich klar, dass sich Form, Gegenstand und Behandlung dieser Strophen mit den oben mitgeteilten völlig decken. Weitere Lieder dieser Art findet man in Radloff's Proben der Volkslitteratur der türkischen Stämme Südsibiriens, I. Teil, S. 246—260. Ich beschränke mich auf die Anführung zweier Lieder:

1 Wenn von links ein Wind weht,
Bewegt er die Häupter des Schilfes;
Wenn ich all meiner Verwandten gedenke,
Kommen Thränen mir aus den tiefen Augen.

Wenn von rechts ein Wind weht,
Biegen sich die Häupter des Schilfes;
Wenn ich all meiner Verwandten gedenke,
Kommen Thränen mir aus den tiefen Augen.

2 Meine Gans, wohin flatterst du
Und ermattest deine Flügel?
Mein Geliebter, wohin gehst du,
Entzündend das entbrannte Herz?

Mein Schwan, wohin flatterst du
Und ermüdest den Flügelknochen?
Mein Freund, wohin gehst du,
Entzündend das entbrannte Herz?

Diese Gattung der Poesie in ihrer strengsten Form beschränkt

sich nun auf die Altajer und Teleuten des Altai. Da die Kalmüken ihnen in der ersten Hälfte des 17. Jahrhundert benachbart wohnten, so ist mit dieser Tatsache auch der historische Beweis geliefert, dass die in Rede stehenden Geisteserzeugnisse beider Völker derselben Richtung angehören, den gleichen Verhältnissen entwachsen, der nämlichen Quelle entsprungen sind. Wer der Urheber, der Schöpfer, wer der Entlehner, der Empfangende gewesen sei, ist eine Frage, die sich vor der Hand nicht im geringsten entscheiden lässt. Es käme zunächst insbesondere darauf an, zu zeigen, ob der geographische Verbreitungsbezirk jener Liedform in Wirklichkeit nicht grösser ist als uns bisher bekannt, und zu diesem wie für alle übrigen Zwecke muss sowohl mehr mongolisches als türkisches Material gesammelt werden. Jedenfalls ist ein kleiner Fingerzeig gegeben und in chronologischer Hinsicht festgestellt, dass die oben mitgeteilten fünf epigrammatischen lyrisch-epischen Lieder, deren Form man annähernd mit unserm Distichen oder den altjapanischen Uta's vergleichen könnte, nicht modernen Ursprungs sein können, sondern in eine Periode zurückreichen, die vor der Einwanderung der Kalmüken auf russisches Gebiet liegt. Ist dieser Gewinn auch vorläufig gering, so ist es darum nicht ausgeschlossen, dass er für eine an Sammlungen reichere Zukunft an Bedeutung zunehmen kann.

Anhang. H. A. Zwick teilt am Schlusse seiner „Grammatik der West-Mongolischen, das ist Oirad oder Kalmükischen Sprache", Königsfeld 1851, den Text eines siebenstrophigen Gedichtes nebst Übersetzung mit. Es ist in ein Märchen eingeschaltet und gibt die Klageworte eines herumirrenden Königs wieder, der auf der Suche nach der ihm geraubten Gattin ist. Zwick glaubt hierbei Ähnlichkeiten mit der Çakuntalâ herauszufinden, allein er hat den wahren Sachverhalt verkannt. Das Gedicht ist nämlich nichts anderes als eine Nachahmung des vierten Aktes von Kâlidâsa's Vikramorvaçî, wo der König Purûravas im Walde umherirrt und alle ihm begegnenden Tiere und Pflanzen anfleht, ihm zur Erlangung seiner entschwundenen Apsaras Urvaçî beizustehen. Den Mongolen ist diese Geschichte, wie der grösste Teil ihrer Litteratur, auf dem Wege über Tibet zugekommen; denn sie findet sich im tibetischen Kandjur, aus dem sie Foucaux mit der Bezeichnung Elegie unter dem Titel Plaintes de Norzang à la recherche de Yidphroma in seinem Buche Le trésor des belles paroles, Paris 1858, S. 45, übersetzt hat. Inhaltlich deckt sich diese Version genau mit der kal-

mükischen; die angeredeten Tiere und Gegenstände werden in derselben Weise und Reihenfolge abgehandelt, und zwar 1. Mond, 2. Gazelle, 3. Biene, 4. Schlange, 5. Kuckuck, 6. Baum. Im indischen Drama ist die Zahl dieser Wesen noch weit grosser. Das tibetische Yid-op'ro-ma (d. h. die Herzerfreuende) ist wörtliche Übersetzung des Sanskritnamens Manoharî, was die Kalmüken als Manuhari beibehalten haben. Die wertvollste Beobachtung nun, die wir bei Gelegenheit dieser Zusammenstellung — es ist zu verwundern, dass sie niemand zuvor gefunden hat — machen können, ist die, zunächst, dass auch nicht-buddhistische Stoffe der indischen Litteratur zu den lamaistischen Völkern gedrungen sind, sodann dass solche Stoffe nicht in ängstlich wörtlich-sklavischer Übersetzung, wie dies in der religiösen Litteratur der Fall ist, sondern in freier Souveränität, in dichterischem Waltenlassen eigener Phantasie, die alles dem Volksgeist Fremde entfernte oder diesem assimilierte, herübergenommen worden sind. Die Mongolen vollends copierten nicht, sondern schufen nach, dichteten nach. Was ihre Märchen betrifft, so hat bereits die Sammlung des Siddhi-Kûr für diesen Zug beredtes Zeugnis abgelegt; so ist nunmehr auch ein Beispiel erbracht, das für ihre poetische Litteratur dieselben Kräfte wirksam zu sein scheinen. Denn das fragliche Lied ist in strenggebauten Alliterationsstrophen nach allen Regeln der Kunst abgefasst und formell nicht von einheimischen Produkten zu unterscheiden; daher ist es Blut von ihrem Blut und Fleisch von ihrem Fleisch geworden.

Chinesische geheime Gesellschaften.

Von Wilhelm Grüner.

Dieser Gegenstand ist äusserst merkwürdig. Die Anzahl der Geheimbünde ist sehr gross, und obzwar der grösste Teil mit öffentlichen Angelegenheiten nichts zu tun hat, und die meissten von ihnen verfolgt werden, so ist jedenfalls auch nicht ein einziger darunter der regierungsfreundlich wäre. Die grössten dieser „Gesellschaften" sind aber der Regierung besonders feindlich gesinnt. Austreibung der Tataren, und, wie wir es nennen würden, ‚China für die Chinesen' ist ihr Feldgeschrei. Sie arbeiten ohne Aufhören an dem Umsturz der Dynastie; jedes Jahr erheben sie Revolten

und in Intervallen grosse Revolutionen. Die Taiping Revolution war das Werk der *T'ien-Ti-Hwey* 天地會, und kein anderer „Geheimbund" hatte eine solche Macht bewiesen. Es ist wenigstens gewiss, dass die Unruhen, die den fürchterlichen Ausbruch im J. 1849 erregten, durch Hung Sin-Tsiuen 洪秀全, einem Grossmeister der T'ien-Ti-Hwey hervorgerufen wurden.

Wo immer Chinesen leben, haben sie ihre Geheimbünde, untergeordnet der Mutterloge und der Hauptzweck besteht meistens darin, die Mandschu Dynastie zu stürzen. Es ist zweifelhaft ob die Emigranten von San Francisco oder Melbourne sich um die heimatliche Politik bekümmern, aber ein Teil der Beiträge wird der Mutterloge in China übermittelt. Kurz, den, der mit den Verhältnissen bekannt ist, wird eine Revolution in China gewiss nie überraschen.

Die erste dieser Gesellschaften in jeder Hinsicht ist die der *T'ien-Ti-Hwey*.

Frappirend ist die Ähnlichkeit der Gebräuche und Rituale dieser Gesellschaft mit jenen der Freimaurer, und ich kann nur auf das berühmte englische Werk Dr. Schlegel's „The Thian-Ti-Hwey or Hung League in 1866" hinweisen.

Seine Forschungen waren durch einen glücklichen Zufall unterstützt. Ein Chinese wohnhaft in Padang, auf Sumatra, war eines Diebstahls verdächtigt und die Polizei hielt bei ihm eine Hausdurchsuchung ab. Sie fanden dort eine Menge Bücher und Documente, die erwiesen, dass in Padang eine Loge der T'ien-Ti mit circa 200 Mitgliedern existirte. Schlegel erhielt diese Documente und alle andern Beweismittel vom Governement zu seiner Verfügung. Auf Grund dessen veröffentlichte er sein obgenanntes berühmtes Werk, wozu er jedoch nicht die geringste Unterstützung seitens der Chinesen erhielt. „Ich konnte keinen einzigen unter ihnen finden" sagt er, „der mir auch nur die allergeringste Äusserung hierüber geben wollte."

Nichtsdestoweniger gelang es doch später dem Mr. W. A. Pickering, Protector der Chinesen und Registrator der Geheimen Gesellschaften in Singapore bei den Häuptern der „Hung" Loge ein solches Vertrauen zu gewinnen, dass sie ihm erlaubten an einigen ihrer Versammlungen teilzunehmen, aber er schmeichelt sich nicht mit dem Glauben, dass der Ritus, der in seiner Gegenwart vollzogen wurde, derselbe sei, der unter andern Umständen, d. h. bei seiner Abwesenheit ausgeführt worden wäre.

Die *T'ien-Ti,* oder „*Hung*" Loge beansprucht ein undenkliches Alter. „Seit der Erschaffung der Welt" sagt der Catechismus, „tragen wir den Namen „*Hung*"." Als Hauptbeweis des hohen Alters dieser Loge gilt die Ehrung der Helden Liu-pi, Tchang-fi, und Kwan-yü, deren Ruhm im Jahre 184 a. blühte.

T'ien-Ti-Hwey bezeichnet soviel als Vereinigung von Himmel und Erde. Ihr Symbol ist das Dreieck. Auffallend ist die Reinheit ihres Moral Codex: Gleichheit der Menschen, Wohlwollen, die Vergebung von Beleidigungen, werden darin immer und immer erwähnt. Wie es jedoch in der Wirklichkeit damit steht, werden wir gleich hören.

Dieser Bund besitzt noch einen andern Namen, *Sam-hap*, übersetzt „Dreiheit", mit welchem Namen er mehr unter Ausländern bekannt ist; aber die Bedeutung ist dieselbe, — Himmel, Erde, Mensch. Praktischer bezeichnend ist der Titel „Hung" Loge. „Hung" steht für „Wasser", auch „viel" also figürlich „allesumfassend". Auf Grund dieser bezeichnenden Titel beansprucht der Bund Treue und Hingebung von *allen* Chinesen. Er hält sich berechtigt jedes Mittel anzuwenden, um sich der Bekehrten zu versichern und jene zu strafen, welche den Bund verwerfen. Die „Rechte" der katholischen Kirche im Mittelalter sind eine genaue Parallele. Die „Einführungen" erfolgen daher weniger freiwillig, meist gezwungen. Jede Loge hat eine Anzahl Tai-ma 帶馬, deren Pflicht darin besteht, Rekruten zu erjagen. Nachdem eine Person herausgefunden wurde, deren Beitritt aus einem oder dem andern Grunde erwünscht oder von Vorteil wäre, so wird sie durch eine kurze Notiz aufgefordert, sich an den und den Ort zu begeben. Der es unterlässt, dieser Aufforderung nachzukommen, thut am besten die Nachbarschaft zu verlassen und seine neue Adresse zu verheimlichen. Prügel oder eine falsche Anklage würden ihn sicher treffen und er könnte von Glück sagen wenn ihn nichts ärgeres träfe. Aber Niemand wird sich weigern dem Befehle nachzukommen, ausser er zieht ein Exil vor. Jedoch, wenn es schon sein muss, so bringt auch die Mitgliedschaft Ersatz dafür. Oder, der vom „Schicksal" bestimmte wird in einem öffentlicher Locale angehalten und aufgefordert, dort und dem zu folgen. Ja, wenn sich Gelegenheit bietet, so wird er auch mit Gewalt an den be stimmten Ort gebracht. Eine beliebte Weise ist auch die: Der Aufgeforderte erhält einen Schlag ins Gesicht. Er verfolgt seinen Angreifer und eine Anzahl eingeweihter Spaziergänger beteiligen

sich an der Verfolgung, welche sie zu einem entlegenen Platze führt, wo sie plötzlich den Angegriffenen anfallen.

In allen Ländern wo die Tᶜien-Ti bestehen, befinden sich ihre Logen an den geheimsten, unauffindbarsten Plätzen. Der Eingang ist so complicirt wie nur möglich, jeder Zugang ist mit Fallen, Fallgruben, etc. unter Aufsicht bewaffneten Manner umgeben, welche sich verborgen im Busch, zwischen den Bäumen etc. aufhalten, natürlich nur wenn eine „Versammlung" abgehalten wird. Das erste Thor welches zur Loge führt heisst „Ang" 紅. Gegenüber dem „Ang" Thore liegt das Ost Portal mit den bewaffneten Wachen und Officiren. Nord, Süd und West sind ebenso bewacht, jedes Thor unter der Aufsicht eines „Generals" mit seiner Flagge. Wenn man von Osten die Loge betritt, so kommt man in den „Rothen Blumen Pavillon" 洪花亭, wo ein Bassin mit Wasser aus dem „heiligen Sam-ho" 三河 Flusse zur Reinigung der „Seelen" gehalten wird. Dann passirt man durch den Kreis des „Himmels und der Erde" zur Brücke, an welcher der „Rothe Jünger" mit einem Speere bewaffnet sitzt, um jene Unwürdigen niederzustechen die der Wachsamkeit des So-Ang-Kuang am „Ang" Thore entgangen Nächst der Brücke liegt der „Markt des Weltfriedens" und der Tempel „des Friedens und der Glückseligkeit". Hier sind wir nun in der „Statt der Weiden" oder „Pfirsich Garten" genannt, in der Loge selbst. Wenn jemand dies liest und glaubt im Geiste, ein mit vierfachen Wällen umgebenes Gebäude zu sehen, der ist im Irrthum. So sind sie in Singapore, wo sich die Geheimen Gesellschaften ohne Furcht schöne Logenhäuser erbauen konnten. Aber anderswo ist alles viel ernster: Die Gitter solid, die Brücke gefährlich, die Schwerter scharf und die Wachen nur zu bereit, sie benützen. Eine Loge der „Tᶜien-Ti" ist ein kleines befestigtes Lager. Vom „Ang" Thore „bis zur Stadt der Weiden" sind es mehrere Kilometer, verderbenbringend und verhängnissvoll mit jedem Schritte für den Uneingeweihten. — Um die Ceremonien der „Einführung" zu beschreiben, die ausserordentlich interessant sind und einige Ähnlichkeit mit jenen der Freimaurer haben, müsste man ein dickes Buch liefern. Kurz: der Novize wird von dem „General" ausserhalb des „Ang" Thores empfangen. Er muss entweder mit ganz neuen weissen Kleidern, oder wenn davon dispensirt, mit frisch gewaschenen Kleidern versehen sein. Der Zopf ist lose, als Zeichen des Widerstandes gegen die Mandschu Dynastie; seine Taschen geleert, seine rechte Schulter und seine Knie nackt.

So vorbereitet muss er seinen Namen, Geburtsort, etc., dem „Registrator" angeben, einen Betrag von circa 10 fl. entrichten und kniend warten. Der Wache-General des „Vau" Thores hat unterdessen den „Meister" um die Erlaubniss gebeten, einen Novizen einführen zu dürfen, welcher sodann sofort durch's Thor, und einen aus Schwerten gebildeten Gang, und unzähligen Formalitäten zur „Stadt der Weiden" gebracht werd. Der Spektakel nun ist hier unbeschreiblich. Nach Abnahme eines feierlichen Eides in 36 Artiklen, die Gesetze und Vorschriften der Loge zu befolgen, erklärt der Novize, dass alle seine Verwandten, etc. für ihn „tot" sind, weil die Mitglieder durch keine verwandschaftlichen Bande gebunden sein dürfen. Vor dem Throne des „Meisters" liegt der Novize nun hingestreckt, die Schwerter der 8 „Ritter" berühren seine nackte Schulter, bis seine Aufnahme ausgesprochen ist. Dann wird ihm eine Tasse mit „Arrack" gereicht, er ritzt seinen Arm und lässt ein bisschen Blut in die Tasse tropfen, worauf er selbe austrinkt. Nächsten Tag erhält er vom Logen-Sekretär die einfachen Passworte und Zeichen, sowie ein Instructionsbuch, — aber die noch zu erlernenden „Geheimnisse" sind endlos.

Die T'ien-Ti bestehen aus 5 Grosslogen — in Fuk-kien, Kwang-tung, Yun-nan, Hunan, und Tsche-kiang — *einer* von diesen sind alle Zweiglogen untergeordnet. Die „Meister" der genannten Logen haben als „hoher Rat" die Zweiglogen in allen Teilen der Erde zu leiten, wenigstens ist dies die Theorie. Jede Localloge hat ihren Präsidenten, zwei Vice-Präsidenten, einen Meister, zwei Einführer, einen Cassier, und 13 Berater (Ritter), von welchen acht (8) ein „quorum" formiren. Die Mitgliederzahl wird auf mehrere Millionen geschätzt. Nachdem wir auf die Organisation der T'ien-Ti einen kurzen Überblick geworfen haben, müssen wir noch ihren wirklichen Einfluss in Betracht ziehen. Gewisse Artikel ihrer Eidformel unterstützen uns hier. Einer der ersten Artikel darin, befiehlt jedem Mitgliede sich bloss um seine *eigenen* Angelegenheiten zu kümmern, der zweite verbietet unter Strafandrohung einem *Nicht*-Mitgliede Vertrauen zu schenken; der 34. Artikel verurteilt ihn zu einem grausamen Tode, wenn er Polizei, Magistrat oder sonst eine Regierungspersönlichkeit in irgend einem Falle anruft, unter allen Umständen; der 35. verspricht ihm ein fürchterliches Loos wenn er Zeugenschaft vor Gericht ablegt — ausser, wohlverstanden, auf Befehl seiner Vorgesetzten — das ist gewöhnlich für falsches Zeugniss.

In der Ansprache des „Meisters" an die Candidaten wird schon gesagt, dass alle Klagen, Beschwerden, u. s. w. dem „Meister" vorzulegen sind, welcher Recht und Urteil schaft — niemals aber sich an ein Gericht gewendet werden darf. — Diese Grundsätze, die Verwerfung der ganzen öffentlichen Gerichtsbarkeit und die Ausübung ihrer Macht durch ein unverantwortliches Tribunal hat ein „imperium in imperio" hervorgebracht, das faulste, blutigste und drückendste, was in dieser Hinsicht bestehen kann; die „Hung" Loge hat Bruderkrieg und Mord noch überall hingebracht, wo sie besteht.

Die Colonial Filiallogen der T'ien-Ti sind gegeneinander mörderisch feindlich gesinnt. Sie haben, faktisch, kein raison d'être — ausser der Feindschaft gegen die Mandschu, sehr unbestimmt in Wirklichkeit, ausser interne Kriege. — Ihre Häupter besitzen enorme Reichtümer. Chang Ah Kwi, ein Hauptmitglied der Gin-seng Zweigloge in Penang, besass 2 Millionen Pfund Sterling, als er wegen eines Mordes hingerichtet wurde. Sein Complice, der zugleich mit ihm in Untersuchung sass, war ebenso reich; der Districts-Grossmeister Khu-Than-Tek, welcher vom obersten Gerichtshofe ebenfalls formell verurteilt wurde, erklärte, dass das Governement ihn nicht hängen dürfe — und er bewies insoferne dass er Recht hatte, weil er begnadigt werden musste.

Die Arbeit dieser Wühler in China ist unnötig zu detaillieren; Fast zwei Jahrhunderte kämpft die kaiserliche Regierung gegen sie, und mit welcher Strenge, ist daraus zu ersehen, das in *Canton* an einem Tage 3000 Mitglieder geköpft, und circa 10000 in die Gefängnisse bei Peking gesteckt wurden, wo die meisten von ihnen in Folge der Unruhen im Jahre 1817 zu Grunde giengen.

Die nächste grosse geheime Gesellschaft nach der T'ien-Ti ist die der „*Wu-Wei-Kiao*" 無爲教. Das heisst „Thue Nichts, Lehre" oder „Lehre der Enthaltsamkeit". Unsere Bekanntschaft mit ihr ist nicht gross, weil sie in den Colonien, soviel ich weiss, fast gar nicht vertreten sind, und sie in China mehr gefürchtet und gehasst als die T'ien-Ti Loge ist. Trotzdem gelang es mir während meines Aufenthaltes in China einiges über sie zu ergründen. Es erscheint als gewiss, dass die Wu-Wei-Kiao die directen Abkömmlinge der „Weissen Lotus" Loge sind, einer Gesellschaft welche eine furchbare Rolle in der chinesischen Geschichte spielte. Zu allererst wird ihrer in einem Edikt des Kaisers Yung Tching, 1727, gedacht, das gerichtet ist gegen geheime Gesell-

schaften und falsche Gesetze, „welche," sagt das Edikt, „jene sind die das Volks aufreizen zur Rebellion, unter dem Vorwand, ihm Tugenden gleich den Gesetzen der „Weissen Lotus" einzuprägen.

Ich vermute, dass die Religion in diesem Bunde einen grössern Einfluss hat als bei andern. Färbige Kleider sind verboten. Die Mitglieder gehören zu den allerstrengsten Vegetarianern; sie benützen keine spitzigen Instrumente; ja noch mehr, ihr ganzes Hab und Gut wird dem Bunde zur Verfügung gestellt. Auch Frauen können beitreten. Eine grosse Anzahl der Mitglieder gehört der reichen Classe an, wodurch die Loge über grosse Summen verfügt. Wie es auch immer mit der T'ien-Ti Loge bestellt sein mag, gewiss ist es, dass die Wu-Wei-Kiao Loge nur durch *eine* Person geleitet wird. Ein gewisser Fang Yung-Chen war Grossmeister während der Regierung des Kia-king, und er fasst, angestiftet von seiner Gattin Ma-erh Ku-liang den Plan, den Palast in Peking in die Luft zu sprengen. Viele Monate wurde der Plan ausgebrütet, und obzwar dabei mehrere tausend Personen, männlich und weiblich, beteiligt waren, so erfuhr die Regierung doch nicht die geringste Andeutung davon. Erst als die Verschworenen den Palast betraten, verlöschte plötzlich ein starker Windstoss die Lichter, und einige der Verschworenen, von panikartiger Furcht gepackt, schrien auf, wodurch die Wachen alarmirt wurden; so kam das projectierte Attentat zur Kenntnis der Regierung. Dies geschah im Jahre 1810. Kaiser Kia-king übte von nun an seine volle Macht zur Vernichtung der „Weissen Lotus" Brüder aus. Ihr Hauptquartier war damals gerade wie jetzt in der Provinz Nanking, wo die Brüder zu den Waffen griffen und sich durch einige Monate verteidigten. Doch die Gefangennahme des Grossmeisters Fang-Yung-Chen nach einer verzweifelten Schlacht beendete die Revolte. Viele Tausende wurden gefangen, so viele dass sogar ein chinesischer Vicekönig geneigt war, gnädig gegen selbe zu verfahren. Er machte ihnen den Vorschlag, sämmtliche Todesurteile über jene aufzuheben, welche einwilligen würden, Fleisch zu essen. Sehr wenige gingen darauf ein. Aber der Bund prahlt, dass jeder dieser Wenigen vom „Bunde" nachher gefangen, verurteilt und gemäss den „Bedingungen" des verletzten Eides hingerichtet worden sind.

So heiss und so lang wurde nun die Verfolgung der „Lotus" Brüder fortgesetzt dass sie sich entschlossen, den Namen ihrer Loge von „Weisse Lotus" in „Wu-Wei-Kiao" (D. h. „Thue Nichts")

abzuändern. Es ist mir nicht bekannt dass sie seit dieser Zeit eine offene Bewegung gegen die Mandschu Dynastie versucht hätten. Aber der Einfluss dieser Loge ist gross und scheint sich fort auszubreiten. Sie arbeiten mit der Furcht der Bevölkerung, welche die „Wu-Wei-Kiao" als eine Bande von unheimlichen Zauberern betrachten. Alle Arten von Teufelsgewalt werden ihnen beigelegt. Ich wurde von erfahrenen und intelligenten Chinesen allen Ernstes versichert, dass die Genannten im Stande seien, aus Papier Vögel herauszuschneiden, und sie mittelst einer gewissen Hexerei mit Leben und Bewegung zu erfüllen. Durch eigene Anschauung glaube ich, dass einige der „Häupter" es durch fortgesetzte Übung dahin gebracht haben, ihren Atem eine unglaublich lange Zeit zuzückzuhalten. Sie werden dann ganz schwarz im Gesichte und fallen in eine Art Starrheit; „inzwischen" heisst es, „verlässt die Seele den Körper und sammelt Informationen über alle möglichen und unmöglichen Sachen ein." Wenn die Starrheit vorüber ist kommt die „Seele" zurück, der Atem funktionirt wieder und die „Offenbarung" wird verbreitet. Einmal versäumtes ein Mann seine „wandernde Seele" zurückzurufen, und er starb — zum grossen Missbehagen seiner „Brüder".

Eine andere mächtige Gesellschaft ist die *Ko-Lao-Hwey* 哥老會, oder Loge des Ältern Bruders. Sie besteht erst seit der Taiping Revolution; wie der Bericht lautet, errichtete sie General Tseng-Kuo-fan 曾國藩, während der Belagerung von Nanking. Es ist dies ein sehr gefährlicher „Bund", mit immer mehr zunehmender Stärke. Nachdem die T'ien-Ti ihren Sitz in Hok-kien, und die Wu-Wei-Kiao in Nanking haben, so errichtete die Ko-Lao ihr Hauptquartier in Hunan und Honan, den Centralprovinzen. Sie geben sich als „Vertreter der reinen chinesischen Rasse", den Söhnen Han's, aus, zu welchen die Einwohner des Südens und Westens so entfernt stehen wie die Tataren. Diese Unzufriedenen stehen hinter der Ming Dynastie, wie schon der Name der Loge „Ältere Brüder" sagt, zur Hauptlinie des Tang, welche schon längst als ausgestorben vermutet wird, aber zweifellos wird ein „Propfreis vorkommen, wenn der Thron mal erledigt sein wird.

Dieser Bund besteht meist aus Soldaten, einer desperaten und missachteten Bande; dort wo sie Einfluss haben bestehen sie aus einer colossalen Anzahl schlechter Charactere. Der „Ko-Lao" ist faktisch ein Militärbund. Ihre Agenten reisen gewöhnlich als „Ärzte", Nachrichten bringend von einem Punkte zum andern,

und machen auf ihren Wegen Proselyten. Eine Gesellschaft von alten Soldaten, die den Zweck verfolgt die Civil-Macht zu stürzen ist natürlich sturmbewegt. Die Ko-Lao haben auch während ihrer kurzen Existenz bereits mehrere Revolten angefacht. Im Jahre 1870 und 1871 veranstalteten sie gefährliche Unruhen in Hunan, aber die grosse Bewegung wurde durch einen glücklichen Zufall niedergeworfen. Ein geheimer Brief, welcher den Plan enthielt das Pulver-Magazin in Hukow in die Luft zu sprengen, gelangte aus Versehen an eine falsche Adresse. In diesem Briefe waren mehrere der Hauptanstifter mit Namen genannt, welche sodann ergriffen und promptest enthauptet wurden, und es gelang für eine Zeit diese „Loge" zu unterdrücken.

Es giebt noch viele andere Geheimbünde, die ich hier gar nicht anführen kann. Die Mohammedaner, die officiell mit 20—25 Millionen angenommen werden, haben einen geheimen Bund, den „*Hwuy-Hwuy-Jin*" 回回人. Ein Neuaufgenommener muss sich vor der Einführung einer gründlichen Reinigung unterziehen und dies geschieht durch — tüchtige Prügel! Nachher wird über ihn die „question de l'eau" verhängt, — indem er eine ungeheure Quantität Wassers mit Seife trinken muss — damit alles Schweinefleisch und „Unreine" aus ihm herausgetrieben wird. Aber seit den furchtbaren Massacres zu Kaschgar sind diese Sektirer eingeschüchtert.

Tientsin hat die *Tsai-li-Hwey*, augenscheinlich eine religiöse Loge. Die Mitglieder kleiden sich nur in Weiss, sogar weisse Hüte und Schuhe müssen sie tragen; sie enthalten sich aller geistigen Getränke, Opium, Tabak, und fallen in Extase, wenn sie beten. Nachdem sie leicht erkennbar sind, so werden sie sehr verfolgt.

Andere Gesellschaften, deren Geheimnisse vollständig unbekannt, sind die *Tsze-T'wan-Kiao*, und die *Tan-Pei-Kiao*. Über die ersteren konnte blos das ermittelt werden, dass sie fast nur kleine Klösse essen, jedenfalls hat dies eine symbolische Bedeutung. Die Letzteren knien auf einem grossen Teppich und beten; in einem gewissen Momente werden die 4 Ecken des Teppichs gehoben, über die Köpfe gezogen, und festgemacht. Der in Verzückung geratene „Inhalt" verfällt in Starrsucht und prophezeit. Unser Wissen über diesen Punkt ist sehr gering und dieses Wenige wurde nur durch ihre Feinde, die Mandarinen, der Öffentlichkeit bekannt gegeben.

Was die einzelnen „Logen für gute Werke" anbelangt, so giebt es deren eine Legion.

Der Tote in Glaube und Brauch der Völker.

Eine Umfrage.

II. *In Portugal.* Theophilo Braga schildert in seinem Werke „Ethnographia Portugueza" Lissabon 1886, livraria Ferreira, in einer historischen Zusammenstellung die Trauerriten in Portugal. Der Ritus der Totenbestattung lässt sich nach seiner Zusammensetzung und Verschiedenheit der Ausübungen beim Tode und beim Gedenken der Verstorbenen, in drei Gruppen einteilen: 1) Was die Beisetzung der Verstorbenen betrifft. 2) Was sich auf die Heilighaltung seines Gedächtnisses an den Jahrestagen bezieht. 3) Was aus dem Aufgeben des Kultus entspringt, wenn die Toten böse Geister werden, die Furcht erregen, und nur durch bestimmte Handlungen wieder zu versöhnen sind.

Der Gebrauch, die Alten oder Unheilbaren durch die Hand der eigenen Verwandten zu töten, gehört den Zeiten an, wo Mangel an Existenzmitteln oder Kriegszufälle den Stamm zu diesem gewaltsamen Hilfsmittel nötigten.

Diese Sitte muss demnach tiefe ethnologische Wurzeln haben, da sie noch in volkstümlicher Erinnerung besteht uud auch ausnahmsweise noch geübt wird [1]).

In den Dörfern giebt es gewisse Weiber, die in die Häuser gehen, um den Leidenden „beim Sterben zu helfen" und die beim Todeskampf am Kopfende des Lagers rufen, um den Teufel zu verjagen: „Sprecht mit mir aus dem Grunde der Seele: Hilf Jesus, ich sterbe!"

Dieser Zug findet sich noch primitiver in Nisa, wo diese Weiber die Schmerzstillenden (despenadeiras) genannt, zur Beschleunigung des Todeskampfes dem Sterbenden den Brustkorb eindrücken. Manchmal bitten sogar dann die Kranken „ihnen noch nicht die Schmerzen zu stillen."

Von der Gemeinde in Cabreira wird berichtet: „In den ersten Zeiten der christlichen Kirche führten die Söhne, wenn die Eltern nicht mehr arbeiten konnten, diese an eine abschüssige Stelle des Berges und stürzten sie in den Fluss."

Die Behandlungsweise der Leichen, das Beerdigen, Verbrennen

---

1) Darüber vergl. P. Sartori's grundlegende Untersuchung: Die Sitte der Altentötung. (Globus).

oder Aussetzen, entspricht den verschiedenen Racen und Kulturepochen.

Die Verbrennung der bekleideten, juwelengeschmückten Leiche herrschte bei den Lusitaniern und Galliziern und ist echt celtisch.

Es werden Aschenurnen erwähnt, die sich in Gallizien in den Tumuli gefunden haben.

Die Grabhügel — die von einer prähistorischen Bevölkerung hinterlassen wurden, finden sich noch häufig in Portugal, (in der Volkssprache heissen sie mamôas, antellas, und antinhas), trotzdem schon ein grosser Teil durch Ackerbau oder gelegentliche Schatzgräbereien zerstört wurde.

Dr. Martins Sarmento giebt eine Notiz über die Hügel im Valle Ancora, von denen einige gruppenweise zusammenliegen: „Die Prüfung der Dolmen und der Tumuli in Ancora zeigte, dass sie immer einen kleinen Hügel bildete, der Grösse des Grabes entsprechend, und der immer in derselben Weise aus Erde und Kiessand bestand." (Revista „O Pantheon" pag. 4).

Die Gegend zwischen Citania und Sabroso, wo sich ehemals ein solcher Grabhügel befand, heisst noch immer Monte d'Antella; in Pampolide hat das Campo das Antinhas verschiedene in den Felsen sich fortsetzende, offene Grabstätten.

In der christlichen Zeit begrub man in Portugal nur an geweihten Plätzen, also in den Kirchen oder auf dem Vorplatz der Kirche — man warf Steine auf die Gräber und nannte die Hügel „Gläubige in Gott" oder „Montes Gaudios". Im Elucidario des Viterbo ist davon die Rede: „In dem ganzen Reich sieht man diese Steinhaufen auf den Strassen, und es besteht kein Zweifel, dass sie absichtlich und nicht zufällig errichtet wurden."

Viterbo führt den Brauch auf griechischen Ursprung zurück, von der Sitte abgeleitet zu Ehren von Hermes oder Merkur Steine zu werfen, um die Reise glücklich zu vollenden — aber der Gott der Reisenden war ursprünglich ein Psychopompus, der Seelenführer der Toten, und daher muss man auf den mythischen Ursprung dieses Bestattungsbrauches zurückgehen.

Aus der Provinz Minho bemerkt Teixeira Bastos: „Wenn ein Dorfbewohner an einem Kreuz vorübergeht, das an eine Mordthat erinnern soll, betet er für die Ruhe des Toten und wirft einen Stein zu dem Hügel des Kreuzes zu. Zuweilen trägt er wohl auch solchen Stein von weither zu, wenn in der Nähe keiner mehr zu finden ist, um dem Brauch nachzukommen. Wenn nun die Sitte des Steinwerfen's auf die Gräber gegenwärtig nicht mehr

besteht, so hält doch in den ländlichen Distrikten die Trauerbegleitung für religiöse Pflicht dem Verstorbenen eine Hand voll Erde in's Grab zu werfen.

In den Volkssagen Portugals finden sich noch Spuren von Grabbäumen, völlig in einer mythisch anthropologischen Bedeutung. Man pflanzt in der Gegenwart die Cypresse in dem gleichen Gefühl der Trauer auf die Gräber, wie sie einst in römischer Zeit vor dem Hause des Patriziers das Zeichen der Trauer bedeutete.

Der Baum des Grabes ist in der Romanze vom Conde Ninho beschrieben:

Einer starb und dann die andere,
Und man eilt sie zu bestatten.
Aus diesem wächst ein Fichtenbaum
Aus jener dort die zarte Pinie.
Einer wächst und auch die andere
Und die Gipfel einen beide.
Als der König geht zur Messe
Sie den Weg ihm hindernd schränken.
Flugs befiehlt der böse Herrscher
Dass man alsobald sie fälle.
Aus dem einen lautre Milch fliesst,
Aus dem andren echtes Blut.
Flüchtet hier die scheue Taube
Und der Tauber von dem andren .... [1])

Wir sehen hier wichtige mystische Züge, der Baum der Blut fliessen lässt, der Fichtenbaum als den Toten heilig, und die Taube als konkrete Form der abgeschiedenen Seele. Die gleiche Wechselbeziehung zwischen Leben und Tod die sich durch die geworfenen Steine und die totenheiligen Bäume ausspricht, ist es auch, die die Gesänge und Trauertänze bei der antiken Leichenverbrennung und Bestattung veranlasste.

„Nenias"-Klagelieder, hiessen die von Tänzen begleiteten Gesänge, die man bei den Scheiterhaufen anstimmte, und die die Römer laudes nannten. Titus Livius bezeichnet sie als tripudia Hispanorum; Silvis Italico bringt eine Anspielung auf die barbara carmina der Lusitaner, die den Römern so eigenartig erschien, dass sie solche als Hiberae naeniae bezeichneten.

Diese Gesänge herrschten in der Tradition des Westen's und gingen in die volkstümlichen Gebräuche der „Voceros Clamores" (Klagelieder) und der Klageweiber („Carpideiras" über. Die Kirche, die die Volkssitten unterdrückte, verbot diese Ceremonien, die das moralische Bindeglied zwischen Familie und Vaterland darstellen.

Costa, in Poesia popular espanhola stellt fest: „An den Seiten der Pyrenaen giebt es noch heute Teile der Bevölkerung, die bei dem Tode der Kinder, der Eltern, Gatten, öffentlich den Schmerz ausdrücken, indem sie die Vorzüge des Verstorbenen hervorheben."

Der frühzeitige Tod des Kronprinzen und einzigen Sohnes von

---

1) Man vergl. die Umfrage Les arbres culrelacées in Gaidoz' Mélusine.

Alfonso VI im XI. Jahrhundert, veranlasst den eigenen Vater zu dem folgenden Klagelied, von Sandoval überliefert:

Weh! mein Sohn! Weh! mein Sohn!
Du Freude meines Herzen's!
Licht meiner Augen!
Trost meines Alters!

Ach! mein Spiegel
In dem ich mich sah,
An dem ich hatte
Viel grosse Freude!

Ach! Du mein Erbe!
Ritter! wo liesset Ihr ihn?
Giebt mir meinen Sohn wieder, Fürsten!

Auch bei dem Tode des Königs Don Diniz, des Troubadours, machte ein fahrender Sänger folgende Reime:

Verliebte, die vereinigt Liebesband,
Wie müssen sie fühlen so grosses Leid,
Und nimmermehr haben etliche Freud',
Da sie verloren den Herrn, den so gut [man erfand,
Wie den König Don Diniz von Portugal.
Das Adelsgeschlecht und der Bürgerstand
Die vom Könige hatten gar reichen Schoss,
Die Herren und der Knappen Tross
Sie müssten sich töten mit eigner Hand,
Sie verloren den Herrn, den so gut man [erfand.

Hier ist eine Anspielung auf die Totenopfer der Barbarenkönige, bei denen Frauen, Freunde und Sklaven geopfert wurden.

Die Totenlieder und Tänze haben ähnliche Züge mit den Wallfahrtsfesten, die die Bevölkerung aus der Umgegend Lissabon's alljährlich nach der Grabstätte des Condestavel, Nuno Alvares de Perreira, führt.

Der brado, die Veranstaltungen des Volkes bei der Totenklage erscheint in der Form des baladro, eine Dichtungsart, die sich in der portugiesischen Literatur zu einer Art Spezialität herausgebildet hat; ein Beispiel davon bietet der baladro des Merlim [1]). Garcia de Resende beschreibt die Vorgänge beim Tode des Fürsten Alfonso am 12. Juli 1491.

„Und dadurch erhob sich unter Allen ein sehr grosses, trauriges unglückseliges Leid. Man gab sich viele Backenstreiche, viele ehrenwerte Bärte und Haare wurden abgeschnitten. Die Frauen zerkratzten mit ihren Händen die Schönheit des Antlitzes, dass das Blut floss, eine so erstaunliche und traurige Sache, die man niemals sah, noch vermutete. Der König liess sich des grossen Verlustes und der grossen Trauer wegen scheeren. Und die Prinzessin schnitt ihr kostbares Haar ab, kleidete sich ganz in grobes Zeug und bedeckte den Kopf mit schwarzem Stoff. Und am Hofe und im ganzen Reich war kein Herr noch vornehme Person, die sich nicht scheeren liess. Und das arme Volk, das

1) So ist die Balata eine dramatische Totenfeier der Griechen, die durch ein Gesetz des Solon verboten wurde — ebenso der Lessus, der als barbarische Sitte von den Zwölf Tafelgesetzen aufgehoben wurde.

nicht Geld hatte, um grobes Sacktuch zu kaufen, wovon die Elle 300 Reis kostete, ging die Zeit über mit umgewendeten Kleidern .... und weil nicht soviel Sacktuch vorhanden war, verkauften die Bauern und niederen Leute ihre Bettücher im Preise von feinem Tuch, und die Leute hüllten sich in Säcke und Decken vom Vieh."

Über die Leidtragenden vom Kloster äussert er sich: „Und viele sah man, die auf dem Leichengerüst sich grausam den Kopf schlugen, dass es war, als ob die Köpfe zerbrachen, und hatten alle Haar und Bart geschnitten und gaben sich viele Backenstreiche. So thaten es Männer wie Weiber etc."

Die Totenklage, die man über den Tod des Fürsten Don Alfonso sang, von Gaston Paris in einem Manuscript des XVI. Jahrhunderts aufgefunden, lautete:

Weh! Weh! Weh! Welch grosser Schmerz!
Weh! Weh! Weh! Welch grosses Leid!
So sprach die Königin
In ihrem Königsschlosse
Mit der Infantin von Castilien
Prinzessin von Portugal.

Vier weiter erzählende Strophen folgen, immer von dem düstren Refrain begleitet. Gregorovius beschreibt diese Gebräuche und sagt, dass die Frauen dythriambisch improvisierten, und der Chor bei jeder Strophe schrie:

Deh! Deh! Deh!

Bei der Totenklage um den Fürsten Don Alfonso:

Weinten alle Frauen
Die Verheirateten und Unverheirateten.

Im 16ten Jahrhundert wiederholt sich die Ceremonie der Totenklage, und wenn sie sich auch etwas verwischte, so erhielt sich doch auf den Dörfern die Sitte und wurde am Hofe durch die starre Etiquette festgehalten.

Frei Luis de Susa schreibt von dem Tode des Königs Don Manuel: „Am vierten Tage nach dem Tode wurden die Trauerceremonien angeordnet von denen, die der Stadtverwaltung vorstanden. Geordnet schritten die Schöppen zu Fuss einher, in grosse Trauerkapuzen gehüllt, mit schwarzen Stäben in den Händen. Sie begleiteten ein langes schwarzes Banner, das der Stadtbannerträger trug, der auf dem Pferde ritt und die Zipfel des Tuches auf der Erde nachschleppen liess. In solcher Ordnung zogen sie durch die Hauptstrassen der Stadt, von den Herren und vornehmsten Edelleuten des Hofes gefolgt. An drei besonderen Plätzen zogen sie vorüber, wo sie die Schilde zerbrachen, die von ehrenwerten Kammerherren auf dem Kopfe getragen werden mussten. Diese schwarzen

Wappenschilder sahen traurig aus und das Zerbrechen derselben sollte dem Volke das Fehlen eines Herrn versinnbildlichen, der mit tapferem Schild seine Länder geschützt und die Fahne immer hoch gegen die Feinde getragen hatte [1]).

In den Volksliedern sind noch Reminiscenzen der teilweis verschwundenen Bräuche enthalten. In der „wunderbaren Geschichte meines Alten" ist eine Art Parodie der Klagelieder oder Totengesänge mit Beziehung auf die Schmerzstillenden" die Klageweiber und die auf die Gräber geworfenen Steine, erkennbar:

Ich fand meinen Alten tot
In der Kelter vor dem Stein
Mit einer Heugabel warf ich ihn,
Und machte ihn ganz tot.
Dann holt ich die Klageweiber
Dass er beweint werde.

Gut oder schlecht geweinet
Der Alte wird begraben.
. . . .
Der Stein, den ich ihm werfe
Sei hundert Centner schwer.

Im Kirchspiel von Suajo (Arcos) pflegen die Klageweiber, den Rock über den Kopf geschlagen, zu Füssen des Toten zu weinen, damit sie ein Stück Kabeljau, Brod und ein Quart Wein, oder statt dessen baares Geld erhalten. Der Rock über dem Kopf, entspricht dem alten Trauergebrauch den Kopf zu verhüllen.

In der Gemeinde von Deão ist es üblich, dass beim Todesfall die Verwandten am nächsten Tage in die Kirche gehen. In Kapuzen gehüllt, die Ränder der Hüte niedergebogen, die Arme gekreuzt, d. h. die Hände unter die Achseln gesteckt, bleiben sie sitzen ohne das Haupt zu entblössen, resp. aufzustehen, wenn Hostie und Kelch hochgehalten wird. Die Frauen klagen laut, rufen San Pedro an, dass er den Verstorbenen so früh von dieser Welt genommen.

In einem Dokument aus dem 14. Jahrhundert werden zwei Arten der Trauer erwähnt, die eine, ein Jahr lang von der Dienerschaft gehalten, heisst: Die Sacktrauer oder weisse und grobe Zeugtrauer; die Stammtrauer, die den nächsten Verwandten zukam, ist die eigentliche Trauer. Hieraus erklärt sich auch die für die Könige festgesetzte Trauer, die ihr Volk als Vasallen betrachteten [2]).

Nach dem Tode Don João am 31 Juli 1750 verordnete der Senat von Lissabon am 1. August, dass arme Männer Kappen und die Frauen Hauben, aber nicht gekräuselte, tragen sollten.

---

1) Annaes de Don João pag. 20. Wie Spencer feststellt, geschah das Gleiche noch bei dem Tode der Donna Maria II, 1853, und bei Don Pedro V, 1861.

2) Im Vertrage von Goa mit den Engländern werden die Portugiesen Vasallen des Königs von Portugal genannt.



Ausserdem musste die Trauer zwei Jahre dauern. Das erste Jahr tief, dann Halbtrauer; ebenfalls bestimmte dann noch die Kammer am 1. Aug. d. J. 1750, dass alle Bürger dem Schildbrechen beizuwohnen hätten, in tiefer Trauerkleidung, bei Strafe von 2000 Reis. Beim Tode des Königs Don José wurde die Geldstrafe auf 400 Reis herabgesetzt.

Wenn jemand stirbt, wird das Signal mit der Kirchenglocke der Gemeinde kundgegeben, und das Lauten bei dem Begräbniss heisst: die Signale.

In Beira Alta läutet man dreimal beim Manne, zweimal bei der Frau und das Festgeläut beim Kinde [1]).

Die Glocke spielt eine wichtige Rolle bei den Riten.

In Basto giebt es zwei aneinandergrenzende Kirchspiele, zwischen denen ein Pfahl für die Fahne steht, die man beim Todesfall herauszuhängen pflegt. Stirbt nun Jemand in dem einen Kirchspiel, so hängt das andere die Fahne heraus, und zwar ist sie schwarz für einen männlichen Verstorbenen, weiss für die Frau und rot für das Kind. Wer nun zuerst in diesem selben Kirchspiel die Sterbeglocke läutet, gewinnt dadurch die ewige Seligkeit.

Auch der Aberglauben spielt dabei seine Rolle. Wenn die Glocke beim Totengeläut lange nachhallt, „so ruft sie nach einem andren Toten." *(Schluss folgt.)*

M. Abeking.

Alte Segen.

Mitgeteilt von Otto Heilig.

II. Aus Cod. Pal. germ. 255 [2]). S. 193ª. Vor elbogen. So solltu nemen vff ein samstag zu morgen vnd sollt abschneiden ein heselen ruet, die in dem selben jor gewachsen sej, vnd sprich also, wan du sie schneitst: † In dem namen des vatters, vnd als vor vnd am andern ende dar gegen ein schnit in der mos, als vnser her in der alten ehe beschnitten wart, auch in dem namen des vatters ...., vnd bestreich es an eim morgen am samstag do

1) Davon ausgehend, dass ein *Engel* in den Himmel kommt.

2) Über diesen Codex, der dem XVI. Jahrh. angehört, vgl. K. Bartsch, „Die altd. Handschr. der Universitätsbibl. in Heidelberg," Heidelberg 1887. — Die Hs. ohne Interpunktion. Kürzungen hier aufgelöst.



mit vnd sprich diese wort als hernoch geschrieben stett: Do vnser here das heilig kreucz vmbvieng, dornoch wuchs nie kein berg noch stein. Also soll dir thun dis gebein. Also wor das ist, so hillff vnd gott vnd der heilig krist, Dornoch vnser her gott warde geborn zu bethlahem, er wurt gemarthelt zu Jherusalem. Das geschicht nun furter nimermer. Also soll dir, pfert, dieser schad vergen. Die wort seint wor in dem namen etc. Das thu iij samstag noch ein ander vnd almol ein frisch holcz, als ob geschrieben stett, vnd lege das alt in den stall in ein loch, das durch aus geth vnd leg sie bej ein ander, vnd wan die hölczer dorren, so soll der schade auch dorren, es sein elbogen, schin, vberbein, leist oder spatten, die anders nit vber das jor seind. Hillfft es aber nit, so los es brennen oder ein rimen stossen; das kreucz |X X| der schnit; also solltu das holcz schneiden mit dem kreucz.

S. 194a. Vor elbogen, Sprich: elbogen, also sej dir hie zu wachsend, alls vnserm herren gott ist ein man, der ein recht zu eim vnrecht macht vnd ein bessers kan. Hie mit solltu ein iglich pfert segen, dass den elbogen hott; vnd segen es hiemit zu einem mol, domit ist es genug, an einer haseln hurst, die do wachsend ist; vnd soll nemen also ein rut, die des johr gewachsen ist, mitt beden henden vnd soll die ruten streichen vber den elbogen zwischen den zweien henden vnd sollt den segen domit sprechen vnd ein pater noster vnd aue maria vnd nim dan die ruet zwischen den zweien henden in ein hant vnd schneid die ruet mit der andern hant indenan vnd obenan ab vnd nim das stück, das dir in der hant bleibt, vnd spalt es mitten von ein ander, so du gleichest magst, vnd nim dan die zwejstück vnd leg sie kreuczweis zu samen vnd streich sie aber vber den elbogen vnd sprich den segen domit noch eimmol vnnd sprich ein pater noster vnd ein aue maria vnd nim die zwejstück vnd lege sie wider zu samen vnd schlag ein fadem dorumb, als dick du willt, vnd nim die bede hende vnd drehe sie vnd krüm sie mit vnd sprich v pater noster vnd v aue maria vnd nim dan das vnd heis es legen vber die thür, do das pfert aus vnd ein geth. So das holcz dürr wirt, so ist das pfert genesen.

S. 195. Ein segen vor den elbogen. Zu dem ersten so zihe das pfert drew mol umb ein hasellbusch vnd schneid zu idem mol drej zweig, die in dem jor gewachsen sein, vnd sollt zu dem ersten, so man das pfert vmb den haselbusch zeucht, sprechen: † in dem namen des vatters, zu dem andern mol sprechen: in dem

namen des Suns, vnd zu dem dritten mol: in dem namen des hailigen geists. Vnd nim dan die neun zweig vnd bind sie kreuczweis zu samen vnd knie nieder, wan du in segest, vnd hebe das † mit den zweigen vff den elbogen vnd sprich neun pater noster vnd neun aue maria, vnd wend es dan zu dem andern mol vmb, vnd sollt aber also viel sprechen, vnd wend es dan zu dem dritten mol vmb, vnd sprich aber so viel das wirt xxvij pater noster vnd souiel aue maria, vnd nem ein pfennig vnd opffer den in St. Steffans ere oder namen, vnd löse den wider mit eim andern § vnd kauff dan ein weck vmb den selben pfennig vnd schneid den weck in vier stück vnd geb das armen leuten vnd streich dem pfert den elbogen fast vnder sich mit den zweigen. Ye dicker man das thut, ye besser das ist, vnd stos das † von den zweigen allwegen vber die thür, do das pfert vnder aus vnd ein geth.

S. 196a. Wer einem pfert ein elbogen ab will segen, der soll im thun, als hernoch geschrieben stett. Zum ersten soll man vff einen samstag zu obent drej heselen schüssling, die von dem Jor gewachsen sein, die man nent sumer latten, nemen vnd soll die an eim suntag, ehe die sunn vff geth, vff die erden seczen vnd dem pfert messen bis an den elbogen, vnd dan oben abschneiden vnd spalten vnd in jglichen ein guten pfennig stecken, vnd soll das pfert mit dem elbogen gegen der sunnen stellen vnd soll im den pfennig vnd die sumer latten an den elbogen heben vnd soll sprechen: † . . . . . . Ich beschwer dich Sunnen bej vnsers hern gots heiligen fünff wunden, das du nimer mer bescheinest das holcz, du büssest dan das wunder, Das dem pferde an das bein ist gebunden. — Das soll man mit jglicher sumerlatten besunder thun vnd zu jglicher also sprechen, vnd soll die drei pfennig dreien armen menschen durch gottes willen geben, vnd soll der des das pfert eigen ist, vnsers herren gots v wunden, v pater noster vnd v aue maria sprechen zu lobe vnd zu eren; daz soll man iij suntag noch ein ander in obgeschriebenem mos thun, vnd soll man die sumerlatten alzuhin (?) bej dem pfert haben. Dan als lang das holcz dort, als lang dorret der elbogen auch.

S. 289b. her Jörgen von ebeleben segen zu den wunden vor gestochen, gehawen, geschossen, gebrochen, vnd vor geschnitten. Wan es aber gebrochen ist vnd allt, so mach den bruch wider new oder frisch, vnd der segen soll drew mol gesprochen werden also, vnd grabe ein geblesterten stein aus vnd nim in zu dem kraut, genant rötich, und sprich: Röttich, ich plantz dich im namen des vatters vnd des suns vnd des heiligen geists amen,

Das du aussdreibest die maden vnd das faul fleisch vnd heilest von grund heraus. Sprich ein pater noster ......, vnd so solcher segenn gesprochen wirt, so nim das kraut vnd den kisellstein vnd grabe das kraut vnder den kisellstein, do er vor ist gestanden vnd du in aus host graben, das er versorgt sej, das man in nit aus grabe, vnd wan das krautt fault, so heilt die wunde; das ist pferden vnd hunden gut. Probatum est vere.

S. 290b. Item ein wunt segen. Sprich: Ich heb an in dem namen des vatters ....; ich segen dich heut, vermaledeit wund, vnd gebeut dir bei der rechten trinitatt, das du lossest dein riesen sein, das du lossest dein schiessen sein, das du lossest dein schwellen sein, das du lossest dein schweren sein, das du lossest dein sauren sein, das du lossest dein faulen sein, das du lossest dein schmacken sein. Alle vnkeusch müssestu vermeiden, es sein spinnen oder fligen oder ander vngenant würm, die müssen al dot sein in gottes namen amen. Vnsers herren gebenedeite wunden, die heilten aus zu grunt; sie entrusent noch entschussent, sie entsawerten noch entfaulten, sie entschwullent noch entschwurent. Do schlug kein vnglück dozu. Also mus auch zu dieser wunden thun in gottes namen, amen; vnd sprich xv pater noster vnd xv aue maria vnsers herren v wunden zu lobe vnd ere. Hie mit segen alle vihe, das wund ist. Es geniest, vnd heiss nit anders dorzu thun, vnd wan du es anfachst zu segen, so nim wasser etwar ein vnd segen es drew mol, wie vor oben geschrieben stett noch ein ander, vnd zu idem mol so geus im das wasser mit der rechten hant in die wund vnd schütt zu hinderst das vberig wasser in die wunden, vnd so du anhebst zu segen, so heis die wund schön weschen vnd ausschneiden, was bös dorin ist.

S. 370a. Wann ein mensch oder vihe madig wunden hot, die heraus zu treiben. So nimm ein distell die allein stett. Die dreib oder reibe drew mol vnd sprich: Distell kraut, Ich reibe dir umb deinen kragen, das du aus dreibst dem menschen die maden. Im namen .... vnd los die distell sten doruff vnd bett Dornoch j pater noster ...; doch mustu vorhin zu den disteln raumen, vnd daz sie dannoch nit vmbfall.

Des meczlers kunst zu Freising.

Von der Hand, die aus dem Grabe herauswächst.

Eine Umfrage von R. Sprenger.

VII. In der Selbstbiographie, die Heinrich Schliemann seinem Werke: ‚Ilias, Stadt und Land der Trojaner' vorangehen lässt theilt er eine Reihe örtlicher Sagen des Dorfes Ankershagen in Mecklenburg-Schwerin mit, wo er die ersten Jahre seines Lebens verbrachte. Unter diesen steht auch ein Beitrag zu Sprengers Umfrage wie folgt:

„...... Auch ein altes mittelalterliches Schloss befand sich in Ankershagen mit geheimen Gängen in seinen sechs Fuss starken Mauern und einem unterirdischen Wege, der eine starke deutsche Meile lang sein und unter dem tiefen See bei Speck durchführen sollte; es hiess, furchtbare Gespenster gingen da um, und alle Dorfleute sprachen nur mit Zittern von diesen Schrecknissen. Einer alten Sage nach war dieses Schloss einst von einem Raubritter, Namens Henning von Holstein, bewohnt worden, der, im Volke „Henning Bradenkirl" genannt, weit und breit im Lande gefürchtet wurde, da er, wo er nur konnte, zu rauben und zu plündern pflegte. So verdross es ihn auch nicht wenig, dass der Herzog von Mecklenburg manchen Kaufmann, der an seinem Schlosse vorbeiziehen musste, durch einen Geleitbrief gegen seine Vergewaltigungen schützte, und um dafür an dem Herzog Rache nehmen zu können, lud er ihn einst mit heuchlerischer Demut auf sein Schloss zu Gaste. Der Herzog nahm die Einladung an und machte sich an dem bestimmten Tage mit einem grossen Gefolge auf den Weg. Des Ritters Kuhhirte jedoch, der von seines Herrn Absicht, den Gast zu ermorden, Kunde erlangt hatte, verbarg sich in dem Gebüsche am Wege, erwartete hier hinter einem, etwa eine viertel Meile von unserem Hause gelegenen Hügel den Herzog und verriet ihm Hennings verbrecherischen Plan. Der Herzog kehrte augenblicklich um. Von diesem Ereignis sollte der Hügel seinen jetzigen Namen „der Wartensberg" erhalten haben. Als aber der Ritter entdeckte, dass der Kuhhirte seine Pläne durchkreuzt hatte, liess er den Mann bei lebendigem Leibe langsam in einer grossen eisernen Pfanne braten, und gab dem Unglücklichen, erzählt die Sage weiter, als er in Todesqualen sich wand, noch einen letzten grausamen Stoss mit dem linken Fusse. Bald danach kam der Herzog mit einem Regiment Soldaten, belagerte und stürmte das Schloss, und, als Ritter Henning sah, dass an kein Entrinnen mehr für ihn zu

denken sei, packte er alle seine Schätze in einen grossen Kasten und vergrub ihn dicht neben dem runden Turme in seinem Garten, dessen Ruinen heute noch zu sehen sind. Dann gab er sich selbst den Tod. Eine lange Reihe flacher Steine auf unserem Kirchhofe sollte des Missetäters Grab bezeichnen, aus dem Jahrhunderte lang *sein linkes mit einem schwarzen Seidenstrumpfe bekleidetes Bein immer wieder herausgewachsen war*. Einer späteren Tradition nach sollte eines dieser aus der Erde gewachsenen Beine dicht vor dem Altar begraben worden sein. Seltsamerweise nun wurde, wie mir mein Vetter, Pastor Hans Becker, gegenwärtig Pfarrer von Ankershagen, mitteilt, bei einer vor wenigen Jahren vorgenommenen Ausbesserung der Kirche in geringer Tiefe unter dem Boden und dicht vor dem Altar ein einzelner Beinknochen aufgefunden. Sowohl der Küster Prange als auch der Totengräber Wöllert beschworen hoch und teuer, dass sie als Knaben selbst das Bein abgeschnitten und mit dem Knochen Birnen von den Bäumen abgeschlagen hätten, dass aber im Anfange dieses Jahrhunderts das Bein plötzlich zu wachsen aufgehört habe. Natürlich glaubte ich auch all dies in kindischer Einfalt, ja bat sogar oft genug meinen Vater, dass er das Grab selber öffnen oder auch mir nur erlauben möge, dies zu tun, um endlich sehen zu können, warum das Bein nicht mehr herauswachsen wolle."

Wien. Isak Robinsohn.

VIII. Heinrich v. Wlislocki teilt in seinem Aufsatze „Aus dem Leben der ungarländischen Zigeuner" in Reclam's Universum 14. Jahrg. S. 30 folgende Verse eines eingekerkerten Zigeunerknaben in deutscher Übersetzung mit:

Jene Hand wachs' aus dem Grabe,
Die mich mit dem Haselstabe
Blau und blutig hat geschlagen
Und vermehrt hat meine Plagen! u. s. w.

Northeim. R. Sprenger.

Lebendige Richtschwerter.

Eine Umfrage von R. Sprenger.

Dass die Hieb- und Stichwaffe Blut trinkt, nach Blut lechzt, ist eine allgemein verbreitete Vorstellung. In den meisten Fällen ist es wohl nur eine poëtische Figur, steigert sich aber oft zur



ausgeführteren Personification. In der Volkspoesie mag bei diesem nicht seltenen Bilde mitunter eine Anlehnung an einen concreten Volksglauben stattfinden.

Besonders praegnant gelangt die Anschauung vom blutgierigen Eisen zum Ausdruck in einigen rumänischen Zigeunerliedern der Sammlung: „Lieder aus dem Dimbovitzathale. Aus dem Volksmunde gesammelt von Helene Vacaresco, ins Deutsche übertragen von Carmen Sylva, Bonn, 1889". Ich hatte die Zigeunerlieder dieser höchst eigentümlichen Sammlung in ungarischer Übersetzung im Jahrgang 1891 der magyarischen Zeitung „Brassó" veröffentlicht, dieselben dabei charakterisiert und ihre Echtheit nachdrücklich bezweifelt. Nun, ob genuin oder nicht, für unser gegenwärtiges Thema sind diese Poesien recht interessant.

Eine besonders ausgeführte, zum Dialog und Drama dämonisch gesteigerte Personification des blutdurstigen Messers zeigt das „Messerlied" (S. 81—82), das wohl ebenso angeführt zu werden verdient, wie die bezeichnende Stelle aus Brentano's berühmter Geschichte:

Messerlied. (Zigeunerlied).

Das Messer tanzt im Gürtel mir,
Sobald ich tanze.
Doch wenn den Wein ich trinken geh',
So wird es traurig.
Denn es hat selber Durst, das Messer:
Es trinkt gern Blut.
Gieb mir zu trinken, Herr! so spricht es,
Denn bleib' ich ohne rothe Flecken,
So schämt sich ja der Sonnenschein,
In mir sich abzuspiegeln.
Gieb her, dass ich am warmen Trank
Mich auch betrinke,
Der aus den Wunden quillt.
Dem Mägdlein wird dein Küssen süsser,
Wenn du gestillt mein Dürsten,
Und lust'ger werd' ich dir im Gürtel [tanzen
Bei deinem Tanze.
Und hört' ich auf mein Messer, ging [ich Nachts
Dich aufzusuchen, Liebchen,
Und unter deinem Hemde sucht ich fein [die Stelle,
Wo dir das Herzchen schlägt.
Und schenkte meinem Messer
Die Wärme deines Blutes,
Weil du mir deinen Kuss verweigert;
Und nach dem Kuss hab' ich gedürstet,
Sowie mein Messer nach dem Blute [dürstet.
u. s. w.

Auch in einem andern Ziegeunerlied „Die beiden Messer" (S. 109) spielt das Eisen eine bedeutsame Rolle, doch tritt es nicht spontan selbsttätig blutdürstig auf. Es heisst da:

Wenn in der Kammer sehr schwarz die Nacht,
Hör' ich reden die Messer zusammen.
Spricht's eine: Die Ehefrau hab' ich erstochen.
Spricht's andre: Ich habe den Mann getödtet.
. . . .
Da sprachen die Seelen:
Was habt ihr mit unserem Blute gemacht?
Wir haben's getrunken und glänzen.

Auch sonst kommt das Messer noch häufig in Verbindung mit

dem Blute vor. Ich will nur noch eine Stelle anführen, aus dem Drama: Herbst (S. 403).

Das Messer:

Das Blut, das ich getrunken, | Das war dein eigen Blut.

Budapest. Anton Herrmann.

Wie viel ist die Uhr?

Volksthümliche Plauderei von A. Treichel.

Es ist ein alter und landläufiger Fehler, auf dessen Ausmerzung die Herren Lehrer schon bei der Jugend bedacht und beflissen sein sollten, dass man seinen Dank in die Worte kleidet: Ich danke schön! Wo ich's bieten kann, ist, um zu unterweisen, meine Antwort darauf: „Schön — dankt der Pudel!" denn es soll nicht die Art und Weise, sondern der Grad des Dankens ausgedrückt werden. Es muss also heissen: Ich danke *sehr*! Auch würde das einfache „Ich danke" genügen. Übrigens dürfte bekannt sein, dass der Engländer, wird ihm etwa von der Hausfrau noch ein Glas Thee angeboten, seinen Dank der Frage an und für sich gelten lässt, ein folgendes Ja oder Nein aber erst seinen Entschluss der Bejahung oder Verneinung kund thut. „Ich danke, ja!" hiesse also: ich bitte! „Ich danke, nein!" ist unser: ich danke.

Ebenso landläufig und falsch ist auch, dass man die Frage nach der Zeit in die Form kleidet: „*Was* ist die Uhr?" Um nun zu zeigen, dass diese Frageform nur der Erklärung der Gegenstandes gelten darf und auf die gewünschte Wissenschaft der Zeit gänzlich ohne Einfluss ist, giebt es dann mehrere hinweisend-belehrende Antworten, als da sind: 1. Ein Zeitmesser. 2. Ein Instrument zur Zeitmessung. 3. Ein Kunstwerk. 4. Ein künstliches Räderwerk. 5. Eine runde Figur. 6. Ein Instrument aus Metall und Glas (Holz bei Wanduhren) zum Bestimmen der Zeit. 7. Was sie gestern um diese Zeit war. Die letztere Antwort wird aber auch gegeben, wenn richtig gefragt wurde: *Wieviel* ist die Uhr? Man fühlt sich einfach nicht bemüssigt, die Uhr hervor zu holen und nachzusehen. Auch hierin kamen mir die Bl. f. Pomm. V. K. IV. 1896. S. 15. mit dortigen Beiträgen zuvor. Es giebt Leute, welche, um doch die Zeit zu füllen, tagsüber jeden Ankömmling wohl mehrmals nach

der Zeit befragen, um jedes Mal ihre Uhr getreulich immer anders, aber „auf die Minute" zu stellen. Ein Dienstmädchen wollte sich sogar ein paar Lorbeerblätter „zugeben" lassen, als sie im Kaufmannsladen jene Frage that. Eine andere Geschichte ist die zeitig zutreffende Antwort: Eins hat's geschlagen! indem man dem Frager einen (leichten) Schlag giebt. Übler wäre dieser bei einer solchen Behandlung der Sache dran gewesen, wenn es die zwölfte Stunde geschlagen hätte.

Es kann nun aber auch sein, dass man eine Uhr hat, die unrichtig, ungenau, falsch geht. Da heisst es denn: 1. Seine Uhr geht nach Erbsen. 2. Sie ist dreiviertel auf graue Erbsen. 3. Drei Veerdel op e Böxeknop. (Fr. R. A. I. 3857). 4. De Glock geiht na Schemper (Dünnbier). (Elbinger Niederung. Werder.) 5. Die Uhr geht nach Buttermilch. (Fr. I. 3856). 6. Seine Uhr geht nach'm Chausseegraben und wenn sie schlägt, schlägt sie Hammelfleisch. Letzteres so im Kr. Putzig. So unverständlich das ist, so scheint diese Redensart einer vergessenen Thatsache ihre Entstehung zu verdanken. Wer aber gar keine Uhr besitzt und aus Eitelkeit alsdann vielleicht nur den Uhrschlüssel an der härenen Kette in der Tasche trägt, da heisst es dann: „Meine Uhr ist beim Klempner!" oder: „sie ist beim Stellmacher!" um spassig das richtige Handwerk zu verdrehen, wiewohl der Stellmacher als eine mehr *sprachliche Verstellung* erscheint. Beim Bruder Studio allerdings lautet die vorgebrachte Ausrede und Entschuldigung ganz anders; dessen Uhr „lernt hebräisch", da sie gewöhnlich bei einem jüdischen Pfandleiher versetzt ist. Selbstverständlich giebt es auch manche volkstümliche Ausdrücke, selbst spasshafter Art, für die Uhr selbst. Ich führe deren einige an: *Kartoffel* (von der runden Form), *Knarre* (von dem Ton beim Aufziehen), *Zwieback* (von der Form), *Butterbüchse* (vom regelmässigen Räderwerk), die *Bimm* (malend vom Tone einer Schlaguhr) und die *Ticketacke* (vom Geräusch). Kinderrätsel: „Es hängt an der Wand und macht Ticktack." Von der Form her hiessen die Taschenuren bald nach ihren Erfindung, wie bekannt, *Nürnberger Eier*. In unseren Schöffenakten heist die tragbare Uhr, *Pectorate*, weil sie am Bande um die Brust getragen wurde. Auch im Marienburger Tresslerbuche (1399—1409) kommen für den Deutschen Orden schon Uhren vor. 1399 wurde dafür 1 m. (heutige 13 m.); gegeben doch wohl nur für Reparatur. Es waren mechanische Uhren, die auch damals nach ihrer Thätigkeit zeiger oder seiger hiessen. 1401 kostete eine solche Uhr „an acht steyne ungerisch ysen, vor dy spera (Zifferblatt) zum

zeiger (hier also der wirkliche Zeiger) das koperynne blech, für den cleynsmede, der den zeiger hat gemachet, dem smede, dem zeigermacher, als er wegzog, dy spera zu molen (malen, anstreichen) und [3 firdung] vor den stern an der spera" fast 33 preuss. Mark und wird die Angabe sich wohl auf eine Thurmuhr beziehen, zumal da noch von einer Glocke die Rede ist. 1409 kostete eine Besserung desseygers dem Groskompthur abermals 1 preuss. M.

Vor Erfindung der Taschenuhren wurden früher die Zeiten, namentlich in Klöstern, durch eine Glocke kund gethan. Noch heute wird durch Glockenton vielfach Zeichen gegeben. Stellt man damit ein Uhrwerk in Verbindung, wie bei der Schlaguhr, so wird durch den Ton die Zeit angezeigt. Kommen daher die Redensarten von „an die grosse Glocke hängen" (unter die Leute bringen, ausposaunen) und „die grosse Glocke ziehen" (laut sprechen oder schreien, um sich Gehör zu verschaffen), so ist noch erklärlicher die Übertragung des Wortes *Glocke* auf die Uhr selbst. Man fragt: „Wat ös de Klock?" „Die Glocke schlägt!" Der Volksmund reimt: „Schlaf' sacht, Bis Morgen früh Klock acht!" Dass die Klock' nach Schemper geht, ist schon oben angegeben. Bei Frischbier heisst's in V. R.: Klock sechsen fängt man an zu hexen, Klock sieben wird er (der Kaffee) gerieben; und in R. A. I. 1305: Klock ös Klock, Mutter göft Ete! Es heisst ferner: „Er wird ihm zeigen, was die Glocke geschlagen hat!", wenn Jemand Strafe verdient hat. Als früher Nachtwächter mit Spiess und Knarre von 10 Uhr abends an die Zeit verkündeten, war ihr Begleitgesang: „Hört, Ihr Herren, und lasst Euch sagen, Die Glocke, die hat ... geschlagen; Bewahrt das Feuer und das Licht, Damit kein Schade nicht geschicht!" Ähnlich beginnt auch C. F. Scherenberg's tiefernstes Gedicht vom Thürmer: „Zwölf hat die Glock geschlagen! Lobet den Herrn! Mitternacht! ringsum die Thürme sagen; Mitternacht! tönt's nah und fern!" — Glocken-Kapitän soll nach G. E. S. Hennig (Preuss. W. B. 1785. S. 85) eine (scherzhafte) Benennung für den Aufseher über die Glocken und das Geläute gewesen sein. In alten Stadtordnungen und Rechnungen finden wir, dass dem, der die Thurmuhren aufzuziehen hat, ein kleines Jahrgehalt zugewiesen wird. *Wiser* heisst die Uhr, weil sie zeigt; dieses weisen, pltd. wîsen, ist in der Bedeutung von dirigere, conducere zu nehmen. Nach Frischbier, Preuss. W. B. II. 336 ist *Sêger*, *Sega*, *Söger*, m., als Seiger die Uhr, weil sie zeigt. Im Platt des Samlands heisst die Taschenuhr *Fupkeseger*. Die Fupp ist die Tasche. Der Ausdruck sêger, Seiger kommt her vom ahd. sîkan, sîgan, nhd. sîgen, sin-

ken (auch vom Tage oder Schatten), tropfenweise oder tröpfelnd sich abwärts bewegen, bei der (Sand- oder Wasser-) Uhr also von dem Sinken (Abwärtsrinnen) des Sandes oder Wassers. Vgl. Weigand, D. W. B. II. 682. An Beispielen führt Fr. an: De Siga schlôg ênt. Volksr. 101, 450. De Sêger ös e Lüdbedreger Sprw. I. 3462. Wieveel mach doch de Seeger sön? Volksr. 264, 922. Möt Hot on Taschesêger de Lehrer vär di steit. Lehrerzeitg. 4, 355[b]. Nu geit de Sêger recht, wenn etwas verkehrt ausgeführt wird. Wie der Seger gehet, so gehet das Regiment. Stein, Peregrinus XVII. 14. W. Mtsbl. VI. 189.

Oft hört man auch die Frage, wieviel denn eigentlich eine richtig gehende Uhr sei! Als die richtigstgehende wird die Bahnuhr angenommen, weil Jeder, der reisen thut, sich nach ihr richten muss. Der nun geltenden „mitteleuropäischen" Zeit wird bei der Frage nach der Tageszeit jetzt auch meistens speciell noch Erwährung gethan, einmal um seine Kenntnis von allen Neuerungen zu zeigen und dann, um auch recht berichtet zu werden. Die *Wirtschaftsuhr* wird gewöhnlich eine Stunde vorgestellt, damit die Zeit der Arbeit desto früher beginnen soll; hiernach heisst *so* eine viel zu früh gehende Uhr auf dem Lande, wo man aber noch vielfach die Zeit nach dem Laufe der Sonne bestimmt, und die Uhr nach der meistens im Kalender angegebenen Stunde des Sonnenauf- und Unterganges gestellt wird. Im Werder heisst es, wenn die Uhr vorgerückt wird: „Middàg môk wie, wenn wi wille; de Awend kümmt von selwst." Hier ist zu erinnern an die Antwort eines berühmten Mannes auf die Frage, um wie viel Uhr man seine Mahlzeit einnehmen solle: „Die Reichen, wenn sie mögen, und die Armen, wenn sie etwas haben!" „Es ist die höchste Eisenbahn!" oder: „Es ist der höchste Omnibus!" sagt man scherzhaft für: „es ist die höchste Zeit!", weil jene (Eisenbahn und Omnibus zum Bahnhofe hin), ebenso wie die gleichmässig vorrückende Uhr durch ihre Regelmässigkeit zur Pünktlichkeit anhalten. Noch zu Anfang unseres Jahrhunderts war eine Uhr in der Tasche ein seltenes Besitztum. Daher stammt die polnische Redensart: Wer Uhren trägt, muss Rittergüter (Vorwerke) haben. (Kto nosi zegarki, musi mieć folwarki.) Dann kamen sie als Geschenke zur Einsegnung oder zum Geburtstage bei höheren Semestern. Heutzutage hat sich ihr Besitz sehr stark verallgemeinert. Eine Uhr trägt schon der Quintaner, wie auf dem Lande eine solche eher zukommt dem Hofmeister als Leutebesteller und Arbeitsuhr und dem Kutscher als etwaigem Bahnfahrer, während früher kaum der Inspector eine

solche besass. Jetzt macht nur noch das Metall einen Unterschied und bei bevorzugteren Gelegenheiten geht es selbst in minder gut situirten Kreisen kaum ohne goldene Uhr ab. Früher war sie die höchste Gabe an die Frau bei der Hochzeit als dem bedeutsamsten Lebensabschnitte, ein Nonplusultra, wenn gar mit goldener, vererbbarer Kette, heute beim Uhrmacher ein leicht gekauftes „Stück in die Wirtschaft", das man sich für baares Geld und sonst auch auf Pump schon bei Verlobungen leisten kann. Die Uhr des Bauern war ausser dem Laufe der Sonne, sowie dem Mondschein, der häufig nur im Kalender steht, aber in Wirklichkeit nicht vorhanden ist, früher insbesondere auch das Krähen des Hahnes, das zu dreien Malen über Nacht zu bestimmten Stunden eintritt, der oder das *Hahnenkräh*; doch richtet er sich auch sonderbarerweise, aber häufig wohl durch die Wirklichkeit und Regelfolge bedingt, in recht derber Art — dass ich's nicht verhehlen darf — nach den Bedürfnissen seiner eigenen menschlichen Natur.

Wie machen es aber die Indianer, wenn sie wissen wollen, wie viel die Uhr ist? Die scherzhafte Antwort lautet: Sie gehen in den Urwald. — Die Kinder endlich pusten über die abgeblühte Butterblume, *Taraxacum officinale* Web., hinweg, aber nur einmal, und sagen, soviel grosse Löcher von den weggeflogenen Samen auf dem Blütenboden nachzuweisen sind, „soviel is use Uhr!" (Saalfeld. E. Lemke).

In alten Standuhren (Gehäuse oder Holzkleid) wurde früher Geld verwahrt, wie heutzutage rundgeschnittene Fahrpläne oder Briefmarken unter dem Gehäuse von Taschenuhren. Sonnenuhren stellen sich noch die Lehrer auf dem Lande mit Leichtigkeit her, sowie ebenda die Kinder mittelst zweier in den Sand gesteckter Hölzchen. Vor Zeiten traf man sie häufig an Pfarrhäusen und bei Kirchen, als deren Besatzstücke sie inventarisirt und dann als Merkwürdigkeit aufbewahrt wurden. Eine Art kleiner Sanduhren gebraucht man noch heute beim Kochen von Eiern; dabei heisst es auch, wenn sie pflaumenweich werden sollen, dürfen sie nur so lange in heissem Wasser kochen, als wie man drei Vaterunser zu beten vermag. Noch weise ich auf die Sanduhren hin, die noch in heutiger Zeit beim Loggen der (Segel-)Schiffe in Gebrauch sind, um zu erfahren, wie viel Meilen das Schiff zurückgelegt hat.

Endlich noch eine scherzhafte Aufgabe: man soll die Stundenzahlziffern der Uhr richtig aufschreiben. Ob geradeaus oder in der Runde geschrieben, gemeinhin wird man die römische Ziffer IV und nicht IIII, wie sie doch wirklich zu finden, schreiben,

sowie auch die vielfach bei einem Minutenzifferblatt aus Platzmangel fast fortgefallene VI nicht fehlen lassen. Es ist diese Aufgabe gerade so verzwickt, als die Zahl eilftausend eilfhundert und eilf zu schreiben, was in den meisten Fällen mit 11 111 fälschlich ausgeführt wird (statt 12 111).

Ruthenische Sagen.

Mittgetheilt von Dr. E. Friedländer.

I. Am 1. April fällt ein Sternlein vom Himmel zur Erde nieder. Der Volksmund weiss Wunder von diesem Sternfall zu erzählen. Auf Veranlassung der heiligen Balbina, der bäuerlichen Schutzpatronin dieses Tages, die der Sage gemäss dem Bauernstande entstammen soll, fällt jedes Jahr am 1. April eine menschliche Seele in der Gestalt eines leuchtenden, glitzernden Sternleins zur Erde nieder. Diese Seele wählt sich auf dem ganzen Erdenrunde nur ein Dorf aus, jedes Jahr ein anderes. Sie fällt gleich bei Anbruch der Nacht nieder. War es bei Lebzeiten in der irdischen vergänglichen Hülle eine Bauernseele, so fällt der Stern auf einen Kirchhof, war es aber die Seele eines Gutsherrn oder Gutspächters, so fällt das Sternlein mitten auf dem Herrnhof der Pfarrei nieder. — Was sie nachher auf dieser Erde treibt — das weiss niemand und darf auch niemand wissen. Das Eine nur wissen die Dorfbewohner bestimmt, dass jene Seele bei Lebzeiten viel, sogar sehr viel Arges jenem Dörfchen zugefügt habe, auf dessen Territorium sie nun in Gestalt eines Sternleins niederfällt. Auch das ist sicher, dass diesem Dorfe in demselben Jahre sein Glückstern leuchten wird, weil es weder von einer Überschwemmung noch von einer Feuerbrunst heimgesuchr werden darf und kann. Das bewirkt bei allen Heiligen die heilige Balbina für das unter ihrem besondern Schutze stehende Landvolk. Aber bewahre Euch der Himmel, auf jenen Stern hinzusehen, sobald er über dem Dorfe schwebt, um niederzufallen!! Ansehen dürfen ihn nur ausnahmsweise Kinder, die noch unschuldig und frei von Sünden sind; ein Erwachsener hingegen soll, sobald er von einem Kinde an diesem Tage vernimmt, dass ein Stern fallt, sich sofort schnell auf der Fusssohle stehend mit geschlossenen Augen umdrehen, drei Mal das Kreuz schlagen und zur heiligen Balbina beten.

II. Sagen der Bojko's (der südruthenischen Bauern) über die Entstehung eines Berges in den Karpaten. — Der „mittlere Beskid", wo eben das Städtchen Skole, der Sitz meiner Praxis, liegt, ist im Verhältnis zu den übrigen Beskiden, die mehr nach Westen sich hinziehen, niedrig, da ein Gebirgszug über 1500 Meter hoch zu den Seltenheiten gehört. — Der höchste Berg in diesem Gebirgsrayon ist die sogen. Paraszka, eine kleine Meile von meinem Sitze entfernt, wohin die hier im Sommer weilenden Curgäste und Touristen häufig Ausflüge machen. — Da dieser Berg der höchste und zugleich von der Natur mit ungeheuren nackten Felsen, Schluchten und Quellen ausgestattet ist, so betrachten ihn die Bojko's mit Ehrfurcht und Bewunderung und bringen dessen Entstehung mit verschiedenen Sagen in Verbindung.

Besonders interessirten mich zwei. Die eine Sage lautet: Als Daniło, der Fürst von Halicz (nach dem Fürstenthum Halicz wurde später das Land Halizien oder Galizien genannt) vor den Horden der Tataren über die Karpaten nach Ungarn fliehen musste, da liess er im Schlosse bei Skole seine Schätze und seine Tochter Prakseda oder Paraszka zurück. Die Tataren, die davon Wind bekamen, eilten herbei, zerstörten das Schloss, raubten die Schätze, ermordeten die junge Fürstentochter und an der Stelle, wo diese von den Urahnen pietätvoll begraben wurde, erhebt sich heute die prachtvolle Paraszka. — Diese Sage hat einen geschichtlichen Zug.

Eine andere Sage lautet: In dieser Gegend wohnte vor vielen Jahren ein Riese, der seine hübsche Tochter Paraszka dem in der Nachbarschaft wohnenden Riesen keinesfalls zur Frau geben wollte. Als aber diese gegen den Willen des Vaters zu ihrem Geliebten floh, da schleppte der Gewaltige einige Berge zusammen, mit denen er die beiden bei einem trauten Stelldichein bedeckte. Seit also unter diesen Bergen die liebliche Paraszka ruht, wird dieser Berg so benannt.

III. Ausser dieser Sagen über die Paraszka fand ich noch hier in der Gegend eine Sage, die mich deshalb interessirte, weil sie Bezug hat auf die sogen. und bei dem Landvolke bestgehasste „pańszczyzna" oder „Robot". — So hört man von vielen alten Bauern Reminiscenzen an einen berühmten Banditenhäuptling Dobosz, der seine geraubten Schätze in den Höhlen zwischen den Felsen in den Dörfern Bubniszcze und Urycz versteckt haben sollte. Die Gestalt dieses Banditen wird noch heute mit der Aureole des Volksheldenthums umgeben.

Dobosz soll der mutigste Vertheidiger der Bauern gegenüber den „Herren" gewesen und stets für die Befreiung der armen Bauern von dem Joch der sie zu Frohndiensten zwingenden „Herren" eingetreten sein. Deshalb erfreute er sich der Sympathie der Bauern, während ihn die Herren fürchteten und ihm wegen seines tollen Muthes doch nichts anhaben konten.

IV. Die Sage vom Veilchen. In Muszyna am Poprad im westlichen Galizien ist beim Bauernvolke seit altersher eine Sage über die Entdeckung resp. Auffindung der ersten Veilchen verbreitet, die ich des Interesses wegen hier nach dem „Słowo polskie" (Lemberg 1898, Nr. 84, S. 3) mittheile.

Als auf dem polnischen Throne in Krakau ein König, namens Surowy regierte, brach ein neuer Krieg in Polen aus. — Der König war schon sehr alt, er blieb daher diesmal, trotzdem er sein ganzes Leben in Schlachten zugebracht, zu Hause, während er seinen Sohn, den Prinzen Fiołek (Veilchen) auf's Schlachtfeld schickte. Das Prinzlein, das noch jung war und kaum einen Anflug von Schnurrbart hatte, wurde von seiner Mutter, während der Abwesenheit des Vaters sehr verweichlicht und war auch in seiner physischen Entwicklung sehr zurückgeblieben. Da der Alte aber dabei blieb, dass der Prinz hinaus müsse, so musste er sein Ross besteigen und mit den Reitern zwischen Bergen und Schluchten dem Feind entgegenziehen. — Man schlug das Lager am Poprad, hinter dem Walde auf. Der Prinz befand sich das erste Mal in dunkler Nacht unter freiem Himmel — in einem Zelte. Er wurde deshalb sehr traurig. Auf Geheiss seines Vaters behandelte man ihn als einfachen Krieger und man befahl ihm daher beim Kessel zu stehen, um den die Ritter lagen und der Ruhe pflegten. Fiołek nahm nun Gerüche und Ausdünstungen wahr, an die er nicht gewöhnt war: theils vom Kessel, theils vom Pech, mit dem man die Stiefel schmierte. Er bekam Kopfschwindel — bis er endlich ohnmachtete und zur Erde fiel. Die Kriegsgenossen sprangen erschreckt herbei, hoben ihn vom Boden auf und trugen ihn vom Zelte weg. Alsdann legten sie ihn am Rande des Waldes nieder, auf den kühlen, grünen Rasen. Es nützte jedoch dies nicht viel, es gelang durch nichts den Prinzen in's Leben zurückzurufen.

Die ältern Genossen schüttelten betrübt die Köpfe, und meinten, dass hier alles Bemühen vergeblich sei... Inzwischen liess sich in der Umgebung des Halbtoten ein wunderbar angenehmer Geruch wahrnehmen, wovon die Luft geschwängert war. Der Prinz

begann zu athmen und kam allmälig zu sich dank dem starken, angenehmen Dufte, den auch die Ritter spürten. — Darüber verwundert, beginnen sie die Ursache dessen zu suchen — und sie fanden im Grase bescheiden versteckt eine Menge kleiner, schöner Blümchen, die sie früher nie gesehen hatten. Sie sammelten nun ganze Sträusse dieser lieblichen, wonnigen Blümlein und steckten sie sich in die Panzer. Zur Erinnerung aber, dass durch diese Blümchen der Prinz Fiołek seine Gesundheit wieder erlangte — nannten sie sie „fiołki" (Veilchen). Das erste Sträusslein dieser neuen Blümlein von besonders angenehmen Dufte brachte der Prinz Fiołek seiner Mutter. Die Königin liess sie im Garten pflanzen und seit der Zeit verbreiteten sie sich in ganz Polen, von wo sie später Ausländer in die Fremde trugen.

Folkloristische Findlinge.

Das Ernte Kind. [zu S. 141]. Das Erntekind ist das Kornkind, Ährenkind, der Kornengel, ein elbischer Geist, der die Ernteleute im Mittagsschlafe beängstigt, erschreckt, blendet (durch Sonnenstich) und Kinder entführt. Wie Pan mit dem Pan'schen Schrecken den griechischen Hirten im Mittagsschlafe plagte, so beängstigen die Mittagsgeister (meist als Korngeister) die deutschen Erntearbeiter und deren Kinder, die im Freien schlafen. Der Dämon meridianus spielt namentlich bei den südlichen Völkern eine grössere Rolle, als bei den nördliche und ist identisch mit dem Mittagsalp.

Vergl. Mannhardt, Die Korndämone, Berlin 1867; Golther, Mytholog. 156; Rochholz, Deutsch Gl. u. Br. I. 67. —r.

Mittel gegen Regen. Im Diarium Parmense (bei Muratori Scriptores rerum ital. tom. 22) wird erzählt:

„Sepultus fuit anno 1478 mense Junio in ecclesia S. Francisci quidam cives nomine Franciscus de Pizzicardis, maximus et crudelis usurarius cum veste, berrettina et cordone S. Francisci. Cum pluvia foret ingens et continuata, orta est fama in populo, quod dicta pluvia numquam cessaret, donec corpus dicti usurarii esset in sacrato. Pueri civitatis, quasi omnes dicto corpore ab episcopo requisito, eoque recusante, iverunt simul uniti ad dictam ecclesiam, portas dejecerunt, ipsumque corpus e sepulcro avulserunt et dicto

cordone quo cinctus erat appenso ad collum, per civitatem traxerunt... et fuit dejectus tandem in flumine Padi, et fuit mirabile quod pluvius illico cessavit."

Mitgeteilt von Dr. M. Landau.

Zu Urquell II. S. 114. — Verfasser des Liedes ,Andreas, lieber Schutzpatron' ist J. W. von Beust, 1772. Als Volkslied bei Hoffmann v. F. VL.[3] 111, Nr. 49. Böhme VL. 511, Nr. 683. Vergl. Spitta VfMG. 1, 65, Anm. 5. W. Ohorn, 3, 270. Erk-Irmer 4, 56, Nr. 51. Bernhardi 1, 4, Nr. 7. Die Volksharfe 3. Bdchen (1838) S. 65. Kretzschmer 1, 257, Nr. 146. Steiermark (Schlossar 388, Nr. 351). Ostpreussen (Frischbier-Sembrzycki 90, Nr. 73). Kgl. Bibl. Berlin Yd 7902 und 7904.

Halle a. d. S. Dr. John Meier.

Zu II. Heft 1 u. 2 (1898) S. 43. — In Wien ruft der gemeine *Sperling* (Spatz): „Diab, diab!" (dieb); die *Wachtel*: „Wau, wau, wau, findst mi-net!" daran schliessen sich auch die Verse: „Hintern Bett bin i net, hätt' i a weng fürigschaut, häst mi brav aufighaut!" Diese Annahmen gelten übrigens auch für Niederösterreich, oder vielmehr, sie gelangten wol vom Lande in die Residenz. — Die Oberösterreicher legen der *Goldamsel* folgendes in den Schnabel: „Setz die Kugl auf, wirf die Kugl var (herab)." Die Niederösterreicher ähnlich lautendes, aber nicht leicht zu erklärendes.

Zu Bd. I. Heft 10. 1897. S. 264. — In Wien (mir seit den Sechziger-Jahren bekannt) sagen die Kinder auf „Was?" „Alt's Fass!" Das geschieht manchmal ärgerlich, manchmal um seinen Kameraden „aufsitzen" zu lassen. Im letzteren Falle wird etwas undeutlich gesprochen und wenn dann der so Angeredete Was? frägt, die obige Antwort gegeben, worauf der Missethäter sofort reissaus nimmt. — Aber auch Erwachsene gestatten sich diese Antwort. Eine übermüthige Dame, die stets rasch Reime zur Verfügung hat, setzte noch hierzu „G'faults Gras!"

S. 266. — Eine Dame in Wien verliess den gastlichen Tisch meist mit den Worten „Bitt' nur christlich." Angeblich soll dies in Tirol der Brauch sein, wenn man sich von einer Gesellschaft entfernt; man bittet damit, nicht allzu schlimm durchgehechelt („ausgerichtet") zu werden.

30/3 1898. Böck.



Friedrich Müller.

In der Nacht vom 24. auf den 25. Mai verlöschte zu Wien diese Leuchte neuzeitlicher Sprachenforschung. Geboren ward F. M. am 5. III. 1834 zu Jemnik in Böhmen von sehr armen Eltern. Von den ersten Entbehrungen der Jugendzeit abgesehen, war seine Laufbahn nach aussen hin sonnig. Sein Leben bewegte sich nur zwischen Wien und Jemnik. Das war sein bürgerlicher Horizont, trotzdem er zu den bedeutendsten Ethnographen volle zwei Jahrzehnte hindurch zählte. Seine Werke findet man in jedem Konversationslexikon verzeichnet, so dass deren Anführung hier entfallen mag. Als Folklorist trat er einmal mit der Herausgabe ihm von anderer Seite gelieferter Zigeunermärchen hervor. Ich war vier Jahre lang sein Schüler, sogar sein Lieblingsschüler (ein Semester hindurch allein sein Hörer), und er blieb der einzige von allen meinen Lehrern, mit dem ich auch nach zurückgelegten Universitätstudien Beziehungen unterhielt. Wenn einer, so bestärkte er mich seinerzeit in meinem Entschlusse, mich der Volkskunde als einem Lebensberufe zuzuwenden. Dies mögen ihm diejenigen nachtragen, die an meinen Bemühungen kein Vergnügen finden. Er selber verübelte es mir, dass ich nicht sein Jünger geworden, sondern mich der Richtung eines A. H. Post, A. Bastian, Gaidoz, der Engländer und Amerikaner angeschlossen. Er verkannte, dass seine sprachwissenschaftliche Methode nicht ohne weiteres für die Volkskunde tauge und dass der Wert seiner Systematik der Völker- und Racenkunde für mich rein imaginär sein musste. Nach drei Disputationen, die er mit mir darüber führte, veröffentlichte er jedesmal im „Ausland" und später in „Globus" geharnischte Aufsätze zum Schutz seiner Theorien. Bekehrt hat er vielleicht andere, und meine Verehrung für ihn bewies ich damit, dass ich niemals mit ihm öffentlich stritt. Er war ein Mann voller Extravaganzen, die man als Originalität auslegte, es waren aber nichts denn beklagenswerte Äusserungen seines Gedärmekrebsleidens, das ihn mindestens fünfzehn Jahre lang gegen so manchen gesunden und lebensfrohen Menschen verbitterte, ungerecht und erbarmungslos grausam machte. Er war von der übertriebensten Sparsamkeit und besass einen ungemein entwickelten Erwerbsinn, so dass er ein namhaftes Vermögen ansammeln konnte.

Er ruhe in Frieden! Seine Forscherarbeit verbleibt in Ehren hochgehalten! Krauss.

Vom Büchertisch.

E. Rohde, *Psyche.* Seelencult und Unsterblichkeitsglaube der Griechen. Zweite verbesserte Auflage. Zwei Bände. J. C. H. Mohr (P. Siebeck). Freiburg i. Br. 1898. Preis 20 M.

Nicht um den eigentlichen fachwissenschaftlichen Werth des vorliegenden Buches zu würdigen, was wir gern den Herren Philologen überlassen, sondern wesentlich aus methodischen Rücksichten möchten wir mit einigen Worten diese letzte Arbeit des für die Wissenschaft leider viel zu früh verstorbenen Verfassers besprechen. Wir begrüssen darin, kurz gesagt, den erfreulichen und erfolgreichen Versuch, den engen Horizont der classischen Alterthumswissenschaft zu durchbrechen und die Grundsätze der vergleichenden Völkerkunde auch für das ‚geheiligte' Areal griechischer Entwicklung in Anwendung zu bringen. Es mag viel mit unzutreffenden Analogien gesündigt sein — das wollen wir rückhaltlos zugeben —, aber, dass sich anderseits dieselben Gesetze des psychischen Wachsthums, besonders in den primären Stadien, ebenso in dem erleuchteten Volk der Hellenen bekunden müssen, wie bei irgend einem Naturvolk, scheint uns ein so sehr durch die übereinstimmenden Ergebnisse der vergleichenden Mythologie bestätigtes Axiom, dass wir darüber unbefangenen Beurtheilern des Sachverhalts gegenüber kein Wort mehr zu verlieren brauchen. Soll überhaupt von einer inductiven Psychologie die Rede sein, von Elementargedanken im Bastian'schen Sinne, so kann von dieser schlechthin allgemeinen Perspektive nicht irgend ein Stamm, und sei er noch so hervorragend beanlagt, ausgenommen werden — oder die Rechnung stimmt überhaupt nicht und das Gebäude bricht in sich zusammen. Um das an einem concreten Beispiel zu erläutern, sei es uns gestattet, auf die Eigentümlichkeit des primitiven homerischen Seelenbegriffs mit einigen Worten einzugehen. Diese Psyche ist, kurz gesagt, das unsichtbare Abbild des Menschen, welches nach dem Tode völlig frei wird, während es im psychophysischen Zusammenhange nur hin und wieder sich von seinen Beziehungen zu lösen vermag. Mit vollem Recht hat sich Rohde, um seinen Fachgenossen das Befremdliche dieser Vorstellung zu benehmen, auf die allbekannten Ausführungen Herbert Spencer's berufen, in welchen dieser denselben Glauben bei den Naturvölkern darlegt. Ich erlaube mir, diese Analogien durch den Hinweis auf die völlig entsprechende hawaiische Anschauung zu vervollständigen, nach welcher wir gleichfalls ein solches andere Ich in der Uhane ola besitzen, welche besonders in Träumen und Ekstasen den Leib zu verstarren im Stande ist im Gegensatz zu der Uhane make, welche an den Leib gebunden ist. Ebenso steht für Homer, wie für die ganze primitive Theologie, die Realität der Traumerscheinungen ohne Weiteres fort, kein fressender Skepticismus hat den schlimmen Unterschied des Ideellen und Realen aufgedeckt. Nun ist das Seltsame, das Homer einen eigentlichen Seelencult in der bekannten religiösen Observanz nicht kennt, die Psyche losgelöst von den leiblichen Leben ist ohnmächtig und vermag keinen Schaden anzustiften, — sobald der Leib verbrannt ist nämlich —, hier würden alle Parallelen mit den Naturvölkern versagen, wenn es uns nicht gelänge, einem tieferen, nur in den grossen epischen Gedichten schon verdunkelten, überwucherten Zusammenhange auf die Spur zu kommen. Auch an diesem Punkte setzt die ethnologische Methode ein; es gilt nur, sagt der Verfasser sehr richtig, die Augen nicht in vorgefasster Meinung zu verschliessen vor den Rudimenten (survivals nennen sie deutlicher englische Gelehrte) einer abgethanen Culturstufe mitten in Homer (S. 14), und nun wird höchst einsichtsvoll aus diesen spärlichen Reden und unter Benutzung älterer Ideen, wie sie noch bei dem vom Wellenschlag höherer Civilisation nicht berührten Hesiod zu erkennen sind, der allbekannte Seelencult entwickelt, der uns, ebenfalls gleichartig in seinen Grundzügen bei allerhöchster Differenzirung, überall auf niederen Entwicklungsstufen entgegentritt. Dieser Beleg mag für unsere Behauptung genügen, für den verständnissvollen Leser ist damit das Princip der Forschung genügend veranschaulicht. Wie bereits bemerkt, wir halten es im Interesse einer gedeihlichen wissenschaftlichen Entwicklung, welche doch überall auf einen möglichst harmonischen Abschluss der Forschung abzielt, für äusserst wichtig, wenn gerade für das Studium mythologischer und religionswissenschaftlicher Probleme sich Sprachwissenschaft und Völkerkunde immer enger an einander schliessen. Die öde, unfruchtbare Polemik hat gerade lange

genug gedauert und das gegenseitige blinde Anschuldigen kaum einen nennenswerthen methodischen Gewinn erzielt, es wird Zeit für eine grundsätzliche Umwandlung der Verhältnisse, die beiden Interressenten nur zu Gute kommen kann. Dass dabei eine ehrliche, sachliche Polemik nicht ausgeschlossen, sondern umgekehrt geboten ist, versteht sich von selbst. Th. Achelis.

Archiv für Religionswissenschaft, in Verbindung mit vielen Fachgelehrten hrsg. v. Dr. Th. Achelis. Freiburg i. B. J. C. B. Mohr, (Paul Siebeck). Preis 14 M. ganzjährig. 1 H. 112 S. 8⁰.

Man mag sich verwundert fragen, warum denn die prachtvollen Studien und Aufsätzchen dieses Heftes nicht etwa in unserem Urquell oder im Intern. Archiv f. Ethnographie oder in der Zeitschrift f. Ethnologie, denen sie auch zur Zierde gereicht haben würden, erschienen sind. Die Antwort ist einfach die, dass man sie den genannten drei Redactionen nicht eingeschickt hatte. Die Mitarbeiter des neuen Archivs sind durchaus keine Sezessionisten, die einen Salon der Zurückgewiesenen gründen wollen, sondern selbstbewusste, tüchtige Forscher, die der Ansicht sind, dass die Volks- und Völkerkunde einer Spezialisirung in Bezug auf Religionswissenschaft bedarf. Das trifft zu, und es spricht manches dafür, dass die Mutter Ethnologie bald auch noch andere Kinder selbstständig sehen wird. Ich denke z. B. an eine Zeitschrift für epische und lyrische Volksdichtung, die die Sonderforscher auf diesem Gebiete zu regerem Gedankenanstausch sammeln wird. Es wird einmal auch die Zeit kommen, wo sogar der Begriff Religionswissenschaft als zu vag gelten und die vierzehn Disziplinen, die Achelis im Prospekt als zur Rlgw. gehörig abgrenzt, unter eigenen Namen auftreten werden. Achelis möchte „die so wünschenswerte Fühlung zwischen Sprachwissenschaft und Völkerkunde, als den zunächst beiteiligten Disziplinen wiederherstellen," ein ganz vergebliches Beginnen; vergeblich darum, weil es bei einer Zeitschrift selten auf den Wunsch des Herausgebers, immer aber auf die Neigung der Mitarbeiter ankommt. Der Redacteur schiebt nicht, er wird geschoben. Freilich, bei Achelis sind alle Vorbedingungen für einen der besten Redacteure gegeben, und vielleicht erreicht er das Unverhoffte, aber es frägt sich ernstlich, ob die erwähnte Wiederherstellung sachgemäss durch ihre Methoden getrennter Disziplinen wirklich ein Ziel für die Religionswissenschaft sein muss. Ich verneine es und halte mich dabei an das, was uns das Archiv tatsächlich darbietet, und das ist sehr viel und sehr wertvoll. Sollte es sich, was ich für allein wünschenswert halte, auf der Höhe der Beiträge E. Hardy's, W. H. Roscher's, Seler's, Vierkandt's und Fr. Branky's (im I. H.) auch weiterhin behaupten, dann können wir uns einer Zeitschrift berühmen, die eine unentbehrliche Ergänzung zu jeder ethnologischen Revue bildet; d. h. wenn der Verleger, Herr Siebeck von seinen moralischen Grundsätzen nach- und die Verantwortung für den Inhalt der Beiträge den Autoren und dem Redakteur allein überlässt. Mich nötigte er, aus einer Studie einen Passus zu streichen, der ihm unsittlich vorkam, auch wollte er, dass ich Verstümmelungen an einem Guslarenliede vornehme. Zu Ausmerzungen aus Texten der Volksüberlieferung ist niemand berechtigt. Soweit ich meine Fachgenossen kenne, wird jeder solche Zumutungen abweisen und seine Beiträge lieber unkeuschen ethnologischen Zeitschriften zuwenden als sie im Archiv versittlicht sehen. Herr Siebeck möge sich glücklich schätzen, dass er das Archiv besitzt und dessen Bestand nicht aus hinfälligen Rücksichten auf ein Publikum, das bei einer solchen Zeitschrift gar nicht in Betracht kommt, gefährden. Krauss.

Ueber das Bauopfer. Von Paul Sartori. S. A. Zeitsch. f. Ethn. 1898. S. 1—54.

Eines der ersten Guslarenlieder meiner Sammlungen, das ich mit Erläuterungen versah und herausgab, handelte vom Bauopfer. Der Gegenstand bot den Anstoss zur Entstehung einer nicht geringen Literatur aus aller Welt, so dass ich den Vorsatz fasste, die Arbeit wieder gelegentlich aufzugreifen. Sartori kam mir zuvor, und zwar löste er seine Aufgabe so mustergiltig und meisterhaft, dass ich neidlos erkläre, ich würde sie schwerlich sauberer ausgeführt haben. Auch knüpfe ich daran den Wunsch, die Fachgenossen mögen diese Studie fleissig lesen, um daraus zu lernen,

wie man folkloristische Materialen psychologisch zu ergründen habe. Uns drückt leider kein Überfluss an so gediegenen Monographien. Krauss.

Es liegt mir nun der II. B. der čechischen Zeitschrift f. Ethnologie (Národopisný Sborník českoslovanský, hrsg. v. Pastrnek und E. Kovář, Prag 1898, 130 S. Lex. Form.) vor. Während für die Zagrebačker südslav. Akademie die chrowotische Sprache eigens erfunden werden müsste, falls sie unglücklicherweise nicht schon bestünde, um den grösseren Teil ihrer Publikationen vor dem Hohngelächter urteilsfähiger Menschen zu bewahren, darf man ruhig sagen, dass der Inhalt dieser čechischen Zeitschrift in jeder modernen Kultursprache Anerkennung und Beachtung bei den Forschern fände. Čechisch-national oder slavisch ist hier nur die Sprache und zumeist der Forschungsgegenstand, die Forschungsmethode und Kritik darin aber international, ich meine wissenschaftlich. Man täte den Mitarbeitern an den zwei ersten Bänden dieses Sborník sündhaftes Unrecht an, würde man ihnen den Deutschen- und Völkerhass des čechischen Pöbels vorhalten, mit dem sie offenbar in keinerlei Beziehung stehen. Sehr beachtenswert ist in vorliegenden B. S. 1—49 Polivka's Studie über die vergleichende Folkloreforschung und desselben produktive Referate S. 93—112. Algemeineres Interesse verdient A. Kraus' kleine Abhandlung über den Gott Perun, worin er wieder den slavischen Mythomanen Krek und Nodilo (der Ausdruck Mythomanen für diese zwei Herren ist von Polívka) einen Tritt versetzt. Gut ist auch Holuby's Aufsatz über Schlangen, Drachen usw. Krek und Nodilo sind eigentlich keine Mythomanen, sondern eher Religionsstifter, wie Joe Smith, der Vater of the Latter Day saints und ihre Werke sind nur scheinbar vom Book of Mormon verschieden. Zu ihrer Sekte zählen die heiligen Schwärmer, die nicht alle werden. Die Mitarbeiter des čechischen Sborník gehören nicht dazu, und dies macht sie mir, dem Feinde alles Mystizismus und jeglichen Schwindels, lieb und teuer. Krauss.

The social organizations and the secret societies of the Kwakiutl Indian, von Franz Boas (Smithsonian Institution. U. S. Nat. Mus.). Wash. 1897. 427 p. 8⁰.

Will einer ernstlich in der Volks- und Völkerforschung wissenschaftlich emporkommen, lerne er mit aller Emsigkeit aus den Werken der amerikanischen Fachgenossen. In dieser Hinsicht gilt auch der Deutsche Boas als ein echter Nordamerikaner für uns. Er ist ein ausgezeichnet gut geschulter Beobachter, ein rastlos tätiger Sammler, ein gewandter Schriftsteller und über alles dies ein merkwürdig kritischer Kopf. Ich habe eine Reihe kleiner kritischer Aufsätze aus seiner Feder über die Methodik und Systematik unserer Wissenschaft gelesen, die im einzelnen mehr positiver und anregender Gedanken enthalten, als so manches dickleibige Buch, das unter dem hochtrabenden Titel anthropologischer, oder ethnographischer, Studien erschienen ist. Die seltenen Vorzüge einfacher, wissenschaftlicher Darstellung Boas' kommen im vorliegenden Werke ganz besonders zur Geltung und man kann es in gewissem Sinne als eine Ergänzung zu Mooney's Geistertanz der Indianer betrachten. Die von B. klargelegten primitiven Sippen- und Stammeinrichtungen, das Vater- und Mutterrecht, die Hochzeitsgebräuche, die Stammsagen, der Geisterglaube, die Riten der verschiedenen Jahrzeiten und die Schilderung der Geheimgesellschaften sind im Werte Entdeckungen gleich; ich meine, Boas entdeckt für unsere Wissenschaft einen guten Teil Amerikas aufs neue. Von der Fülle gelungen ausgeführter Bilder, die das Buch schmücken und die Worte wirksam erläutern, sowie von der wunderbaren Ausstattung, ist nichts zu sagen, als dass uns die Amerikaner auch in diesen Dingen überlegen sind. Krauss.

Berichtigungen.

S. 101. Z. 11. v. o. lies: des; statt: der. — S. 143. Z. 1. v. o. lies: Ölflecken; statt: Erbflecken. — Z. 9 v. o.: lies: mit dem elbisch deformierten Fusse und mit der Eiss-(Schrecken-)Nase. — Z. 16 v. o. lies: Neben dieser Perchta hat sich der die wütende Seelenschar anführende männliche Wode, der sich zum Gotte Wodan entwickelte, erhalten. — Z. 25 v. o.: lies: Ruten Beigaben.

INHALT.

Seite

Über eine Gattung mongolischer Volkslieder und ihre Verwandtschaft mit türkischen Liedern. Von B. Laufer . . . . 145.
Chinesische geheime Gesellschaften. Von Wilhelm Grüner . . . . 157.
Der Tote in Glaube und Brauch der Völker. Eine Umfrage. Beitrag aus Portugal. Von M. Abeking . . . . 166.
Alte Segen. II. Mitgeteilt von Otto Heilig . . . . 172.
Von der Hand, die aus dem Grabe herauswächst. Eine Umfrage von R. Sprenger. Beiträge von I. Robinsohn und R. Sprenger . . . . 176.
Lebendige Richtschwerter. Eine Umfrage von R. Sprenger. Beitrag von A. Herrmann . . . . 177.
Wieviel ist die Uhr? Eine volkstümliche Plauderei. Von A. Treichel . . 179.
Ruthenische Sagen. Von Dr. E. Friedländer . . . . 184.
Folkloristische Findlinge. 1. Das Erntekind. Von —r. — Mittel gegen Regen. Von Dr. M. Landau. — Zu Urquell II. S. 114. Von Dr. John Meier. — Nachträge. Von Böck . . . . 187.
Friedrich Müller. Von Dr. Krauss . . . . 189.
Vom Büchertisch. Rohde's Psyche. Angezeigt von Th. Achelis. — Achelis' Archiv für Religionswissenschaft; Über das Bauopfer, von Paul Sartori; F. Pastrnek und E. Kovář's Čechische Zeitschrift für Ethnologie; Franz Boas, The social organisation and the secret societies of the Kwakiutl Indians. Angezeigt von Krauss . . . . 190.
Berichtigungen . . . . 192.

Wir bitten unsere *Mitarbeiter*, sich aus Rücksicht für unsere holländischen Setzer in ihren Beiträgen nur einer hübsch leserlichen *Lateinschrift* zu bedienen.

Jeder *Mitarbeiter* hat Anspruch auf 25 Sonderabzüge seines Beitrages; bedarf er ihrer mehr, mag er sich deshalb vor dem Abdruck mit dem Verleger ins Einvernehmen setzen.

Der Urquell erscheint regelmässig in Doppelheften. *Der Subscriptionspreis für den ganzen Jahrgang beträgt:* 4 Mark. = 5 K. = 5 frcs = 2.50 fl. = 1 $.

Abonnements können auch bei der Redaktion des Urquells, Wien VII/2. Neustiftgasse 12 angemeldet werden.

Druck der „Buchhandlung und Druckerei vormals E. J. Brill" in Leiden.

DER URQUELL.

Eine Monatschrift für Volkskunde.

Herausgegeben

von

Friedrich S. Krauss.

Das Volkstum ist der Völker Jungbrunnen.

Der neuen Folge Band II. Heft 9 und 10.



BUCHHANDLUNG U. DRUCKEREI
vormals
E. J. BRILL
LEIDEN — 1898.

G. KRAMER Verlag
in HAMBURG.
St. Pauli, Thalstr. 24, I.
1898.

Redaction: Wien, Österreich, VII/2. Neustiftgasse 12.

Einläufe.

Löwy, Dr. **Albert**: Midas jomēnu. The measure of our days. A tri-lingual song. London 1897, p. 11. 8⁰.

Caland, Dr. **W.**: Die altindischen Todten- und Bestattungsgebräuche. Mit Benützung handschriftlicher Quellen dargestellt. (Verh. d. kgl. Ak. d. Wiss. zu Amsterdam). 1896. J. Müller. XIV, 194. gr. 8⁰.

Wiener, Leo: Popular poetry of the Russian Jews. S. A. Americana—Germanica, Vol. II. Nr. 1. 26 p. 8⁰. — On the Hebrew element in Slavo-Judaeo-German. 14 p. gr. 8⁰. (Zwei der besten Studien über juddeutsch. Volkstum). — America's share in the regeneration of Bulgaria (Mod. Lang. Notes. XIII. 1898. 8 p. gr. 8⁰.).

Frankl—Grün, Dr. **Ad.**: Geschichte der Juden in Kremsier mit Rücksicht auf die Nachbargemeinden. Nach Original-Urkunden. Frankf. a. M. 1898. J. Kauffmann. VI, 180 S. gr. 8⁰.

Winternitz, Dr. **M.**: Georg Bühler und die Indologie. In memoriam. München 1898. S. A. Allg. Ztg. 23 S. 8⁰.

Wiedemann, Dr. **A.**: Observations on the Nagadah period. London 1898. p. 16. — La Stèle d'Israel et sa valeur historique. 19 p. 8⁰.

Mahler, Richard: Siedelungsgebiet und Siedelungslage in Oceanien unter Berücksichtigung der Siedelungen in Indonesien. Suppl. zu B. XI. des Intern. Archives f. Ethnographie. Leiden, E. J. Brill. 1898. 72 S. gr. 4⁰. (Eine treffliche Leistung).

Boas, Franz: The Jesup North Pacific Expedition. I. Facial Paintings of the Indians of Northern British Columbia. Memoirs of the American Museum of Natural History. Vol. II. 24 p. 4⁰ and 6 plates.

Jaworskij, Juljan: Südrussische Vampyre. S. A. Zeitschr. f. Volksk.

Bastian, Dr. **A.**: Die Aufgaben der Ethnologie. Batavia 1898. Albrecht & C⁰. 23 S. 8⁰.

—— Lose Blätter aus Indien. IV. 144. Ebenda. V. Colombio, Ceylon, A. M. & J. Ferguson. 1898. 53 S. 8⁰.

Maurmann, Emil: Grammatik der Mundart von Mülheim a. d. Ruhr. Grammatiken deutscher Mundarten. B. IV. Lpzg. 1898. Breitkopf & Härtel. 108 S. (S. 81—85 Volksüberlieferungen).

Černy, Adolf: Mythiske bytosće lužiskich Serbow. Budyšin 1898 (M. Hórnik & Dr. E. Muka). 1898. S. 239—462.

British Association for the Advancement of Science. Toronto Meeting, 1897. Report on the Ethnographical Survey of the United Kingdom. p. 452—511.

La Tradition en Poitou et Charentes. Art populaire. — Ethnographie. — Folk-Lore. — Hagiographie. — Histoire. Paris, Niort. 1897. XXI, 416. gr. 8⁰.

Glavić, Baldo Melkov: Narodne pjesme iz naroda za narod. Dubrovnik 1897. II. kn. Str. 208. 8ª.

Archiv für Religionswissenschaft hrsg. v. Dr. Thomas Achelis, Freiburg i. Br. Heft 2 und 3 (bis S. 304) bringt eine weitere Reihe äusserst gediegener Abhandlungen, die für die Volks- und Völkerforschung von grossem Belang sind.

Von der Wiedergeburt Totgesagter.

Eine Umfrage von W. Caland.

Bei den alten Indern war es für die Seeligkeit, d. h. um die Seele die Wohnung des Gottes Yama erreichen zu lassen, unerlässlich, dass die sterbliche Hülle nach ausführlichem Ritual zu Asche gemacht wurde. Sogar ein Abwesender, dessen Überreste man nicht hatte finden können, wurde *in effigie* verbrannt; an einer aus 360 Blattstielchen dargestellten menschlichen Figur wurden alle die erforderten rituellen Handlungen vollzogen. Nun konnte es sich aber später heraustellen, dass der Totgeglaubte in der Tat nicht tot war und zu seinen Verwandten zurückkehrte. Da fand sich der Hindu vor einem nicht leicht zu lösenden Dilemma gestellt: der Mann war *tot* gewesen und nun wieder *lebendig*; das Geschehene konnte aber nicht ungeschehen gemacht werden und so wurden denn nach gewissen Ritualtexten die folgenden Massregeln genommen. Wenn ein Feuer durch Reibung erzeugt war und darin nach den gewöhnlichen fürs häusliche Opfer geltenden Vorschriften gewisse Spenden dargebracht waren, wurde hinter dem Feuer (d. h. westlich davon) ein goldenes Fass oder ein grosser irdener Topf hingestellt und mit flüssiger Butter und Wasser gefüllt. Der Vater des Totgeglaubten spricht über dem mit Fett gefüllten Topf einen Vedaspruch aus, aus dessen Inhalt hervorgeht, dass der Topf als der Mutterschoss betrachtet wurde. Der aus dem Tode Zurückgekommene nimmt nun, gleichfalls während ein passender Spruch ausgesprochen wird, in dem Topf Platz und bringt, wie ein Embryo die Fäuste ballend und ohne zu sprechen, eine Nacht in der Flüssigkeit zu. Am nächsten Morgen werden vom Vater oder dessen Stellvertreter alle die Ceremonien (Sacramente) an ihm vollzogen, welche an einer schwangeren Frau verrichtet zu werden pflegen, dann muss er aufs Neue *geboren* werden, indem er das Fass an der Hintenseite verlässt. Nun werden noch die Geburts-, Tonsur-, Einführungs- und andere Sacramente an ihm verrichtet, er muss seine frühere Gattin in optima

forma wieder heiraten oder sich eine andere nehmen und endlich seine Opferfeuer wieder gründen. Erst dann ist er seinen Mittmenschen gleichgestellt und darf den Göttern wieder opfern.

Eine Parallele dieses merkwürdigen Rituals findet sich bei den alten Griechen. Plutarch berichtet uns in seinen Quaestiones Romanae (V) das Folgende. Diejenigen für die, weil man sie tot geglaubt, die Ausfahrt stattgefunden hatte und ein Grab errichtet worden war, hielten die Griechen für unrein und schlossen sie vom Verkehr und von den Tempeln und Opfern aus. Es wird nun erzählt, dass ein gewisser Aristinos, ein Opfer dieses Aberglaubens, nach Delphi sandte und den Gott bat ihm einen Ausweg aus den Unangenehmheiten zu zeigen, die dieser Brauch ihm verursache. Die Pythia antwortete:

ὅσσαπερ ἐν λεχέεσσι γυνὴ τίκτουσα τελεῖται,
ταῦτα πάλιν τελέσαντα θύειν μακάρεσσι θεοῖσι.

d. h. „Alle Handlungen, die im Bette an einer schwangeren Frau verrichtet werden, die sollst du wieder verrichten und dann (darfst du) den Göttern opfern."

Aristinos soll dies Orakel begriffen haben und sich, wie einer, der aufs Neues geboren wird, von den Frauen haben waschen, einwickeln und säugen lassen. In gleicher Weise sollen von da ab alle sogenannte *ὑστερόποτμοι* (aus dem Tode Zurückgekehrten) verfahren haben. Einige berichten, dass man schon vor Aristinos die *ὑστερόποτμοι* so zu behandeln pflegte und dass der Brauch aus alter Zeit herrühre. So Plutarch.

Die Übereinstimmung zwischen der indischen und griechischen Sitte, wie auffallend sie sein möge, *zwingt* uns doch noch nicht anzunehmen, dass die Sitte aus der proëthnischen Zeit stamme und schon den arischen Urstämmen bekannt gewesen sei. Bei jedem der beiden Völker kann der beschriebene Ritus eine natürliche Consequenz der Überzeugung gewesen sein, dass sein Totenritual die Seele des Verstorbenen wohlbehalten ins Jenseits hinüberzubringen vermochte. Es kommt drauf an, ob noch bei anderen Völkern sich Derartiges findet. Ist vielleicht den Lesern des „Urquells" Ähnliches bekannt?

Breda.

Notizen zur Geschichte der Märchen und Schwänke.

Von Juljan Jaworskij.

I. *Drei Orangen.* Ein Prinz sucht für sich die Frau. Er bekommt drei Orangen, aus denen drei Jungfrauen herauskommen sollen. Er darf sie aber nicht eher aufschneiden, als bis er nicht ans Wasser kommt. Unterwegs macht er eine, dann die andere Orange auf; aus diesen kommt je ein Mädchen heraus und ruft: Wasser! Da keins in der Nähe ist, sterben beide Mädchen von Durst. Nur die letzte Orange bringt der Held glücklich an eine Quelle. Die Jungfrau kommt aus der Orange heraus, bekommt Wasser zu trinken und wird dann seine Frau. So erzählt Basile im Pentamerone Nro 49 (ed. Liebrecht, Bd. II, S. 237—239). Das Märchen ist weit verbreitet. So kennen es die Griechen (Bernh. Schmidt, Griechische Märchen, Sagen und Volkslieder S. 71—72), Türken (Ungarische Revue, IX, 37—38), Ungarn (Stier-Erdelyi, Ungarische Sagen und Märchen, 84—86), Korsikaner (Ortoli, Contes populaires de l'Ile de Corse, 76—78), Rumänen (Săinénu, Basmele române, 330—310), Slovenen (Dobšinski, Prostonárodnie slovenske povesti, VII, 67—69), Kroaten (Valjavec, Narodne pripovjesti (1890), 212—214) und Polen in Galizien (Ciszewski, Krakowiacy, I, Nro 57, und Zbiór wiadomości do antropologii krajowej, V, 224). Vergl. auch die Parallelen, welche Prof. Polivka zu Ciszewski Nro 57 im Archiv für slavische Philologie, XVII, 573, mitgetheilt hat.

II. *Der Schultheis und der Bauer.* In Kirchhofs Wendunmuth (Buch I, Nro 64) wird erzählt, dass ein, seines Amtes enthobener Schultheis über einen Bach zu gehen hatte, er blieb aber vor ihm ganz verlegen stehen, als er wahrnahm, dass das Hochwasser die Brücke weggerissen hatte. Da kam ein Bauer, welcher von der Absetzung des Schultheises noch nichts wusste, und als er ihn in solch' einer Verlegenheit sah, bat er ihn, ihn über das Wasser zu tragen. Inmitten des Baches wurde aber der Schultheis von Dankbarkeit gerührt und sagte, dass wenn er nur wieder einmal Schultheis werden wird, so wird er schon dem Bauer seinen Dienst vergelten. — So bist du jetzt nicht mehr Schultheis? — Nein! — Was trage ich denn an dir Schelmen? sagte der Bauer und warf den gestürzten Würdenträger ins Wasser. (Wendunmuth, ed. Oesterley, Bd. I, S. 79—80). Im V-ten

Bande (S. 35) führt Oesterley zu diesen Schwanke viele ältere mitteleuropäischen Parallelen an; in der zeitgenössischen Volksüberlieferung scheint er aber schon vergessen zu sein.

Nur bei den Südrussen bei Kiew fand ich den Schwank wieder. Ein Dorfschreiber gieng in neuen Stiefeln zu Besuch. Auf dem Wege traf er auf eine grosse Kothlake und konnte in den neuen Stiefeln nicht herüberkommen. Da musste ihn ein Bauer tragen. Der dankbare Schreiber äusserte in der Mitte des Kothes das Versprechen, dass wie er nur wieder sein Amt bekommt, wird er dem Bauer die Gefälligkeit nicht vergessen. — Bist du denn nicht mehr Dorfschreiber? — Ach nein! heute hat man mich entlassen. — Als der Bauer dies hörte, warf er den Schreiber sammt neuen Stiefeln in den Koth herunter. (Čubinskij, Trudy etnograf.-statist. ekspeditzji, Bd. II. S. 623).

III. *Die Augen herausnehmen.* In den Gesta Romanorum (Cap. 76, De concordia, ed. Oesterley, S. 393) wetteifern zwei berühmten Ärzte in ihrer Kunst. Da nimmt einer dem andern die Augen heraus, dann setzt er sie ihm geschickt wieder ein.

In einem mingrelischen Märchen legt ein Zögling der Ndemi (Riesen) zwei Finger an die Augen einem Ndemi; davon springen dem die Augen heraus. (Sbornik materjalow dla opisania mjestnostej i plemen Kawkaza, Bd. X, Abth. 2, S. 281).

Bei den Südrussen erzählt man auch vom Wetteifern zweier Zauberer. Gewöhnlich geschieht es bei einer Hochzeit; einer will den Hochzeitsleuten Schaden anthun, der andere vertheidigt sie. Dabei nimmt er dem Gegner durch Zauberworte oder mit blossem Blick die Augen heraus. (Vergl. Manžura, Skazki, poslovicy i t. p. S. 69—70; Etnografičeskoje Obozrenie, Bd. 29—30, S. 119—120 und 171—172).

IV. *Warum die Juden kein Schweinfleisch essen?* Als noch Jesus Christus auf Erden wandelte, kam er einmal in ein Judenhaus zu Besuch. Die Juden wollten ihn überführen und, nachdem sie die Hausfrau mit den Kindern unter einer grossen Molter versteckt haben, fragten sie Jesus, ob er weiss, was unter der Molter versteckt liegt? — Eine Sau mit Ferkeln, antwortete Jesus. Die Juden lachten darüber, als sie jedoch die Molter aufgehoben haben, fanden sie dort wirklich anstatt der Frau und der Kinder nur eine Sau mit den Ferkeln. Deshalb essen jetzt die Juden kein Schweinfleisch mehr. — Über diese Legende eröffnete die Revue

des traditions populaires eine Umfrage und brachte viele westeuropäische Varianten zusammen. (Bd. IV, 362, 409, V, 435, VI, 727, VII, 487, 717, X, 120). Vergl. noch dazu Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, V, 101; Bartsch, Sagen, Märchen und Gebräuche aus Meklenburg, I, 523—524; Merkens, Was sich das Volk erzählt, I, 69.

Die Legende ist auch bei den Slaven, besonders bei den Russen sehr verbreitet. Vergl. Afanasjew, Narodnyja russkija legendy, S. X—XI; Dragomanow, Malorusskija nar. predania, S. 4; Čubinskij, Trudy, I, 49—50; Kiewskaja starina, XXIII, 143; XXXII, 448—449; Žytje i slowo, 1894, II, 182; Etnografičeskoje obozrenie XIII—XIV, 251—252; Zapiski geograf. obščestwa po otd. etnografii, V, 715; Romanow, Bjelorusskij sbornik, IV, 159; Dobrowolskij, Smolenskij etnograf. sbornik, I, 243; Dikarew, Čornomorski narod. kazki i anekdoty, S. 5; Žiwaja starina, 1895, H. 3—4, S. 441; Mročko, Sniatyńszczyzna, I, 62; Kolberg, Chełmskie, II, 157; Świętek, Lud nadrabski, 583—584; Zbiór wiadomości do antropologii krajowej, II, 130—131, V, 167, VII, 108—109, XI, 39, XV, 265.

V. *Die wunderbaren Brautwerber*. An das bekannte Märchen von den Brüdern mit wunderbaren Eigenschaften, welches Benfey eingehend untersucht hat (Kleinere Schriften, B. II), schliesst sich ein anderes, von der Brautwerbung mit Hilfe wunderbarer Gesellen, an. Der Held will die Tochter eines Königs oder Zauberers heimführen. Unterwegs begegnet er einigen wunderbaren Gesellen; der eine lauft sehr schnell, der zweite sieht sehr weit, der dritte isst sehr viel, der vierte ist ein ausgezeichneter Schütze, der fünfte blast sehr stark u. s. w. Die alle nimmt der Held mit. Der Vater der Braut verlangt vom Bräutigam die Erfüllung einiger schwierigen Aufgaben. Zuerst muss er ihm in einer sehr kurzen Zeit irgend einen Gegenstand aus weitentferntem Orte bringen. Der Weitläufer ist mit einem Satze dort, auf dem Rückwege schläft er jedoch ein. Der Weitseher sieht dies, der Schütze schiesst und weckt den Boten auf. In einem Nu ist dieser zurück. Dann sollen die Brautwerber eine ungeheuere Menge Fleisch und anderer Speisen aufessen. Der Vielesser isst das alles auf und schreit dabei: „gebt noch, wir sind hungrig!" Endlich müssen sie auf einem eisernen sehr angeheizten Ofen sitzen. Vom Blasen des letzten Gesellen wird der Ofen ganz kalt und die Brautwerber überstehen die Probe. Der König muss die Tochter geben und der Held heirathet

sie. Manchmal sind die Eigenschaften der Brautwerber anders und dementsprechend ändern sich auch die Aufgaben, welche sie erfüllen. Vergl. Orient und Occident, II, 296—299; Archiv für slavische Philologie, II, 639—640; Dragomanow, Malorusskija predania, 274—278; Nowosielski, Lud ukraiński, I, 270—276; Romanow, Bjelor. sbornik, III, 118—119, 131—132; Manžura, Skazki, 26—27; Ungarische Revue, V, 735—739; Beneš-Třebizsky, Národni pohádky a povesti, 2. Aufl. 94—99; Ciszewski, Krakowiacy, I, 189—190; Etnogr. obozrenie, XII, 42 ff.; Germania, XV, 186—187; Sbornik materjalow dla opisania Kawkaza, XIV, Abth. 2. S. 206—208, XVIII, Abth. 1. S. 64—69, XIX, Abth. 2. S. 4—7; Zbiór wiadomości, IX, 81—84, 110—111; Săinénu, Basmele române, 914—915; Carnoy und Nicolaides, Traditions populaires de l'Asie Mineure, 49—56.

VI. *Eine alte Legende.* G. Cederschiöld theilt in der Germania (XXV, S. 135) aus einer isländischen Handschrift des XIV. Jahrhundertes folgende Legende mit: Ein Landmann führte ein rechtschaffenes und frommes Leben; als er aber starb, da wurde ein furchtbares Gewitter und die Leiche begann gleich zu faulen und zu stinken. Alle Leute dachten deswegen, dass er ein sehr grosser Sünder gewesen sein muss, und wollten ihn nicht einmal auf dem Friedhofe begraben. Die Wittwe lebte lustig und sündenhaft, jedoch bei ihrem Tode war ein wunderschönes Wetter. Die Leute hielten sie darum für heilig. Nach diesen Eltern ist aber eine Tochter geblieben. Diese wurde über die Naturerscheinungen beim Tode ihrer Eltern betroffen und dachte darüber viel nach. Sie kam zur Überzeugung, dass die Lebensweise der Mutter besser sein muss, als die ihres Vaters, und entschied sich so zu leben, wie die Mutter gelebt hat. Da nahm sie im Traume ein Engel, führte sie in den Himmel und in die Hölle und zeigte ihr die Himmelsfreuden des Vaters und die Höllenqualen der Mutter. Das Mädchen begann nun ein rechtschaffenes und frommes Leben, wie es ihr Vater geführt hat.

Dieselbe Legende befindet sich auch in einem galizisch-russischen handschriftlichen Sammelwerke aus der Mitte des XVIII. Jahrhundertes (Bibliothek des Ossolinskischen Institutes in Lemberg, N° 2189). Ein alter Einsiedler verirrte sich einmal im Walde und nach einigen Tagen kam er zu einer Höhle, in welcher er eine heilige Einsiedlerin fand. Diese erzählte ihm ihre Lebensgeschichte. Sie stammte aus dem Dorfe Enom in Palestina und war Tochter

eines Landmanns, der hiess Theodor. Ihr Vater war schwach und kränklich, dennoch aber arbeitete er sein ganzes Leben schwer und war rechtschaffen und fromm. Die Mutter hingegen, Namens Marianna, war immer gesund und schön, sie war aber schlecht und gottlos und führte ein liederliches Leben. Als der Vater starb, war durch einige Tage solch ein schreckliches Gewitter, dass man ihn nicht begraben konnte. Die Leute fluchten ihm, da sie ihn für einen grossen Sünder hielten. Die Mutter lebte noch in Sünden zwei Jahre, als sie aber starb da war ein sehr schönes Wetter; zum Begräbnis sind viele Leute zusammengekommen und sie priesen sie alle für heilig. Die Tochter dachte nach alle dem, dass es doch besser sein muss, liederlich und sündenhaft, wie ihre Mutter, zu leben. Im Traume aber zeigte ihr ein Engel das Glück des Vaters im Himmel und die Qualen der Mutter in der Hölle, so dass sie sich bekehrt und beschlossen hat, fromm und rechtschaffen, wie ihr Vater, zu leben. Sie verschenkte alle ihre Habe den Armen, gieng in diese Wüste und blieb da vierzig Jahre, ohne je einen Menschen zu sehen. Nachdem sie dem Einsiedler ihre Geschichte erzählt hat, betete sie zusammen mit ihm und dann starb sie (pag. 48 v.—52 v.). Vergl. auch Žurnal ministerstwa narodnaho proswješčenia, Bd. 217, S. 94—112.

Lemberg.

Perchta.

Von Dr. M. Höfler.

Früher machte man die Perchta zu einer germanischen Göttin, was sie sicherlich nicht ist. Dass sie aber nur aus dem Kalendernamen *(Perhtennaht = Nacht der Perhte = Perchtag, Prechtag = Epiphania, befania)* entsprungen sein soll, ist ebenso zweifelhaft als dass sie blosse Kinderscheuche im Gespensterglauben des deutschen Volkes war.

Wie Trud (Drude) auf eine Koseform trût = die Traute, Geliebte zurückgeht, so beruht auch Perchta auf demselben Prinzipe der Namenbildung wie etwa die griechischen Eumeniden; *ahd. prĕhan = glänzen, leuchten, giperahta naht = die leuchtende Nacht.* Perchta = die Leuchtende, Glänzende. Gleichwie Frau Holle einzeln aus der Schar der Hollen (Holden) ragt, so ist auch die

Perchta die Anführerin der Elbenschar. Sie ist eine weibliche Elbenfigur. Das Kinderheer der Percht ist der Schwarm der nächtlich einkehrenden Alpwesen, die das Volk als ungetaufte oder unzeitig geborene (unschuldige) Kinder annahm und die zur Berchtelnschar wurden, zum Schwarme der in den Rauch- oder Göb-Nächten ausfahrenden Geister *(= Göbnacht-Perchtl, Bechst. Alpbg. 63)*. Perchta trägt nur elbische Gestalt: 1) sie schwärmt zur Zeit des niedersten Sonnenstandes in der Herbstnachtgleiche und in der Winter-Sonnenwende; 2) sie erhält eine Kultspeise (Berchtenmilch) *(Schmeller I. 270. 271)*; 3) sie wird durch den Berchtentanz *(Bercht-Laufen)* verscheucht; 4) sie wird durch Bercht-Runen *(aus dem ahd. Personennamen Berhtrûn wie Alpruna, Adalrûn etc. zu erschliessen)* weggezaubert; 5) sie lebt wie andere Elbengestalten auf Wiesen *(10. Jahrh.) perten wisun (O. B. V. A. 1897. 383), Perchtwiese (Heyl 660)*.

[*Zum Vergleiche seien hier angeführt: Idisia-viso = Idisen-Wiese (Golth. 110), Engel-Wiesen (Ingelwis) (Sepp 276), Elben- und Butten-Wiesen (Buck 42. 56), Zwergen-Wiese (Vernaleken 202), Hexenwiesen, Trudenwiesen, Teufelwiesen (Schell 148. 334. 505), dazu die verschiedenen verwunschenen, verschworenen (Schwur-), Fluch-Wiesen etc.*]. Auch im Loh: Berchten-„Loh" *(Berahti-Loh) (Bechst. Alpbg. 79)* und auf „Steinen" (Berchtenstain) *(Verf. Baum- und Waldkult S. 10)* tritt sie wie andere Elbengestalten euf.

6) sie hat elbische Körperzeichen an sich:

a) Fussgebrechen: *la reine Berte au grand pied (1275), la reine pédoque (= cum pede aucae = Gänsefuss, Entenfuss), behrte mit dem fuoze (H. A. Rh. 55)*.

b) Nasengebrechen: *die frawn die do haizzent Precht mit der eysnen Nas (Zingerle 189) (= Eiss-, Schreck-Nase) (Schmeller I. 270), Jahn 282; Z. d. D. Oe. A. V. 1881. 189. 195) = Potz-Nase; eiserne Beata; Frau Precht mit der langen nas (H. A. Rh. 55)*.

7) sie bringt wie alle elbischen Gestalten bei Menschen Krankheiten:

a) sie schlägt mit Blindheit, blendet anblasend d. h. macht Blattern (Variola) mit nachfolgender Erblindung *(Köhler Vb. 491; H. A. Rh. 583)*.

b) sie nistet als Perchte in ungekämten Haaren (Wichtelzopf, Weichselzopf, Holdenzopf) *(Alpbg. 370)*.

3) sie tritt die Kinder d. h. macht Alpdruck und Eiss d. h. Nachtschrecken (Pavor nocturnus) *(Golth. 493, Schmeller I. 272) = Eisenbertha (Rochh. I. 65)*.

d) sie hackt mit einem Beile in Schulter und Knie d. h. macht rheumatischen Gliederschmerz *(Mannh. 67. H. A. Rh. 583)*.

e) erzeugt die berchtische Truden-Phantasie (= Wahnvorstellung) *(Schmeller I. 272)*.

f) macht geschwollene Köpfe = Parotitis epidemica *(Z. d. D. Oe. A. V. 1881. 183)*.

g) sie entführt Kinder und Wöchnerinen (= Eclampsia).

8) sie ist wie andere weibliche Dämonengestalten geburtshilflich thätig und wird im Volksglauben zur „Hebamme", „Wehmutter" *(Panzer 247)*.

a) sie schneidet den Bauch auf (Kaiserschnitt?)

b) sie hat einen grossen Kindsfuss (Uterus-Compression) *(s. Janus 1897. S. 146)* und nach ihr hiess das Schlossbein (Geburtsschloss) os Bertram bei den alten französischen Hebammen).

c) sie trägt blutige Hände (als Hebamme) *(Kuhn I. 61)*.

d) sie trägt eine Kuhhaut (Geburtslager) *(Z. d. D. Oe. A. V. 1881. 182)*.

e) sie bringt Kinder durch das „berchtelnde" anklopfende elbische Kleinvolk, das in den Rauchnächten, 12 heiligen Nächten (ze wîhen nahten umgeht).

f) Die Lebensrute wird zum Berchtelboschen dem Vorläufer des Weihnachtsbaumes *(Allg. Zeitung. 1895. No. 356, 357, 359. Verf. Baum- und Waldkult S. 110)*.

Wie alle elbischen Gestalten hat Perchta demnach eine holde, milde Seite (milten Behte) und eine unheimliche, schreckliche Seite (wilde, Ein-, Eiss-Berta).

Aus der Perchtenschar, dem Schwarme elbischer Geister oder dem Kinderheere der Percht bildeten sich 3 Perchten aus (die den 3 spinnenden Basen, 3 Heilrätinen, 3 Schwestern etc. entsprechend) zu Schicksalfrauen wurden, welche zu den seelischen Geistern gehören wie die nordischen Nornen. Die eine hiess *Ein-Perta (= egin, agin = erschreckende; Laistner II. 400)* = Einbet (Einbeht, Aünbert); die zweite hiess: *Wil-Perta* (*wila = Weile, Stunde*) die die Schicksalsstunde bestimmende Wilbeht, Wilipeht; die dritte hiess: *War*-(Wer-, Ger-, Gwer-, Wor-, Bor-, Wal-, Bar-)*Perta* (Beht-, -Bert) = die wahrnemende Perta.

Diese 3 Fräulein gehen in den Weihnächten um und gehören im Volksglauben auch zum Gefolge der h. Ursula mit den 11,000 Jungfrauen (= Elbenschwarm, der im Altweibersommer oder in der Galluswoche durch die Lüfte fliegt und dann besonders rührig ist).

Aus diesen Haupttypen der Perchta ergibt sich, dass sie keine

Göttin war. Ganz unglaublich ist es aber auch, dass Perchta nur die Personifikation des Epiphanien- oder Prech-Tages wäre und erst aus christlicher Zeit und kirchlichen Kreisen entstamme. Kein einziger Kalenderheilige trägt so deutliche Elbengestalt wie Perchta; keiner hat nur irgendwie solche verbreitete Volkstümlichkeit als Elbenschwarmführer wie Perchta, die schon die Germanen nach Frankreich und Italien verpflanzt zu haben scheinen.

Eine geburtshilflich gütige Frau des Volksglaubens kann nie aus ihm ganz verschwinden; dass aber ein christlicher Kalender-Tag zum Namen einer solchen geworden sein sollte, glaube, wer es glauben kann.

Litteratur. *Mythen und Sagen Tirols von v. Alpenburg (Bechstein) (1857). — Wörterbuch, bayer. v. Schmeller-Fromann*[2] *(1869). — Ober-Bayer. Vereins-Archiv für Geschichte. — Buck, Flurnamen (1880). — Heyl, Volkssagen (1897). — Henne Am Rhyn, deutsche Volkssagen (1879). — Golther, germ. Mythologie (1895). — Köhler, Volksbrauch (1867). — Sepp: Altbayerischer Sagenschatz. — Laistner, Rätsel der Sphinx (1889). — Vernalecken, Alpensagen (1858). — Panzer, Sagen. — Jahn, deutsche Opfergebräuche (1884). — Rochholz, deutscher Glaube (1867). — Zeitschrift des Deutschen und Oesterr. Alpen-Vereins. — Kuhn, Westphälische Sagen (1859).*

Tölz.

Der Tote in Glaube und Brauch der Völker.

Eine Umfrage.

IV. *In Portugal.* (Schluss). In der Umgegend von Porto lässt man, wenn der Todeskampf bei einem Sterbenden lange anhält, zur Beschleunigung die Kirchenglocke siebenmal anschlagen. Dies ist noch eine Erinnerung an die alte heidnische Sitte der „Todvollstreckung seitens der Verwandten."

In Braganza wiederum meint man, dass Reisende eine Münze mit einem Kreuzzeichen bei sich tragen sollen, um bei plötzlichem Tod ihre Zugehörigkeit zum Christentum darzuthun, und auch um in geweihter Erde bestattet zu werden. Ebenfalls soll dann San Pedro die Himmelsthür auch ohne das letzte Sakrament aufschliessen, wenn der Verstorbene im Übrigen ein gerechter Mann gewesen.

Eigentlich ist dies nur das Begräbnissgeld im katholischen Sinn, immerhin liegt auch der Mythus darin, den Eintritt in den Himmel dadurch zu erhalten.

Leite de Vasconcellos, der sorgsame Erforscher der Sitten Portugals, bezieht obiges auf das „Geld für Charon" erwähnt auch, dass man Geld in den Sarg thut, damit die Verstorbenen den Totenfluss passieren können.

In der Gemeinde von Guifoẽs (bei Mathosinho) legt man den Toten Kreuzergeld in den Sarg, damit der Verstorbene San Thiago de Galliza passieren kann, daselbst soll sich auch ein Höhle befinden, durch die jederman ob lebend ob tot dermaleinst gehen müsse.

Im Cimbres wirft man ebenfalls Geld in den Sarg, damit der Tote zur Barke (oder Brücke) gelange. Ähnlich ist es in Sinfaẽs und auch in Minho. In Porto und Villa Real sticht man eine Nadel in das Gewand des Toten, damit er droben vor Gottes Thron der Lebenden gedenke.

Durch den Glauben an die Totenbarke veranlasst, entstanden in der portugiesische Literatur die kirchlichen Festspiele des Gil Vicente, die Barke der Hölle, des Purgatoriums und des Paradieses. Der Glaube von der Brücke bezieht sich auf die Milchstrasse, volkstümlich „San Thiago's Weg" genannt. Die Psychotasia, oder das Wägen der Seelen um ihre Verdienste abzuschätzen, vom Erzengel Michael vollzogen, ist beim Volke allgemein geglaubt, und in einem traditionellen Gebet (Porto) beschrieben:

San Miguel wägt die Seelen,
Legt Gewichte in die Waage,
So viel sind der Sünden drin
Dass sie mit zu Boden sinkt.

Legt Unsere Liebe Frau den Mantel zu,
Die Gewichte bleiben schweben:
Durch Maria's Gnade
Ist meine Seele gerettet.

Die Idee, dass der Tote in einer anderen Welt wieder auflebe, veranlasste die Urvölker dem Leichnam die Geräte seiner irdischen Thätigkeit mit ins Grab zu geben, damit er sie im Jenseits wieder gebrauchen könne [1]).

Eine Spur solcher animistischen Vorstellung besteht noch heute in Portugal bei der Beisetzung des Königs. Bei der Überführung der Leiche aus dem königlichen Palast, sagt der draussen wartende,

1) Johannes Müller erwähnt in seiner Weltgeschichte den chinesischen Brauch, dem toten König die Tafel zu decken, und sagt: „Diese Sitte, die sich noch heute in China findet, bestand in Frankreich bis zu Zeiten Ludwigs XIV, wo man den Königen noch vierzig Tage lang nach ihrem Tode, die Tafel deckte."



nächste Verwandte zu der königlichen Leiche: „Eure Majestät kann abreisen."

Das Banket für den Toten oder die Mahlzeit die man ihm mit ins Grab gab, wurde dann später an die Leidtragenden verteilt. Als die Sitte des Totenbankettes in irgend einer Form zu katholischen Bevölkerungen gelange, war es der Priester, der das Mahl als „Messopfer oder Altaropfer" schliesslich empfing [1]).

Im 14. Jahrhundert bestimmte ein gewisser João Barbadão in seinem Testamente: Am Tage meiner Beisetzung mache man mir den Totendienst mit drei Lektionen und Messe mit ihrer Verrichtung und ich befehle, sie zu halten mit Brot und Wein und Lichtern nach dem Gebrauch." Und weiter unten steht: „Und ein Jahr danach, zu meinem Gedächtniss sollen angeordnete Messen gelesen werden, und ich befehle, sie auszurichten mit Brot und Wein und Lichtern nach meinem Testament."

Hier ist das Erinnerungsmahl mit dem Totenkultus verbunden. In Minho ist das Messopfer bei Begräbnissen noch heute üblich, wobei dem Gemeindeabt ein Korb mit einem Stockfisch (dessen Schwanzstück sichtbar sein muss) überreicht wird. Die leidtragende Familie giebt den Teilnehmern ein Essen, wofür diese ein Totenamt lesen lassen, das man „Clamores" nennt. Weissbrot wird an die Anwesenden verteilt, und das Essen besteht meistens aus Bohnen oder andren Pflanzen [2, 3, 4]).

In Coimbra nehmen auch die Kinder an den traditionellen Erinnerungszeremonien teil, und betteln eifrig an den Thüren.

Auch Viterbo spricht von den Totenmessen: In den Minho, Beira, Tras os Montes Provinzen, hat man die Regel der Wachskerzen und Kirchenopfer noch nicht völlig vergessen, denn nicht nur wenn Jemand stirbt, bringen sie Wachs, Brod und Wein und andre Dinge dem Pfarrer, sondern auch an Sonn- und Festtagen

1) Die Egypter pflegten Trauerbankette bei Bestattungen abzuhalten; die Griechen hatten dafür die Colyben (Verteilung von Pflanzen und Früchten). Auch die römische Bestattung endete mit einem Gastmahl, und man verteilte Fleisch unter das Volk. Bei den Lithauern wurde Meth, Milch und Bier vor dem Scheiterhaufen getrunken, um den man tanzte. In Russland besteht noch das Banket unter dem Namen „trigna".

2) Gubernatis erwähnt die Verwendung von Gemüse (Erbsen), bei Begräbniszeremonien, im vedischen Ritual; in der griechischen Glaubenslehre zur Bezahlung der Fahrt und als Reisekost. Im Piemont ist am 2 Novemher (Totenfest) eine Verteilung von Bohnen an Arme üblich, um für das Seelenheil Verstorbener zu beten.

3) Auf den Azoren San Miguel wird am Totenfest Linsensuppe gegessen.

4) Vom „*Brod der Toten*" schreibt Labrós in Rivista di letteratura popolare de Sabatini pag. 53. Roma. In Catalonien verwendet man beim Totenfestmahl das Mehl der Kichererbse.

tragen sie bestimmte Brode, Kannen oder Flaschen Wein zusammen mit einem brennenden Licht auf das mit einem Tischtuch bedeckte Grab. Der Pfarrer liest das Responsorium und sammelt die Gaben ein.

Diese Zeremonie heisst „Ementar", vermutlich eine Verstümmelung des Wortes „Memento" mit dem das Responsorium beginnt.

Auch Ribeiro (Elucidario t. I. pag. 139 Ed. Innocencio) bestätigt diese Beobachtungen: Bei den Begräbnissen auf den Dörfern findet man eigenartige Sitten, ebenso lächerlich wie abergläubisch. Manchmal wird die Altargabe von einem Manne dem Leichenzuge vorangetragen, der in einen Mantel gehüllt, die Hutränder niedergekrempt, auf der Spitze seines Stockes eine Orange aufgespiesst hat, die die Altargabe in baarem Gelde enthält.

Bei andren wird die Spende von einer Frau getragen, die Maria heisst und Kinder ausser der Ehe haben muss.

Wieder in andren Gemeinden besteht das Opfer aus Brod, Wein und einem lebenden, männlichen Lamm, das in einem Korbe getragen wird, wobei man die Etiquette beobachtet, die zusammengebundenen Beine des Lammes unter dem bedeckenden Tuche vorsehen zu lassen.

Bei dem Beerdigungsbankett verzehrte man ehemals einen einjährigen Ziegenbock oder ein Lamm.

Bei Agueda bezahlt die Familie des Verstorbenen den Wert eines Hammels für den Mann, eines Huhnes für die Frau, an den Gemeindegeistlichen.

Auch der Weg zur Beerdigung hat seine ganz bestimmten Vorschriften. Wenn in Basto (Minhoprovinz) die Leiche eine Brücke passieren muss, um im benachbarten Kirchspiel begraben zu werden, geht der eine Pfarrer mit bis zu der Brücke. Die Begleitung (nur Männer) nehmen händevoll feinen Sandes, werfen ihn ins Wasser und sprechen dabei: „Soviel Engel sollen dich in den Himmel begleiten, wie Sand ins Wasser fällt." Dabei halten sie sich die Ohren zu um nicht das Geräusch im Wasser zu hören. Der Pfarrer aus dem andren Kirchspiel nimmt dann die Leiche in Empfang und führt sie zur Kirche (Leite de Vasconcellos, Tradicoẽs pag. 243).

In Paraduça (Leómil) trägt der Trauernde sein Hemd während eines Monats. Danach begleitet ihn die Gemeinde zur Messe. In Gondifellos (Famalicão) rasiert sich der Leidtragende einen Monat nicht.

Wenn auf den Azoren (Insel Maio) jemand stirbt, wird das

Klagen „o coro" unmittelbar veranstaltet, ebenso wie auf dem Capverdischen Archipel, (beides sind portug. Colonien). Auf den letzteren ist die Sitte der „esteira" (Matte, weil der Tote auf einer Matte liegt) gebräuchlich, die je nach dem Reichtum 8—14 Tage dauert. Das Begräbnisfest heist esteira. In einem Winkel des Hauses kauert in völliger Dunkelheit die Witwe, den Kopf verhüllt. Die zahlreichen Besucher spielen Karten und die Verluste werden in Paternostern vor dem Kreuz wett gemacht. Zugleich ist das Haus der esteira der Rendez-vous Platz der jungen Welt und beim Beten nächtlicher Weile verabsäumt man nicht die zärtlichen Gespräche. Der letzte Trauertag ist die eigentliche esteira; es giebt ein grosses Festmahl, dessen Menu aus Ziegenbraten, Kürbis und dem nicht zu vergessenden Branntwein, ohne den kein Fest möglich ist, besteht.

Wenn auf Madeira in Louraes eine Kind stirbt, hüllt man es weiss ein, befestigt es mit Bändern und Schleifen auf einem Tisch und ladet die Nachbaren zum Tanz bei dem Engelchen ein. Die Geige wird gespielt, und bis zum andren Tage — dem Begräbnisse getanzt. (Almanach de Lembranças 1877, pag. 263). Den Sterbe- und Begräbnisgebräuchen entsprechen die jährlichen Gedenkfeiern — die letzten Reste des Totenkultus, von der Kirche als Totenfest sanktionirt.

Auch diese Riten bestehen in Gesängen, Tänzen und Festmählern an den Gräbern [1], [2]).

In der ersten Kirchenzeit erhielt sich auch noch der Brauch, wie das Wort des San Agostinho beweist: „Non sint sumptuo sac", empfiehlt er in Bezug auf die Trauerbankette.

Bei den skandinavischen Völkern scheinen die Grabbankette ein Teil der religiösen Feste gewesen zu sein.

Thierry leitet diesen Brauch der gemeinsamen Gastmähler der Brüderschaften vom Mittelalter her, bei denen sich der Verteidigungsbund erneute. Das dritte Glas war Verwandten und Freunden geweiht, deren Gräber kleine Rasenhügel in der Ebene bezeichneten. Zuweilen trug solche Vereinigung die gemeinsame Gedenkopfer darbrachte, den Namen der Freundschaft „Minne", doch meistens

---

1) Die Grabgesänge und die Totenmahle waren die gallische Dadsila (Dihsila wie Belloguet verbessert), von den Kapiteln Karls des Grossen verboten, sie sollten nach Gregorius von Tours in der Auvergne noch existiren, ebenso im XI. Jahrhundert in Deutschland (Ethnogénie gauloise t. I, pag. 216).

2) Bei den Juden der Gedenkritus aus Tobias IV, V. 18: Gieb Almosen von deinem. Brod und Wein bei dem Begräbnis der Frommen ......!....

hiessen sie „Gilde", d. h. gemeinsam bezahltes Mahl, ein Wort, welches ebensowohl Genossenschaft wie Brüderschaft bedeutete, weil die Opfernden durch Eid gelobten einander beizustehen wie Brüder. (Considérations sur l'Hist. de France, cap. 6).

Die Toaste mit Wein gelten auch heute noch als Zeichen der Freundschaft, ebenso wie die Festmahlzeiten bei den Heiligenfesten, die Spuren des Heldenkultus aus den alten Gildenfesten sind.

Thierry beschreibt die Wandlung der Sitte, wie sie sich auf der iberischen Halbinsel an die bestehenden Brüderschaften schloss. Die Germanen brachten diesen Brauch auf ihren Wanderungen überall mit, er erhielt sich auch noch nach ihrer Bekehrung zum Christentum, indem die Anrufung der Heiligen an Stelle der von Göttern und Helden trat und fromme Werke den positiven Interessen zugefügt wurden, die ursprünglich der Zweck dieser Verbindung gewesen waren. Der „Becher für die Tapferen" wurde irgend einem besonderen Heiligen dargebracht, oder einem irdischen Herrn; den „Becher für die Freunde" trank man im Gedenken der Toten, für deren Seelenheil man gemeinsam nach der Festfröhlichkeit betete.

Die Geschichte der brüderlichen Verbindungen der „Irmanandades" und „Confrarias" ist noch mit dieser Sitte die in den Trauergebräuchen erhalten ist, verknüpft, aber ohne dass man sich des eigentlichen Zweckes ihrer Entstehung mehr bewusst ist. Indessen muss man die Altaropfer, die „Obradorios" oder „Oblatas", die bei Messen, Begräbnissen üblich sind, von den „Banketten an den Gräbern" unterscheiden, die einer höheren sozialen Phase entsprechen.

Am deutlichsten erkennt man den Charakter der letzteren in den gesungenen „Seguidilhas" am Grabe des Condestavel Nunó Alves de Perreira, die mithin zu religiösen Tänzen Veranlassung gaben.

In Santarem finden wir auch die Übereinstimmung mit den Dadsila.

In der Fastenzeit singen neun Landleute nachts vor den Thüren und bitten um Gaben für die Seelen. Von dem Gelde muss der Prior Messen für die Seelen im Fegefeuer lesen und ausserdem den Sängern eine Mahl geben. Diese Trauerbankette bestanden in Lissabon noch ums Jahr 1872.

Auch Viterbo im Elucidario t. I. pag. 140 beschreibt die Bankette die man an den Tagen der Heiligen unter dem Namen „Bodos" veranstaltete: Die Mitglieder der Irmandades und Confrarias vereinigten sich an bestimmten Jahrestagen zu Gastmählern, wo von den Einkünften der Gesellschaften die Armen gespeist

wurden. Auch Legate wurden für solchen Zweck gestiftet. Viterbo führt den Namen „bodos" auf „bodanos" zurück, die germanischen Bankette, die zu Ehren des Wodan gefeiert wurden.

So wie bei den arischen Völkern die Toten einen heiligen Charakter darstellten, der angebetet und verehrt wurde [1]), fürchtete man sie auch andrerseits als böse Wesen, wenn verabsäumt worden, die Trauer- und Erinnerungsriten in der vorgeschriebenen Weise auszuführen.

Die ruhelose büssende Seele, ist solch übelwollendes Wesen, weil ihr lester Wille nicht erfüllt wurde.

Nach Fustel de Coulange hat sich diese Seite des Totenkultus am meisten bei der portugiesischen Race als „Furcht vor den Seelen des Jenseits" erhalten.

Unzählig sind die Beispiele des Aberglaubens, die sich an den Weg, die Bestattung und die Fürbitten für die Seelen im Fegefeuer knüpfen.

Einige solche Beispiele sind von Consiglieri Pedroso gesammelt: Wenn jemand stirbt, ist es gut sein Bett zu verbrennen, damit er nicht in die Welt zurückkehre.

Wenn jemand im Sterben liegt, soll man das Fenster im Zimmer öffnen.

Wenn jemand stirbt muss man die Lichter die bei ihm brennen nicht eher auslöschen, als bis die Leiche in der Kirche ist.

Manchmal erscheint die Seele des Verstorbenen in Gestalt eines schwarzen Hundes. Wenn ein Kind mit offnen Augen stirbt, stirbt auch der, den es am meisten liebte. Es ist gut Stecknadeln in das Sterbekleid des Engelchens (junge Kinder) zu stecken, denn es betet dann für den Betreffenden. Wer eine Wunde hat, soll ein Tuch nehmen, sie abwischen und das Tuch unter den Kopf des Toten legen und dabei sprechen: „Oh Du! nimm mir das mit ins Jenseits."

Das Volk kuriert auch Skropheln, indem es diese mit den Nägeln des Toten kratzt.

Damit der Tote nicht wiederkomme giebt es auch verschiedene Vorschriften.

So die Zeremonie des „Totensäen".

Dazu muss man dem Sarge folgen bis auf den Kirchhof und geglühtes Salz mit Gerste vermischt, heimlich fallen lassen. Wenn

---

1) Bei den Griechen: „die Unterirdischen", bei den Römern „die Manen", bei christl. Völkern „die Seligen, Verklärten".



der Verstorbene einen Lebenden vielfach beunruhigte, muss der letztere Lupinen, Salz und Gerste dörren und dem Leichenzug folgend, wie ein Säemann davon auf den Weg streuen, und dabei sprechen:

Wenn diese Lupine keimen wird,
Diese Gerste wachsen,
Dieses Salz wieder salzig wird,
Sei es, dass Du wiederkehrest
Mich zu quälen.

In Minho streut man einen Scheffel Hirse um den beunruhigenden Geist zu versorgen; da er im Jahr ein Körnchen braucht, ist er für lange Zeit versehen.

Auch viele andre Erscheinung von Toten giebt es nach dem Aberglauben des Volkes, die Veranlassung zu einem ganzen grossen Cyklus von Legenden und Geschichten über die Seelen des Jenseits geworden sind.

So z. B. „vom Sturme" nimmt man an, dass die aufgewirbelten und wieder niederfallenden Blätter und Halme den Ort anzeigen, an dem Verstorbene Diebstahl begingen.

Die Prozession der Toten (wohl der Ursprung der Tradition vom Totentanz), an die man besonders in Guimarães, Valença und Gallizien glaubt, vollzieht sich alltäglich beim Ave Maria (um die Vesperzeit). Wer sterben wird, sieht sich sieben Jahre vorher in dieser Prozession. Aber nur die können es sehen, die ein Wort zu wenig bei der Taufe erhielten, diese wissen aber auch, wer sterben wird.

Eine andere Vorstellung von ruhelosen Seelen wird mit einem angeblichen Vogel in Verbindung gebracht, der sich alle 7 Jahre in Alemtejo und Algarve hören lässt, der Zorra da Odeloca heisst, und um Mitternacht oder um Mittag schreien soll.

Viel häufiger als man annimmt, kommt noch das Töten von Sterbenden vor.

In einem Dorfe bei Tondello wurde eine alte Frau, als angebliche Hexe, als sie im Sterben lag, kräftig mit dem Kreuz geschlagen, damit der Teufel durch die Berührung mit dem heiligen Holz entweiche. Ebenso wird oft den Sterbenden das Kopfkissen weggezogen, um den Todeskampf zu beendigen.

Die Beziehung zwischen Trauer- und Hochzeitsgebräuchen, bestätigt sich im Sprichwort: „Hochzeits- und Totenkleid wird im Himmel zugeschnitten" und in ländlichen Sitten: In Tras os Montes wird seit undenklichen Zeit der Gebrauch befolgt bei Hochzeiten die Sterbeglocke zu läuten.

M. Abeking.

Volksmedizin und Volksrätsel aus Niederösterreich.

Von Josef Böck-Gnadenau.

(Zu S. 33, 34). Zu diesem Thema vermag ich einiges aus Niederösterreich und Wien beizubringen und zwar überwiegend aus dem „Wissensschatze" meiner Mutter Aloisia geb. Kranzer, Müllerstochter aus Hadersdorf am Kamp, politischer Bezirk Krems an der Donau; meine Mutter wurde 1825 geboren, lebte, mit ganz kurzer Unterbrechung, bis zum 25. Jahre in ihrer Heimat, heiratete 1850 und siedelte aus diesem Anlasse nach Wien über. Was sie reproduciert stammt, wie sie selbst behauptet, aus ihrer Heimat, selbst dasjenige kannte sie, was sie erst als Muttergewordene in Wien anzuwenden in die Lage kam und rührt von den „verheirateten Weibern" her, die ins Vaterhaus kamen; es macht auch auf mich den Eindruck, dass sie in ihrer neuen Heimat nur mehr wenig in sich aufgenommen hat, obgleich die Versuchung nahe liegt, da ja das Zusammenströmen der verschiedensten Elemente in der Residenz unwillkürlich die Einwohner gegenseitig beeinflussen muss.

Theils aus den Mittheilungen theils aus Erinnerungen schöpfe ich also folgende Volksheilmittel: Wenn Kinder „unterwachsen" sind. Leider vermochte ich nicht zu constatiren, welcher gelehrte Name für diese Krankheit der Kinder existirt; ob es sich um Muskelschmerzen des Oberkörpers oder um eine Rippenfellentzündung oder ähnliches handelt vermag ich nicht zu sagen; um die Krankheit zu constatiren, werden dem Kindlein im Bade z. B. der rechte Fuss gegen die linke Brustseite gedrückt, schreit der oder die Kleine, so ist das Kind unterwachsen. Man nimmt nun Kohlblätter, entfernt die Blattrippen, streicht Butter darauf, legt dies auf die Rippentheile (Brustkorb) und lässt dies „Medicament" so lange liegen, bis es vollständig dürr geworden ist; die „Entzündung" ist dann behoben oder „die Hitze ist ausgezogen". Andere Mütter verwenden in solchen Fällen ihren eigenen warmen Urin; es muss zu diesem Zwecke jedoch ein Stück von einem blauleinenen Fürtuch (Schürze) verwendet werden. — Ohrringe gibt man den Kindern schon frühzeitig, um Augenkrankheiten zu verhüten. Mein Bruder (geb. 1865) lag noch im „Deckerl", als ihm das rechte Ohrläppchen durchstochen wurde. Bei diesem Anlasse wurde mir, dem allerdings schon Sechs- bis Achtjährigen, gleichfalls das rechte Ohr mit einem Goldringlein versehen; als ich jedoch das 18.

Lebensjahr erreicht hatte, entfernte ich dasselbe auf Anrathen eines Herrn Rudolf Scherer (Chemiker und Journalist) in Wien; ich war damals eben im Begriffe nach Paris zu gehen und Herr Scherer meinte, die Franzosen erblickten in einer männlichen Person mit Ohrringen einen beschränkten Menschen; da ich offenbar als solcher nicht gelten wollte, obgleich ich mich an meinen damaligen Gedankengang nicht im Geringsten erinnere, entfernte ich den Goldring und heute ist keine Spur weder vom Ring noch von der Ohrläppchen-Verletzung übrig. Mein Vater (1823—1890) erhielt in Gemeinschaft mit seinen zalreichen Geschwistern auch frühzeitig ein Ohrringlein; er trug dasselbe bis zu seinem Tode. Der Vorgang wie man in seiner Jugend das Ohr durchbohrte erschreckt uns allerdings heute, in der Zeit der Antiseptik. Man benützte damals weder eine gemeine Stecknadel noch eine sogenannte Stechmaschine, wie sie auch der Goldarbeiter schon 1865 oder 1866 verwendete, sondern man gebrauchte einen Ring, der angeblich aus Blei war; dieser Ring wurde in das Fleisch gedrückt und ätzte das Läppchen nach und nach durch; natürlich giengen Entzündungen und Eiterungen Hand in Hand; hatte sich das Bleiringlein durchgefressen, so wurde ein Seidenfaden in die Wunde eingezogen und dieser erst später durch ein Goldringlein oder ein „Flinserl" mit Schräubchen ersetzt. — Da wir bei den Augenkrankheiten sind, sei auch des Volksmittels „Krebsenaugen" erwähnt, welche man in die Augenhöhle einführt, sobald sich ein fremder Körper, ein Staubkorn etc. hinein verirrt hat; angeblich umschleimt sich dieses Krebsenauge und nimmt dann auch den fremden Körper mit; ich bin der Meinung dass zu dieser Procedur auch eine robuste Natur gehört. Man kennt dieses Mittel auch in Wien und schon als Knabe hatte ich in meiner „Naturalien-Sammlung" solche Krebsenaugen. Eines Tages glaubte ich das Mittel anwenden zu sollen; doch kam mir so ein „Auge" doch zu gross vor und ich pulverisierte es daher, gab aber sofort nach der ersten Dosis die Absichten, auf diese Art mein verunreinigtes Auge zu retten auf; später holte ich fremde Körper mit Anwendung eines Spiegels und eines Taschentuchzipfels heraus. Meine Mutter erzählt übrigens, dass bei ihr zuhause nur die ganz kleinen „Augen" der sog. Weichkrebsen verwendet wurden. — Gegen einen schuppenartigen Gesichtshautausschlag, „Zitterich" genannt, wird Fensterschweiss (dialectisch = schwitz) verwendet. In Wien wendete eine jüngere Frau gegen einen Gesichtsausschlag auch ihren eigenen Urin an; sie wusch sich damit. Der Urin scheint übrigens für allerlei gut zu

sein, auch zur Heilung von wenigstens kleinen Verwundungen; ein in Wien lebender bekannter Gelehrter, k. k. Hofrath und Director eines berühmten Instituts, weigerte sich beharrlich, für eine kleine Verwundung an einem Finger Carbolwasser zu verwenden; er gieng zum Pot de chambre und „wischerlte" sich auf die Wunde, in der Überzeugung dies sei das trefflichste Heilmittel in solchen Fällen. Die chemische Analyse des Urins weist nach: Harnstoff, Harnsäure, Hippursäure, Milchsäure, Kreatinin, Farbstoffe, flüchtige Säuren, Salze etc. Ob hievon etwas antiseptisch wirkt vermag ich nicht zu sagen, ein oder der andere chemische Theil wird wol zusammenziehend wirken. — Ein recht unappetitliches Heilmittel sah ich als Knabe längere Zeit verwenden; eine Frau (Niederösterreicherin) hatte einen wunden Fuss, den musste „Mylord" der Hund, täglich schlecken; angeblich gereichte dies der Wunde zum grossen Vortheil. — Gegen die sog. englische Krankheit (Rhachitis), zu der mein Bruder hinneigte, verwendete meine Mutter Tropfwein und rohes Mark vom Rind. Wein der von der Fasspippe abtropft wird mit feingeschabten rohem Mark in der Wärme destilliert und das Product zur Einreibung der betreffenden Glieder verwendet. — Gegen Skropheln wird in Niederösterreich ein Abguss des wilden Wermuth (Artemisia absinthium) verwendet. — Gegen Frostbeulen, die wir uns auf der „Schleifen" (Eisbahn) holten, erhielten wir einen Absud von den Schalen der süssen weissen Rübe (Teltower etc.). — Gegen Nasenbluten sah ich zwei Mittel in Wien anwenden: den Nasenblutenden wird entweder heimlich ein eiserner Schlüssel in den Nacken gelegt oder es werden ihm an dieselbe Stelle einige Tropfen kalten Wassers getropft; in beiden Fällen handelt es sich um ein Erschrecken. Ich sah selbst, wie das Nasenbluten sofort aufhörte. — Ein merkwürdiges Heilmittel gegen Kolik theilt mir meine Mutter aus ihrer heimatlichen Mühle mit. Ein Müllerknecht litt an dieser abscheulichen Krankheit; als der Anfall einmal besonders stark war, sammelte ein älterer Knecht das Ohrenschmalz sämmtlicher in der Mühle anwesenden Personen; jeder gab was er eben besass. Zwischen zwei Brotschnitten aufgestreichen, musste es der Kranke verzehren. Der Erfolg ist nicht mehr in Erinnerung; gestorben ist der Mann damals allerdings nicht. — Ein etwas ekliches Heilmittel, welches aber offenbar mehr in die Categorie der „Sympathiemittel" gehört, lernte ich vor einem Jahre kennen; den Bericht erstattete eine in Wien in aristokratischen Kreisen lebende Dame. Zwischen zwei Brotschnittchen, einen Bissen bildend, wird eine lebende Bett-Wanze einge-

presst; diese Geschichte verspeist, hilft gegen Epilepsie; die Verspeisung des Halbfluglers geschieht ohne Wissen des Kranken. — Zum Schlusse sei endlich erwähnt, dass auch frischer Kuhkoth, angeblich gegen Entzundungen verwendet wird; ich erinnere mich auch, dass speziell gegen Erkrankungen der Lunge Umschläge mit Kuhkoth gemacht worden sind.

Volksrätsel aus Pommern (zu S. 35—39). Hier handelt es sich vornehmlich um Beiträge, welche die Verbreitung einiger Volksräthsel betreffen. Zu Nr. 11 sei bemerkt, dass wir als Kinder das Räthsel kannten: „Oben spitzig, unten breit, durch und durch voll Süssigkeit" (Zuckerhut). Zu Nr. 30. Auch in Oberösterreich kennt man ein Rätsel, dessen Auflösung die Mohr-(gelbe) Rübe ist; es lautet: „Eier rei rippn | Wie gelb ist die Pippn | Wie schwarz ist der Sack | Wo die Eier rei rippn | Sein' Pippn drin hat." In der Heimat meiner Mutter (s. vorig. Art.) existiert Folgendes: „Rirum-ra-ripfel | Schwarz ist das Zipfel | Schwarz ist das Loch | Wo der Rirum-ra-ripfel ausser schlof." (Schwarzer Rettich). Es herrscht kein Zweifel, dass ältere Personen diesem Räthsel einen lasciven Schein geben. Zu Nr. 33 und 36. In Niederösterreich und Wien ist folgendes Rätsel (Uhr) bekannt: „Es timmerlt und tammerlt | In meinem Schlafkammerl | A Wippn a Wappn | a eiserne (gläserne) Kappn." Frau Karolina Grädinger geb. Rasch deutscher Abkunft, in Semlin geboren, in Temesvar verheiratet, im 74. Jahre 1868 zu Wien gestorben, hat ihrer noch lebenden Nichte dasselbe Räthsel mitgeteilt; die erste Zeile lautet nur: „Es timmerlt, tim, tammerlt." — Nr. 48 ist auch hier bekannt, gilt aber nicht als Rätsel, sondern als „Aufsitzer". — Auch Nr. 50 ist in Wien bekannt; eine Dame (1840 geboren) berichtet, dass sie es als Kind unter Kindern kannte. — Zum Schluss sei ein Volksrätsel aus der Gegend meiner Mutter mitgeteilt, welches in den Rahmen dieser Mitteilungen passen dürfte: „Ari botari ober der Bank | Ari botari unter der Bank | Ist kein Doctor im ganzen Land | der das Ari botari curieren kann. (Auflösung: das Ei). Dunkel erinnere ich mich, das wir das Rätsel als Kinder mit „Wigele, wagele" hersagten.

Wien. Böck.

Unbestimmte Zeit.
(Volkssprachliche Parallelen.)

Von A. Treichel.

a. Längstvergangen. — 1. Anno Eent, als der grosse Wind wär! (Fr. R. A. I. 88.) So sagt man in Königsberg, wenn man ausser Stande ist, eine geforderte Zeitangabe genau zu machen. Man meint damit den am 3. November 1801 in Königsberg wüthenden Orkan, der dort vielfach beträchtliche Beschädigungen anrichtete und an den noch heute eine Denkmünze erinnert. 2. Auch mit dem scherzhaften Zusatze: on de Sparling' Sevel droge (Säbel trugen)! 3. Anno als de grote Wind blies. 4. Abgekürzt: Anno Wind. (Fr. W. B. I. 28.) 5. Anno Schnee. (Als ein grosser Schneefall stattfand. 6. Anno als de Wîszel (Weichsel) brennd'. 7. Anno Damals, als die Warthe brannte und die Hunde mit den Strohwischen rannten. (Jerrentowitz. Fr. W. B. I. 28). 8. Anno Dazumal. 9. Anno Tîd (Zeit). 10. Anno Kruck. Krucke nennt man einen gehenkelten Steinkrug in Cylinderform oder bauchig mit engem Halse; davon übertragen auf einen etwa so gestalteten Menschen; hier sogar ein Ereignis, vielleicht die Zeit von deren Erfindung, vielleicht ganz unbestimmter Natur. 11. Von Anno Krupp (Kr. Lauenburg i/P.). 12. Anno Schniefke. (Fr. R. A. I. 89.) 13. Von Anno Schniefke her. (Schniefke ist Schnupftaback). 14. Von Anno Toback. (Fr. R. A. I. 90.) 15. Wî de Tater (Tartar) önt Land kêm on wî et Kringel regend'. (Labiau. Fr. II. 2623.) 16. Als de ohl Fritz Gefreiter wär! (Fr. I. 1002.) 17. Das ist alt von höne höne! (wer weiss, wie alt). Höne heisst etwa: siehe da! Als Ausdruck der Überraschung. 18, 19. Das ist noch von Grossvatern — Grossmuttern her (längst gewesen). 20. Von der Kurrenpest her! (Mohrungen-Fleischer) d. h. als ein Sterben war unter den Kurren; dies entweder Pute, Truthahn, *Meleagris gallopavo*, oder aber Huhn, vom poln. kur, Hahn, kura, Henne. 21. Seit Olim's Zeiten. (Olim, latein. ehemals). 22. Von Adams Zeiten. (Adam, der erste Mensch.) 23. Vorsindflutlich.

b. Christkünftig (um einen älteren, mir eigentlich nur literarisch bekannten Provinzialismus zu gebrauchen, auch im Sinne von niemals oder ungewiss); *schirskünftig* dagegen nach pommerschen Tagebüchern (Genskow) ist nächstkunftig. — 1. Up Uhlepingste (Eulenpfingsten), wenn dem Buur sin A.... bleegt (blüht). (Fr. R. A. I. 775.) 2. Op Plumepingste (Pflaumenpfingsten)! (Fr. I. 2930) d.

h. wenn's zu Pfingsten schon Pflaumen geben wird. 3. Auf weisse Pfingsten. (Fr. I. 2924). Liegt zu Weihnachten Schnee, so spricht man von weissem Weihnachten; fehlt derselbe aber, so aber von schwarzem Weihnachten; ebenso von schwarzen oder weissen Ostern, je nachdem der Schnee fortgeschmolzen ist oder nicht; auch von grünen Ostern, wenn schon die Gräser auf befreiter Erde sprossen. Weisse Weihnacht soll im Volksaberglauben grüne Ostern geben und umgekehrt schwarze Weihnacht weisse Ostern. Weil es aber ganz gegen die Naturregel wäre, wenn selbst das sieben Wochen nach Ostern fallende Pfingsten ein weisses, also mit Schneelage begabtes wäre, so steht hier weisse Pfingsten für den Nimmerstag. 4. Wenn Ostern und Pfingsten auf einen Tag fallen. 5. Wenn de Uhl ehr A.... bleegt. (Fr. I. 1238.) 6. Wenn de Uhl ehr A.... Knoppes (Knospen) kröggt. 7. Op e Nömmersdag. Auch mit den beiden obigen Zusätzen. (Fr. I. 2792.) 8. Auf den heiligen Nimmerstag. (Mewe. Fr. W. B. II. 100.) 9. Er bezahlt's am Nimmermehrstage. 10. Am zweiunddreissigsten. (Fr. I. 1234.) 11. Es geschieht, wenn die Katze ein Sprêtuch (Spreittuch) trägt. (Fr. W. B. II. 356. Vgl. R. A. I. 2644.) 12. Wenn der Kater Junge kriegt. (Fr. I. 1236.) Daher der häufige scherzhafte Stammbuchvers: Unsre Liebe, die soll brennen | Wie ein dickes Dreierlicht; | Freunde wollen wir uns nennen, | Bis der Kater Junge kriegt. 13. Bis der Kater Eier legt. 14. Wenn die Katze ein Ei legt. (Fr. I. 1234.) 15. Öss dat eine Mäglichkeit, Dat de Katt op Schlorre geit. (Fr. I. 2650.) 16. Dat öss doch de reine aschgraue Möglichkeit! (Fr. I. 264.) 17. Bis in die aschgraue Unmöglichkeit. 18. Bis zur Unkenntlichkeit. 19. Bis in die Pechhütte. 20. Im Sommer, wenn es Sonntag ist. 21. Op em Sommer, op em Sonndag, wenn de Schotte käme. (Samland. Fr. I. 3532.) 22. Warte, bis die Schotten kommen! d. h. bis es Gelegenheit giebt. Aber auch als Trost oder als Aufmunterung, das Heute zu geniessen: morgen kommen die Schotten.... Schotten oder Schottenhändler sind Krämer oder Händler, welche mit kurzen Waren auf dem Lande umherziehen. Nach Hennig, 244 kommt das Wort von (Alt-) Schottland, einer Vorstadt Danzigs. 23. Op em Sommer op em Sinndag, wenn de lange Dag' sönd. (F. I. 3532). 24. Op em grote Sinndag, wenn twee ön ênem sön. (Natangen. Fr. I. 3531.) Wenn eine Angelegenheit in's Ungewisse verschoben werden soll, ein Versprechen in das Ungewisse. 25. Op em Samer op em Sinndag, wenn twee ön ênem sön. (Fr. I. 3531.) 26. Am grossen Sonntag, wenn's Keilchen regnet! Das ist der Sonntag nach

Trinitatis. 27. Das kömmt nach, wie bei der alten Frau dat Sogg. (Gesäuge). (Fr. I. ?). Niemals. 28. Ja, in der Woche Nachmittags. Ganz unbestimmt nach Tag und Stunde. 29. Und wenn er sich 99 mal auf'n Kopf stellt. (Fr. I. 1237.) 30. Ewig und drei Tage. (Langes Andauern). 31. Bis man schwarz wird. 32. Das dauert 'ne halbe Ewigkeit. 33. Ein halbes Jahr länger als die Ewigkeit. 34. Bet de Sparling sine graue Rock uttitt. (Fr. II. 2512. Samland, Littauen). Zur Bezeichnung ewiger Dauer, z. B. beim Brüderschafttrinken. 35. Ein neuzeitiger Trinkspruch beim Anstossen (studentisch) lautet: Das soll uns aber weiter nicht abhalten, vertrauensvoll in die Zukunft zu blicken und die Fahne der Wissenschaft hoch zu heben, bis zur Barrière der Unmöglichkeit; denn wer weiss wie?

In diesem Rahmen könnten allerdings die ausschliessenden Bezeichnungen oder komischen Umstellungen leicht auch wechselsweise für vergangen und künftig in Betrachtung genommen werden. Ich beschränkte mich bloss auf die beiden Provinzen Preussen. Sonst führe ich als hergehörig nur an: Wenn's Kirschkuchen regnet und Bratwürste schneit, Dann werden die Jena'schen Mädchen gescheid. Ähnlich heist's bei uns, wenn sich's weniger um die Zeit handelt, zur Abwehr: Ja Kuchen, aber nicht London! oder zum Spotte: Ja, wenn's Kirschkuchen wär'!

Es giebt also zahlreiche Redensarten, um eine Zeit anzudeuten, welche niemals recht gewesen ist und welche niemals kommen soll. Dabei nimmt der Volksgeist oft seine Zuflucht zu kirchlichen Festen, denen man in komischer Weise eine Unmöglichkeit hinzufügt. Darüber hat auch A. Gittée Manches in seinen „Scherzhaft gebildete und angewandte Eigennamen im Niederländischen" (Z. S. d. V. f. V. K. 1893. III. S. 433) vorgebracht. Mein Pflaumenpfingsten ist dort Pruimpaschen, also Pflaumenostern. Er hat für die Niederlande noch dabei den Zusatz: wenn die Kälber auf dem Eise tanzen („als de kalveren op 't ijs dansen"). Er kennt auch das Zusammenfallen von Ostern und Pfingsten. Neu ist: wenn Ostern auf einen Montag fällt („als Paschen op een maandag valt"). Aus dem Französischen führt er an: wenn die Fasten sieben Jahre dauern („si la carême dure sept ans"); auch: die Woche der drei Donnerstage („la semaine des trois jeudis"), oft mit dem Zusatze: vierzig Tage nach Nimmer („quarante jours après jamais"). Der Italiener antwortet alsdann: Il di di San Bellino, Tre di dopo il giudidio, d. h. am Tage des S. Bellino (ersonnener Heiliger), drei Tage nach dem letzten Urteil. Weiter (S. 434) lässt Herr Gittée sich aus über das Niemals. Um Lüttich hört man dafür: wenn

der Klee aus dem Felde sein wird (als de klaver uit 't veld is). Auch das Jahr Eins kommt vor. Flandern spricht und schreibt: im Jahre Eins, wo die Eulen predigen (in 't jaar Een, als de uilen preeken). Es ähnelt also schon der Name der Eule. In Maastricht weicht es etwas ab: in et jaar ein, esten uil preek.

Die Ausdrücke Kruck, Tied, Toback meiner längst vergangenen Zeit verwandeln sich nach ihm für das künftige Nimmer in Westflandern in das Jahr Block, das wieder mit der Eule zusammen kommt: im Jahr Block, wo die Eulen krähen und die Kühe mit Holzschuhen gehen (in 't jaar blok, als de uilen kraaien en de koeien met patijnen gaan). Nach Gittée hat man auch sonst in Deutschland das Jaar Een, da C. Müller-Fraureuth (Lügendichtungen S. 104) bemerkt: „das Jahr Eins, wo die Elbe brannte und die Bauern mit Strohwischen löschen kamen." Also ein Nonsens. Auch vor drei Jahrhunderten stellte schon Fischart (Binenkorb 200) um: „Zur zeit da die bach branten und man mit stroh leschte, die bauren bollen, die hund mit spissen herausloffen, nemlich zur zeit des strengen Finkenritters." Diese ähnliche Fassung war also schon damals nicht neu.

Dergleichen Naturereignisse, wie grosser Wind, Sturmflut, Wassersgefahr, Feuersbrunst, Kriege und Schlachten, plötzlich und mächtig und voll Wirkung aufgetreten, prägten sich früher noch mehr wie jetzt dem Gedächtnisse und der Erinnerung der Menschen ein und wurden Ausgangspunkte für zeitliche Bezeichnungen von Grossvater auf Vater zu Sohn und Enkel. Ähnlich heisst der „Wustrow'sche Wassertag" der 10. Februar, weil für jene Halbinsel die grosse Sturmflut jenes Tages 1625 kaum minder verderblich gewirkt hatte, wie die Nacht des 12/13. Novembers gleichen Jahres ebenda für die mecklenburgischen Küsten. Vergl. Quartalbericht d. V. f. meckl. Gesch. u. A. K. 1894. S. 24. Der Seebär kommt! So heisst es im Munde des erschreckten Volkes an den Küsten des Balticum, wenn zum Lande wehende stärkste Winde die brausend tönenden und so der Stimme eines Bären, der da brummt und gurgelt, ähnlichen Wasser des grossen Seebeckens auf die Lande zujagen, verderbnissvoll und zum Untergange des namentlich platten Vorlandes, das in die Wogen rückläufig hineingezogen oder übersandet wird, jedenfalls untergeht nach menschlichem Sprechen, und wohl ebenso oft in früheren Jahrhunderten, als die Sage davon meldet. Den frühesten historischen Beispielen von Vineta und Iulin reihen sich östlich an, falls ich alle weiss, Leba, ein Dorf am Chaustbach, Karwen, Hela. Aus neuester Zeit erinnere ich an die Sturmfluth für Greifswald.

Knicker-Kugel-Steinis.

Eine Umfrage von Josef Buchhorn.

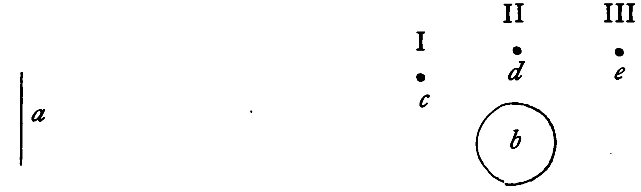
Umfragen, mögen sie ein noch so beschränktes Gebiet umfassen; mag der Gegenstand, um den es sich handelt, ein noch so unbedeutender sein (oder besser gesagt: als solcher scheinen) — nie werden sie ihren Zweck verfehlen, Bausteine zu sein zum grossen Gebäude der Volkskunde. Das mag deshalb betont werden, weil sich so manche, selbst akademisch Gebildete lächelnd von derartigen Untersuchungen abwenden und sie unter die Rubrik der Zeitverschwendung reihen.

Als ob nicht alles Grosse stets aus Kleinem hervorgegangen ist!

Die Umfrage, die ich veranstalten möchte, betrifft einen *kleinen* Gegenstand, ein Spielzeug der Kinder oder genauer der Knaben.

Wer kennt nicht die kleinen Kugeln, zum Teil aus Thon geformt, zum Teil aus Glas gegossen, in der Grösse variierend von etwa 1 cm. Durchmesser bis zu einem solchen von 7, 8 oder gar noch mehr cm., mit denen die Knaben (meistens wenigstens) zur Herbstzeit eifrig hantieren!

Das Spiel ist verschiedenartig. Am gebräuchlichsten und häufigsten wohl in folgender Ordnung:



a Standort der Mitwirkenden beim Beginn des Spieles; *b* eine kleine Grube [1]); I, II, III Standort nach dem ersten Wurf [2]).

I hat begonnen; seine Kugel ist bis *c* gelaufen; II folgte und gelangte bis *d*; III endlich bis *e*. Nun kann I entweder in die Grube oder auf *d* ziehen; beides zählt 10; I spielt, bis er eins von beiden verfehlt. Dann folgt II (in derselben Weise); zuletzt III.

Wer von den dreien zuerst bei der Zahl 100 anlangt, hat gewonnen.

Eine andere Art des Spieles ist die: I wirft die Kugel gegen eine Mauer; II folgt und sucht möglichst nahe an I heranzukommen.

---

1) Im ndrheinischen „Kulle" genannt, die Diminutivform lautet „Külleken".
2) Wurf ist eigentlich nicht der richtige Ausdruck, da die Kugel an den Zeigefinger gelegt und mit dem Daumen abgestossen wird.

Kann er die Entfernung der beiden Kugeln mit dem Daumen und Zeigefinger umspannen, so gehört die Kugel des I ihm. Und so fort.

Der erste Teil meiner Umfrage sucht die Arten der Spiele zu sammeln; der zweite die Bezeichnungen für diese Kugeln zu notieren. Ich bemerke, dass *Kugel* der gebräuchliche Ausdruck in Mecklenburg ist, natürlich im Hochdeutschen. Wie es mit dem Niederdeutschen steht, vermag ich nicht zu entscheiden. *Knicker* [1]) ist im Rheinland üblich; *Steinis* in einem Teile Süddeutschlands. Ausserdem ist mir noch bekannt, dass man in Ulm a. d. Donau *Märbel*, in Nagold i. W. *Schneller*, in einem Dorfe bei Nagold *Ballettle*, in Cöln a. Rh. *Oemmer*, an der holländischen Grenze (in der Nähe von Geldern) *Stēēne* sagt. Auch kommt in Süddeutschland der Name *Glugger* vor [2]).

Tübingen, Juni 1898.

Der Nobelskrug.

Eine Umfrage von R. Sprenger.

VI. Die in N⁰ V geschilderte Verdrehung des ora pro nobis gemahnt mich an ein Spässchen des Volkes in einem mehr polnischen Theile von Westpreussen. Auch hier betete der katholische Priester das Ora pro nobis. Da war nun ein Bäuerlein in dem Kirchdorfe, das Nobis hiess. Es muss nun noch bemerkt werden, dass ora auch ist die 3. Pers. Sing. Ind. Praes. von orać, pflügen, also auch heissen kann: er pflügt. Somit entstand ein grosses Wundern unter den lateinlosen polnischen Bauern, dass der Pfarrer von einem unter ihnen, dem Collegen Nobis, besonders hervorheben konnte, dass er pflüge. Es beweist diese Geschichte, ob nun wahr oder erfunden, wie leicht aus sprachlichem Gleichklang durch Missverständniss eine Seltsamkeit entstehen kann. Jedenfalls hörte ich sie als Witz erzählen.

VII. *Nobiskrug*. Vergl. Dr. Richard Andree: Braunschweigische Volkskunde, wo auf S. 65 darüber gehandelt wird.

A. Treichel.

---

1) Statt K*n*icker auch K*l*icker.

2) Cfr. F. M. Böhme „Deutsch. Kinderlied und Kinderspiel. Leipzig 1897" pag. 615. B.'s Ausführungen sind ziemlich oberflächlich und nicht orientierend.



VIII. Ein Nobishaus ist auch die kaiserliche Hofburg in Wien. In den ersten grün angestrichenen Stiegenpfeiler im Torwege zum Schweizerhofe ist unser Spruch so eingegraben zu lesen:

16 IDMVN E
SIDENS PRONOBIS QUIS
CONTRA NOS 1660

Dens ist für Deus! K.

Blumen, die unter den Tritten von Menschen hervorsprossen.

Eine Umfrage von B. Laufer.

II. Georg Ebers lässt in seinem historischen Roman „Eine ägyptische Königstochter" von Kambyses, dem König von Persien, folgendes erzählen. „Ihm hatte geträumt, dass er sich inmitten einer dürren Ebene befinde, die, dem Boden eine Tenne ähnlich, keinen Halm erzeugte. Missgestimmt über den öden, traurigen Anblick des Platzes, wollte er soeben andere, fruchtbarere Orte aufsuchen, als Atossa (des Königs Schwester) erschien und, ohne ihn zu bemerken, einer Quelle entgegenlief, die plötzlich, wie durch Zauberei mit fröhlichem Gemurmel aus dem dürren Boden emporquoll. Staunend sah er diesem Schauspiele zu und bemerkte, wie sich überall, wo der Fuss seiner Schwester das versengte Land berührt hatte, schlanke Terebinthen erhoben, die sich, da sie grösser wurden, in Cypressenbäume verwandelten, deren Gipfel bis in den Himmel ragten."

Wien. Adolph Löwy.

III. Uhland hat im *Ver sacrum* diese besonders bei romanischen Dichtern sich findende Vorstellung so weiter gebildet, dass er sogar unter den Hufen der Rosse der siegend heimziehenden Latiner Blumen emporsprossen lässt:

Und jene zogen heim im Siegesruf,
Und wo sie jauchzten, ward die Gegend grün;
Feldblumen sprossten unter jedem Huf;
Wo Speere streiften, sah man Bäum' erblün.

Northeim. R. Sprenger.



Judendeutsche Sprichwörter aus Ostgalizien.

Gesammelt von Isaak Robinsohn.

1. Der Ertrịnkərdər chapt [1]) səch ūn ịn a Scharf vịn a Schwert. — 2. Wenn freitsech a Urim-mann [2])? As ər verliert ịn gefịnt. — 3. As dər Worm totschịt [3]) ịm Chrein [4]), meint ər as dus ịs Angəmachts [5]). Var. —, meint ər, as kein Bessers ịs nischt du. — 4. Bessər mit aklịgən zị vərlieren, wie mịt a Narr zị gəwinnən. — 5. As a Narr warft arān a Stein ịn Gūrtən arān, konnən em kan zehn klịgə nịscht arausnemmen. — 6. As a Chasịr [6]) kricht ịn Gurtən arān, totschịt [7]) ər dị Beitən [8]). — 7. As mị schert dị Schuf, zịttərn dị Lemmalach. — 8. As dəs Ferd esst Hubər brịkịwịt [9]) əs. — 9. As zwei sugən schikər [10]), geit dər drịttər sehlufən. Var. — mịs səch dər drịttər leigən. — 10. A Hịnd, wūs ər haukịt [11]), bāsst nịscht. — 11. As a-sach Balbustịs [12]) ịs dị Stib nịscht ausgekehrt. — 12. Afịlị [13]) a Katz konn auch kali [14]) machən. — 13. A Katz kịmmt nịscht zịrịk ịn Haus aran, wie mən hot ir dəm Schwonz ubgəhakt. — 14. Vịn jənər Welt ịs keiner nịscht zịrịk gəkịmmən. — 15. Gịt bei a Chasịr a Hur vịn ịm Schwonz ausgərịssen. — 16. A Ferd fūrt kan [15]) Lapsk [16]), ịn kịmmt zịrịk a Ferd. — 17. A(n) Ochs blābt a(n) Ochs. — 18. Red weinịgər wet mən meinən bịst a Chuchịm [17]). — 19. Wūs weinịgər mị ret, ịs gəsịnder. — 20. A-sach [18]) Məluchịs [19]) ịn weinịg Bruchịs [20]). — 21. Aseu wi mị gịt dị Teudtị [21]) zị essən, asā Punịm [22]) (h)obịn sị. — 22. Var a Ganịw [23]) tur mən nịscht sugən: hengən. — 23. Of'n [24]) Ganịw brennt ịs Hịttịl [25]). — 24. Dəm Ganịw stellt mən var dər Thir (um ihn unschädlich zu machen). — 25. As sị brüht ofn heissən, blūst mən ofn kaltən. — 26. As mị schmirt dị Redər, furt der Wugən. — 27. Sị gịt zị hubịn a Makị [26]) ba jenəm ịntərn Urm [27]). — 28. Vịn a Chasər-schwenzəl [28]) konn mən kan Straməl [29]) nịscht machən. — 29. Jeder Wūrịm [30]), hot san Dūrịm [31]). — 30. Aseu lang dər Stelmach [32]) sịtzt ofn Benkəl, hot er chotschị [33]) Späner. — 31. Jedes Mes [34]) ịs schein of dər Mazeiwị [35]). — 32. As a Narr geiht ofn Mark, freien sach dị Krämers. — 33. A Barg mịt a Barg begegənt sech nịscht, ober a Mensch mịt a Menschən jo. — 34. Wie a-seu mị leigt əm Cheulị [36]) thüt in weih. — 35. Un Fịngər konn mən kein Faust nịscht machən. — 36. Mit a Jüden ịs nor gịt Kịgəl [37]) zị essən. — 37. Alle Schister geiən būrwịs [38]), ịn alle Schnādər geiən nackịt. — 38. A Schiksə [39]) ba a Ruw [40]) konn auch paskịnən [41]) Schālịs [42]). — 39) Geld geit zị Geld. — 40. Geld ịs kalachịg [43]). — 41. Der Seichəl [44])

---

1) packt. 2) arme Mann. 3) tocze (ruth.) = wühlt, frisst. 4) chrzan (poln.) = Kren, Meerrettich. 5) Eingemachtes. 6) Schwein. 7) wie 3. 8) Beete. 9) boryka (poln.) = bäumt sich, wird wild. 10) besoffen (hebr.). 11) bellt. 12) Hausfrauen, Wirthinnen (hebr.). 13) sogar (talm.). 14) verderben, schaden (hebr.). 15) gen, nach. 16) Leipzig. (Eine Reise zur Messe nach Leipzig bedeutete für den Juden in Galizien dasselbe, was die Wanderzeit für den Wanderburschen. 17) Ein Kluger (hebr.). 18) viel (hebr.). 19) Handwerk (hebr.). 20) Segen (hebr.). 21) Todte. 22) Aussehen (hebr.). 23) Dieb (hebr). 24) Auf dem. 25) der Hut. Das Sprichwort bezieht sich auf folgende Anekdote. Ein Herr mutmasste, dass einer seiner Diener der Urheber eines bei ihm vorgekommenen Diebstahles sei. Um den Dieb zu entlarven liess er seine Dienerschaft sich in Reih und Glied vor ihm hinstellen und rief plötzlich: „Auf dem Dieb brennt der Hut." Der überrumpelte Schuldige griff nach dem Hut und wurde so erkannt. Vergl. L. Mandl, ‚Am Urquell' IV. S. 75 f. 26) Furunkel. 27) Arm. 28) Schweineschwanz. 29) Schabbesdeckel, wird gewöhnlich aus feinerem Pelzwerk verfertigt. 30), 31) Jedes Warum, hat sein Darum. 32) Tischler (slav.). 33) wenigstens (slav.). 34) Todter (hebr.). 35) Grabstein (hebr.). Die Grabschriften der galizischen Juden sind gewöhnlich übertriebene panegyrische Verse. De mortuis nil nisi bene. 36) Kranke. 37) Kugel. Nach ihrer Form benannte Samstagsmehlspeise. 38) barfuss. 39) Dienstmädchen. 40) Rabbiner (hebr.). 41) beantworten, entscheiden (hebr.). 42) rituelle Fragen (hebr.). 43) rund. 44) Verstand.

kı̣mmt nuch dı̣ Jurən. — 42. Dər Wintər kı̣mmt nuch dı̣ Kleidər. — 43. Vı̣n sugən, werd mən nı̣scht trugən [1]). — 44. As mı̣ esst Chası̣r, soll rı̣nnen ı̣ber dı̣ Pı̣skı̣s [2]). — 45. Jı̣ngə Chachumı̣m [3]) sənən alte Narunı̣m [4]). — 46. Handəlschaft ı̣s ka Bridərschaft. — 47. Of dər Eck Zı̣ng weuhnt dı̣ ganzə Studt. — 48. Der Ruw [5]) kenn ı̣m Schamı̣s [6]), in dər Schamı̣s kenn dı̣ ganzə Studt. — 49. Pirı̣m [7]) ı̣s nischt ka Jontı̣w [8]), ı̣n Kaduchı̣s [9]) ı̣s nı̣scht ka Krenk [9]). — 50. Var a Ganı̣w [10]) helft nı̣scht ka Schloss, ı̣n a(n) Ehrlachər bədarf nı̣scht ka Schloss. — 51. A ganzər Narr ı̣s a halbər Nuwi [11]). — 52. A mul senən dı̣ Maluchı̣m [12]) arı̣m gəgangən of dər Erd, hant geiən sei afı̣lı̣ [13]) ofn Hı̣mməl nı̣scht arı̣m. — 53. Sı̣bn ı̣s a Lı̣gı̣nd [14]). — 54. As dər Wugı̣n fallt, senən dı̣ Redər schwer. — 55. As dı̣ Meidlach konnən nı̣scht tanzən, sugən sei as dı̣ Klesmar [15]) konnən nı̣scht spielən. — 56. Bessər a Jid ūn a Būrd [16]), wie a Būrd ūn a Jı̣d. — 57. A Narr ı̣s a eibı̣gər Zaar [17]). — 58. As dı̣ Balbustı̣ [18]) is Schlı̣mı̣salnı̣zı̣ [19]), is dı̣ Katz a Berjı̣ [20]). — 59. Ịn ergstən Hı̣nd kı̣mmt un dı̣s bestə Stı̣ck Fleisch. — 60. As sı̣ nı̣scht du kein Meidlach, tanzt mən mı̣t Schiksı̣s [21]). — 61. Far Parnūsı̣ wegən tanzt mən mı̣t Jaškı̣n [22]). — 62. Jeder Schenkər leubt san Wan. — 63. Bessər zehn Schlössər, eidər [23]) ein Dalı̣s [24]). — 64. Bessər zehn Frand eidər ein Seunı̣ [25]). — 65. Dı̣s andərə Wāb, hot a golden Lab. — 66. Dı̣s Epalı̣ [26]) fallt nı̣scht wat fı̣n ı̣m Beimalı̣. — 67. Bessər a Quint Masl [27]), eidər a Centnər Gold. — 68. A lechərı̣gən Sack kən mən nı̣scht ūnfillən.

Beiträge zur Volksjustiz im Bergischen.

Von Otto Schell.

Die Rechtspflege des Volkes ist wesentlich anders geartet, als die der rechtskundigen Gelehrten. Vor allen Dingen fällt bei den volkstümlichen Rechtsäusserungen eine weit grössere Mannigfaltigkeit, eine strengere Individualisierung und stärkere Anlehnung an die jeweilig gegebenen Umstände und Verhältnisse auf. Aber von einer Justiz darf man doch insofern reden, als in einer und derselben Gegend für dieselben Vergehen, welche nach dem Rechtsgefühl des Volkes der Ahndung bedürfen, dieselben Strafen festgesetzt sind. Er ist also im Volksbewusstsein ein gewisser

---

1) tragend, schwanger. 2) pysk (poln.) = Wund. Wange. 3) Kluge (hebr.). 4) Narren (hebr.). Sinn: Altkluge Kinder stellen sich spätera ls dumm heraus. 5) Rabbiner (hebr.). 6) Synagogendiener (hebr.). 7) Purimfest (hebr.). 8) Feiertag (hebr.). 9) Fieber. 10) Krankheit. 11) Prophet. (hebr.). 12) Engel (hebr.). 13) sogar (hebr.). 14) Legende = Lügende, Lüge. 15) Eigentlich Musikinstrumente, hier und sonst nur Musikanten. (hebr.). 16) Bart. 17) Kränkung, Herzleid (hebr.). 18) Hausfrau (hebr.). 19) Entstanden aus: schlimm und Masl *) = Glück, Geschick, bezeichnet das Wort regelmässig eine ungeschickte, nachlässige Frau, ungefähr wie das Wienerische „schlampert". 20) Wörtlich: Geschöpf (hebr.) = fleissige, geschickte Hausfrau. 21) Bauernmädel. 22) slav. Jaśko, häufiger Bauernname. 23) eider = ender, (ehender) als. 24) (hebr.) Personificirte Armuth. 25) Feind. 26) Äpfelchen. 27) Glück).

*) Im ungar. jdd. šlamazl, šlomazl und šlemazl weisen auf hebr.: še lo mazol (was kein Glück ist) hin. K.

Codex des Rechts ausgebildet; und dieser Umstand eben, der also jede Willkür gewissermassen ausschliesst, berechtigt uns, von einer Volksjustiz in diesem oder jenem durch die Natur oder Geschichte gezogenen Rahmen zu reden.

Nur einige Beispiele für das ehemalige Bergische.

Bis in die 60er Jahre unsers Jahrhunderts war es in der Umgegend von Mettwann üblich, dass man einem Bauer, der sich durch Strenge und Härte gegen seine Knechte und Mägde auszeichnete, in einer Nacht einen Wagen auseinandernahm und dessen einzelne Teile auf das Dach des Hauses, der Scheune oder des Stalles praktizierte. Man musste eben mit der östlichen Lage des Schlafzimmers des Bauern bei dieser Unternehmung rechnen. Oft versammelten sich zu diesem gewiss mühsamen Werk 12—20 und noch mehr junge Burschen. Alles ging lautlos und still zu und ein Verräter fand sich nie. Auch hält es heute, wo dieser Brauch nicht mehr in Übung ist, sehr schwer, nähere Einzelheiten zu erfahren.

Bis zur Stunde ist es in des Kreisstadt Mettmann selbst noch üblich, dass man zur Herbstzeit, wenn Rübstiele eingemacht werden, den Abfall des Gemüses vor die Thür eines Mädchens oder eines Burschen streut, die sich bei Anbahnung eines Verkehrs mit dem andern Geschlecht zu viel Freiheiten herausnahmen und nicht den althergebrachten strengen Sitten treu blieben.

Einem von seinem Burschen verlassenen Mädchen oder einem Burschen, dem sein Schatz untreu wurde, stellt man in Mettmann einen bekleideten Strohmann oder eine Strohfrau hinter das Haus. Das besorgen die um das Verhältnis wissenden jungen Leute, aber auch hier mit der grössten Heimlichkeit. Auch im ehemaligen Amt Steinbach setzt man dem getäuschten Freier eine Strohfrau vors Fenster des Schlafzimmers oder an die Hausthür.

Der Zug der Geheimhaltung ist überhaupt charakteristisch für diese Zweige der Bergischen Volksjustiz.

Am bekanntesten ist in der Bergischen Volksjustiz das „Tierjagen". Es dürfte kaum eine Gegend des Bergischen zu finden sein, wo nicht diese Sitte, auch „Austrommeln" genannt, geübt würde. Selbst in den grossen Industriestädten Elberfeld und Barmen hat sich dieser Brauch bis heute erhalten, und kaum vergeht ein Jahr, dass nicht hier oder dort der Spektakel losgeht, dem die Polizei meist machtlos gegenübersteht. Der betreffende Übelthäter — meist sind es Männer und junge Burschen — ist bekannt. Am Abend versammelt sich Gross und Klein vor seiner Wohnung und

beginnt einen ohrzerreissenden Lärm mit Pfeifen, Johlen und Bearbeiten der verschiedenartigsten Blechinstrumente. Stundenlang wird der Lärm fortgesetzt. Das geschieht an drei aufeinanderfolgenden Abenden. An eine bestimmte Jahrzeit ist die Ausübung dieses Brauches nicht gebunden; ebensowenig an gewisse Wochentage. Geübt wird er meistens gegen Männer, welche ihre Frauen geschlagen oder das 6. Gebot übertreten haben.

Früher wurden dem armen Sünder auch in derben Knittelversen seine Verbrechen vorgehalten. Solche Verse lauten:

Hört, ihr Leute! ich will euch was sagen,
Der Spass-Pitter hat das Fraumensch vernagelt;
He het et em Ferkesstall verneit.
Bewahret das Feuer und das Licht,
Dass dem Spass-Pitter kein Unglück geschicht.

In dem vorliegenden konkreten Falle hatte sich der erwähnte „Spass-Pitter" mit der Frau eines Nachbars im Schweinestall vergangen.

Eine andere Strophe lautet:

Der N. N. hat seine Frau geschlagen,
Das wollen wir dem Richter klagen.
. . . .
Der Richter dacht' in seinem Sinn:
In der Frau, da steckt der Teufel drin.

Was Montanus („Die deutschen Volksfeste" etc.) darüber schreibt, S. 95 ff., sie hier nur erwähnt.

Über die Art und Weise des Tierjagens im Amt Steinbach folge ich einer Mitteilung aus dem Anfang der 60er Jahre, welche lautet: „Das früher übliche Tierjagen war dem Haberfeldttreiben, welches die bairische Regierung vor einigen Jahren unterdrückt hat (? D. Verf.), sehr ähnlich. Verbrecherische, besonders ehebrecherische Liebschaft war die Veranlassung. Wenn der Attentäter grade in dem betreffenden Hause war, wurde es plötzlich von einer grossen Schar umstellt. Es wurde sogleich ein Höllenlärm gemacht mit Schreien, Rufen und allerhand Instrumenten, wodurch noch mehr Menschen herbeigerufen wurden. Nachdem sich der Lärm gelegt, wurden die erschreckten und bestürzten Übelthäter aufgefordert, herauszukommen; wurde keine Folge geleistet, so fing man an, Schlagladen und Thüren, Fenster und Wände einzuschlagen. Mittelst Rauch und Gewalt wurden sie aus dem Hause getrieben und nun gejagt, gestossen und geschleift, bis man sie in einer Mistjauche oder in einem Weiher hatte; es ging aber nicht ums Leben."

Ähnlich berichtet Ernst Weyden („Das Siegthal" etc., Bonn 1865) von der Sieg: „Auch üben die Burschen noch zuweilen in den Gemeinden die altherkömmliche Volksjustiz des „Tierjagens" wider Ehemänner, die nicht allzu zärtlich gegen ihre Ehehälften. Mit allen nur denkbaren lärmmachenden Instrumenten ziehen die Burschen in der Nacht vor die Wohnung des zu Züchtigenden. Je toller das Peitschengeknalle, das Kettengerassel, das Schallen der Pfannen und Kessel, je ungestümer das Heulen und Toben und Brüllen, als wenn das wilde Heer im Anzuge, um so grösser ist das Vergnügen, von dem aber die Ortspolizei nichts wissen will."

Am besten entwickelt hat sich diese Volksjustiz im sogenannten Haberfeldtreiben Oberbayerns erhalten. Da dieses allgemein bekannt sein dürfte (siehe unter andern die treffliche Arbeit im Sonntags-Anzeiger der Elberfelder Zeitung vom 26. November 1893), so wollen wir hier einen kurzen Vergleich zwischen dem Haberfeldtreiben in Bayern und dem Tierjagen im Bergischen, soweit letzteres mit seinen dürftigen Zügen dieses gestattet, anstellen.

Das Habern geschieht nur im Herbst; das Tierjagen zu allen Zeiten.

Jenes wird sehr geheim ausgeführt, dieses vollständig öffentlich.

Das Haberfeldtreiben wird als bäuerliche Fortsetzung des von Carl dem Grossen eingeführten und durch geistliche und weltliche Sendboten in den einzelnen Grafschaften abgehaltenen Rügegerichts aufgefasst. Eine solche Verbindung ist beim Tierjagen nicht mehr erkennbar.

Beides — Haberfeldtreiben und Tierjagen — ist Volksjustiz in uralter Form. Darum stehen sich Volksforscher und Jurist bei der Beurtheilung dieses Brauches, wie gar oft, als geschworene Feinde gegenüber.

Die Haberer beziehen sich immer auf das alte Herkommen und erwähnen stets Carl den Grossen. Es hat sich dabei ein gewisses gerichtsmässiges Verfahren erhalten, was wenigstens in der äussern Form bei unserm Austrommeln nicht mehr erscheint.

Das Gebiet, in welchem das Haberfeldtreiben noch üblich ist, beschränkt sich heutzutage auf die Gerichtssprengel von Tegernsee und Miessbach. Das Tierjagen hat sich in einem weit ausgedehnteren Bezirk erhalten und war nach Schmitz, Sitten, Sagen und Legenden des Eifler Volkes I, S. 63, beispielsweise auch in der Eifel bekannt; auch heute noch wird dieser Brauch, doch vereinzelt geübt.

Der Name des Brauches ist noch nicht genügend gedeutet, doch werden wir diesen Punkt weiter unten noch berühren.

In Bayern sowohl als am Niederrhein gilt der für entehrt, der in dieser Weise vom Volke justifiziert wurde.

Die Haberer bilden einen festgeschlossenen Bund; am Austrommeln und Tierjagen kann jedermann Anteil nehmen.

Auch steckt das Haberfeldtreiben seine Grenzen weiter, als das Tierjagen. Ihm verfallen alle, welche von der weltlichen Gerichtsbarkeit schwer erreichbar sind: Güterzertrümmerer, Mädchenverführer, Wucherer, leichtfertige Mädchen, Prozesssüchtige, Betrüger, sehr oft die Köchinnen der Geistlichen, strenge Beambte und dergl.

Die Haberer tauchen heimlich im Schleier dunkler Herbstnächte, auf. Darauf nimmt man beim Tierjagen keine Rücksicht.

Lärminstrumente aller Art sind hier wie dort gebräuchlich.

Knittelverse mit einem Sündenregister sind hüben wie drüben üblich. Aber in Oberbayern werden sie durch einen sogenannten Sekretär, hier vom ganzen Volkshaufen in wildem Gejohle vorgetragen.

Das bayrische Haberfeldtreiben lässt deutlich den alten Ursprung erkennen, und die Berufung auf Carl den Grossen ist vielleicht buchstäblich zu nehmen. Bestehen nun aber auch zwischen dem Haberfeldtreiben und dem Tierjagen manche Verschiedenheiten, so ist doch die Übereinstimmung der Grundzüge unverkennbar.

Aber wir können den Ursprung dieses Volksgerichts noch hinter Carl den Grossen zurückverfolgen. Aus dem 6. und 7. Jahrhundert besitzen wir Bussordnungen, welche wiederholt eindringlich gegen einen Brauch eifern, bei dem man sich in Tierfell hüllte und Tierhäupter aufsetzte. Eine Verordnung des Bischofs Hugo von Berry aus dem Jahre 1338 redet von einem ähnlichen Brauch, welcher Charawall (woraus Carnevall wurde) genannt wird. Die Teilnehmer dieses Charawalls erschienen in Tierfellen; speziell werden genannt Hirsche, Kälber. Auch wurden die Stimmen verschiedener Tiere nachgeahmt. Da dieser Gebrauch von Montanus beim Tierjagen am Niederrhein ausdrücklich bezeugt wird (welcher Mitteilung man wohl Glauben schenken darf), so ist damit der Name „Tierjagen" hinlänglich gedeutet. Mit Simrock zu reden, hat der Brauch deswegen diesen Namen erhalten, „weil er unter Tierlarven gegen das Hervortreten des Tierischen im Menschen gerichtet ist." Dafür, dass dieser Brauch, das alte Charawall, schon in den ältesten Zeiten gegen das Obscöne gerichtet war, haben wir genügende Anhaltspunkte.

Der Brauch scheint ehemals unter allen deutschen Volksstämmen im Schwange gewesen zu sein. Und Shakespeare hat in seinen „Lustigen Weibern von Windsor" das Tierjagen auf die Bühne gebracht. Aus diesem Teil des Shakespearschen Bühnenwerkes ersehen wir auch den innigen Zusammenhang zwischen dem Haberfeldtreiben und den Redensarten: ins Bockshorn jagen, Hörner aufsetzen etc. Man vergl. dazu Simrock, Handbuch der deutschen Mythologie, 6. Aufl. S. 553.

Fabeltiere im altjüdischen Volksglauben.

Von Leopold Mandl.

Wie alle Völker wussten auch die Israeliten viel von Wunderwesen zu erzählen. Ihre bezüglichen Sagen sind zum Teile Schöpfungen der eigenen Phantasie und andern Teils fremder Fabulistik entnommen.

Besonders merkwürdig ist, was in de Talmud und Midrasch-Literatur von dem Schamir und vom Salamander erzählt wird. Von unverbrennbaren Wesen, dessen Namen die bekannte harmlose Eidechse trägt, hatte man grundverschiedene Vorstellungen. Nach den Einen war es eine Art Amphibium [1]), nach Andern eine Maus [2]), und nach Ansicht Dritter hatte es die Gestalt einer Spinne [3]).

Die verschiedenen Vorstellungen von einem Wesen, das eigentlich niemand gesehen, sind nur natürlich; minder natürlich ist, was uns über die Entstehungs- und Eigenart des Salamanders erzählt wird. Sein Werden wird der Feuersglut zugeschrieben. Wenn die Glaserzeuger sieben Tage und sieben Nächte ununterbrochen heizen, entsteht im Ofen jenes Wundertier, das weil durchs Feuer entstanden, unverbrennbar ist und ein Schutzmittel gegen Verbrennung bietet [4]).

Der Judäerkönig Achas hatte den Kronprinzen, seinen Sohn Hiskia, dem Moloch geopfert; doch der Geopferte verbrannte nicht, weil ihn seine Mutter vorher mit dem Blute eines Salamander eingeschmiert [5]).

---

1) Talmud, Chulin. 2) Targum, Jeruschalmi. 3) Midrasch Tatsche.
4) Daselbst. 5) Talmud Sanhedrin, 63.

Das hebräische Wort Schamir, Dorn, später auch Bezeichnung des Diamanten, hat die israelitische Volksphantasie zur Benennung eines einzigen Wunderwesens gebraucht, das am sechsten Tage, knapp vor Eintritt des Sabbathes, erschaffen worden sein soll [1]).

Von dem wird erzählt, dass es Steine und Balken, auf die man es gelegt, gespalten und selbst Eisen geteilt, und dass man es, weil nichts davor Bestand hatte, nur in weiche Wolle gewickelt, in einem mit Gerstenkleie gefüllten bleiernen Gefässe aufbewahren konnte [2]).

Eine Sage berichtet, dass ein Adler das Tierchen, das nicht grösser als ein Gerstenkorn gewesen, aus dem Paradiese geholt und dem Könige Salomo gebracht, der es beim Baue des Heiligtumes, weil kein Eisen gebraucht werden durfte, zum Spalten der Steine verwendet habe [3]).

Zum Vogel Hein.

Eine Umfrage von Franz Branky.

III. Ich meine hier zunächst den Vogel des Kaisers Maximilian. — Dieser Vogel war entweder Fregilus graculus, die Alpen- oder Steinkrähe, der Gebirgs- oder Feuerrabe, die Krähendohle, der Eremit, Klausrabe oder Turmwiedehopf (alles Namen für denselben Vogel), oder Pyrrhocorax alpinus die dem vorigen naheverwandte Alpendohle oder Schneekrähe, die Berg- und Steindohle, die Flütäfie oder Alpenamsel. (Das Nähere s. im Brehm.)

Nun der Name! Dieser entstammt unserer keltischen Vorzeit, ist also keltisch und bedeutet Feuervogel; irisch ean, eun, en, gälisch ean, eun, bedeutet Vogel, ebenso die mankischen Wörter eean, yeen (N. B. mankisch ist der Dialekt der Insel Man, altgälisch) und irisch. ain Feuer; ain-en ist Feuervogel.

Nun ist merkwürdig, dass Fregilus graculus Feuerrabe heisst und über Pyrrhocorax alpinus im Brehm sich folgendes findet: „Dieser Vogel ist einer von denjenigen (sagt Savi), welche sich am leichtesten zähmen lassen und die grösste Anhänglichkeit an ihren Pfleger zeigen. — — — — Er hat ein seltsames Gelüste

1) Sprüche der Väter. 2) Tosefta zu Sota Cap. 15. 3) Midrasch Jalkut zum ersten Buche der Könige.



zum Feuer, zieht oft den brennenden Docht aus den Lampen und verschluckt denselben, holt ebenso des Winters kleine Gluten aus dem Kamin, ohne dass es ihm im geringsten schadet. Er hat eine besondere Freude, den Rauch aufsteigen zu sehen, und so oft er ein Kohlenbecken wahrnimmt, sucht er ein Stück Papier, einen Lumpen oder einen Splitter, wirft es hinein und stellt sich dann davor, um den Rauch anzusehen. Sollte man daher nicht vermuthen, dass dieser der „brandstiftende" Vogel (Avis icendiaria) der Alten sei?"

[N. B.: In der Magdeburger Chronik von Pomarius aus dem 16. Jahrhundert heisst es (wie mir erinnerlich) an einer Stelle: In diesem Jahre (? Jahreszahl habe ich vergessen) sah man Krähen (?) und andere Vögel mit glühenden Kohlen in den Schnäbeln herumfliegen, die steckten Häuser und Scheunen an.]

Ich erkläre mir die Sache so: beide oben genannte Vögel (Krähenvögel) sind einander sehr ähnlich, und so konnte es kommen, dass Brehm vom Volke der falsche Vogel als Feuerrabe genannt wurde; so scharf als der Vogelkenner unterscheidet das Volk nicht.

Nun der Mecklenburger Hein.

Hein (Hein'n) halte ich für eine gekürzte Form von Heinen. Entweder ist das derselbe Vogel (dass er er auf einem Teich geschossen wurde, kann auch bedeuten auf einem Baume etc. im Teiche [1]) oder es war ein (seltenes?!) Wasserhuhn. In diesem Fall wäre der Name abzuleiten von irisch ean, eun Vogel und ir. en Wasser (en bezeichnet sowohl einen Vogel als auch das Wasser); ean(eun)-en = Wasservogel (der Kelte setzt das Bestimmungswort oft hinten hin); oder noch besser abgeleitet: mankisch eean, yeen Vogel, das Junge eines Vogels und — das junge Huhn und ir. en Wasser; eean(yeen)-en also Wasserhuhn.

Biere bei Schönebeck a. d. E. Rabe, Lehrer.

IV. Noch ein Nachtrag bezüglich des Namens *Heun* als Bezeichnung des Uhu. In diesem Falle dürfte der Name zusammengewachsen sein aus irisch ai weise und irisch en, ean, eun Vogel. Heun also weiser Vogel. Die Eule war bekanntlich das Sinnbild der Weisheit.

Rabe.

1) Könnte nicht „Teich" oder „Teiche" bedeuten?

Folkloristische Findlinge.

Lebende Tieropfer. — Von einer Volksbräuche genau beobachtenden Dame, Frl. E. in Salzburg, erhielt ich jüngst die Mitteilung, „dass nahe bei Reichenhall noch lebende Opfer von schwarzen Hennen vorkommen. Auch viele ... ex voto giebt es noch dort, worauf es stets heisst: und verlobten sich mit einem lebendigen Opfer. Unsere eigene alte Köchin aber erinnert sich noch, wie sie als Kind einst ihre Mutter eine Henne schlachten sah, der Vater einige Ziegel aus der Fesselgrube riess, die Henne hineinlegte und das Loch wieder vermauerte."

Solche Mitteilungen, die die Andauer des lebenden Tieropfers bis auf unsere Tage bezeugen, sind wert der Veröffentlichung im ‚Urquell'.

Tölz 1898. —r.

Blauer Safran (Urquell 1897, S. 249 u. 352). — Seite 352 soll es imstatt „erster": erster Safran heissen. Bei diesem Anlasse kann mitgeteilt werden, dass gedruckte Preis-Verzeichnisse speziell folgende markante Sorten von Crocus anbieten: „König der Blauen", „Himmelblau (Lilaceus)" und „Lilaceus (hellblau)". Erwähnenswert ist vielleicht auch die im Herbste blühende blaue Sorte „Saffran."

Wien. Bk.

Donnerkeile. — In einem alten Buche „dem Boten aus Thüringen" vom Verfasser Carl von Carlsberg, 1789, fand ich auf S. 47 über *Donnerkeile:*

Schulm.: „Glaubt er denn im Ernste, dass es mit Donnerkeilen einschlägt?"

Hann: Und warum nicht? — Nachbar Christoph hat zwei Sorten Donnerkeile, die er ausgeackert hat; die will ich holen ..... Nun ihr Herren was ist denn das? — Das ist ein rechter und das ein linker Donnerkeil, mit jenem schlägt es warm ein und mit diesem kalt."

(Hierauf belehrt der Bote den Mann, das der eine Donnerkeil eine Streitaxt und der andere ein Belemnit ist).

D. Giesshübel. Josef Stibitz.



Vom Büchertisch.

Sagen und Erzählungen aus dem Kreise Kolberg-Körlin. Gesammelt und herausgegeben von F. Asmus und O. Knoop. Kolberg 1898. F. C. Post. 100 S. 8⁰.

Beide Herren sind den Lesern unseres Urquells als dessen Mitarbeiter wohl vertraut und es ist kaum nötig, irgend etwas noch zur Empfehlung ihrer Gesellschaftarbeit hervorzuheben; denn sie ist, wie dies nicht anders zu erwarten war, trefflich. Die Sammlung enthält geschichtliche Sagen und Erzählungen, Wassergeister-, Wildejagd-, Teufel- und Kobold- und Doppelgängersagen, Diebsegen, Hexenzauber, Mahrgeschichten, Gespensterglauben, und über vergrabene Schätze, Gebäude, Bäume, Berge, Steine, Seen, Grenzen, Gestirne, Tiere usw. Mitteilungen, die vielen Forschern vieles von Belang aus unseren Tagen darbieten. Krauss.

Pol De Mont & Alfons De Cock: *Dit zijn Vlaamsche Vertelsels uit den Volksmond opgeschreven.* Met 30 Teekeningsn van Karel Doudelet. Gent, Van Der Poorten & Deventer, Kluwer & Co. 1898. XVI, 452 S. gr. 8⁰.

Beide Sammler sind den Fachgenossen in Folklore längst aufs Vorteilhafteste bekannt; ihre Zeitschrift ‚Volkskunde', die nun schon im 11ten Jahrgange erscheint, ist für jeden, der sich mit niederländischer Folklore befasst, unentbehrlich und für unsere Disziplin höchst schätzbar als eine ungemein reiche Fundstätte bestens erhobener Tatsachen. De Cock verdankt man ausserdem ein vorzügliches Werk zur Volksmedizin, das leider nur seiner Sprache halber noch nicht allgemein gewürdigt wird. Es sollten sich zumindest deutsche Volksforscher die kleine Mühe der Erlernung des Holländischen nicht verdriessen lassen, um vom Fleiss unserer niederdeutschen Sprachbrüder den entsprechenden Nutzen zu ziehen. Auch das vorliegende Buch, das 169 Numern zählt, drängt einen dazu. Es sind vorwiegend Stoffe, die der europäischen Folklore überhaupt angehören, von den Klabautermannsagen abgesehen. So manches Stück liest sich, wie ein neugriechisches oder bulgarisches Märchen in fremder Sprache. Eigentlich nationalniederländisch ist darunter fast nichts zu finden, was ja bei dieser Art Wandergut von vornherein zu erwarten war. Auf eine stattliche Anzahl Parallelen verweisen schon die Herausgeber in ihrer sehr lehrreichen Einleitung. Bemerken möchte ich, dass das Märchen vom Bauer, der mit seinen Lügen die Königstochter gewinnt (S. 32 ff.) auch bei den Südslaven sehr beliebt ist. Eine Fassung brachte die Zeitschrift von Praus, die in den 60er Jahren in Agram deutsch erschien. De Kerkzangers van Sinter-Goelen (S. 47 ff.) sind uns als die Bremer Stadtmusikanten altbekannt. Sehr vertraut ist den Südslaven auch ‚St. Pieter krijgt klop' (S. 150 f.) und nicht minder der Schwank vom Schmieden, der den Teufel festsetzt (289 ff.), d. i. die Geschichte vom Gevatter Tod, die Gustav Meyer als international nachgewiesen. Von der allgemeinen Verbreitung der beigebrachten Tiersagen ist nichts zu sagen, nur muss man sich wundern, dass im Ursprungslande einer der ältesten gedruckten Fassungen der Reineckesagen die Tiersagen keine besondere Ausbildung erfahren haben. Es scheint, als ob die mündliche Überlieferung von Volk zu Volk nachhaltiger die Folklore der Niederlande beeinflusste als das gedruckte und leicht vergessene Büchlein, das der Gelehrtenfleis neuwieder ans Taglicht gezogen. — Die Stoffanordnung ist übersichtlich, beweist aber mit dem Anhang, dass die übliche Katalogisirung der Erzählungen in Rubriken, deren Namen die Volkskunde der älteren Literargeschichte entlehnt, unzureichend ist und dass bei solchen Materialien ein ausführliches Schlagwörterverzeichnis am ehesten unseren Bedürfnissen gerecht wird, man müsste denn eine international giltige Nomenklatur für immerwiederkehrende Sagen und Märchen feststellen. Das liesse sich machen.

Die Bilder, die in altniederländischer Holzschnittmanier gehalten sind, liefern einen anmutigen Schmuck des prächtig ausgestatteten Buches, das jedem Folkloristen eine Freude bereiten muss. Krauss.

Dr. Simon Mandl, Rabbiner in Kostel: *Der Bann. Ein Beitrag zum mosaisch-rabbinischen Strafrecht dargestellt nach der Bibel und der rabbinischen Literatur.* Brünn 1898. B. Epstein & Co. 51 S. gr. 8⁰.

Die Türken haben auf der Balkanhalbinsel den Christen den Popen und den Franziskaner zum Kadi aufgenötigt, in Mitteleuropa dagegen die römischen Kaiser deutschen Reiches den Juden den Rabbiner als einen Seelsorger nach Art katholischer Pfarrer. Das Rabbinat ist seinem Ursprung nach gar keine jüdische Institution und daher nehmen im Grossen und Ganzen die Rabbinen in den jüdischen Gemeinden keine beneidenswerte Stellung ein. Eine Ausnahme bilden jene Rabbinen, die sich mit der Thora, d. h. der Wissenschaft beschäftigen und sich als Gelehrte ein Ansehen zu verschaffen vermögen. Freilich sind die Begriffe der Menge der stimm- und wahlberechtigten Gemeindemitglieder von der Wissenschaft grundverschieden von den unsrigen, die wir den Feinheiten und Schönheiten der Theologie und Kanzelberedsamkeit nicht nachgehen, aber auch die Rabbinen kümmern sich durchschnittlich um die Volks- und Völkerkunde nicht. Das muss man lebhaft bedauern; denn die sehr umfangreiche jüdische Literatur, die einen Zeitraum von mindestens 2500 Jahren umfasst und das Volksleben der Juden nahezu auf der ganzen Ökumene böten ergiebigen Stoff für ethnologische Untersuchungen dar. Das zeigt auch vorliegende, mit vielem Fleiss und soweit ich mir ein Urteil darüber erlauben darf, mit grosser Gewissenhaftigkeit verfasste, von theologisch-rabulistischen Streifzügen freie Untersuchung. Der Vf. strebte eine möglichst erschöpfende Zusammenstellung aller in der Literatur vorhandenen Angaben an, um ein Bild der geschichtlichen Entwicklung des Bannes zu liefern. Die Geschichte des Bannes kann nur vom ethnologischen Gesichtspunkte aus erörtert werden, etwa im Anschluss an Dr. A. H. Post's Schriften. Die drei Kapitel (der Bann im biblischen und im talmudischen Schrifttum, in den rabbinischen Codices) geben *scheinbar* einheitliche Gruppen, während es sich im Einzelnen um verwickelte Probleme handelt, die ein Theologe mit seinen isolirten Mitteln unmöglich lösen kann. Eine brauchbare und hübsche Vorarbeit für den Erforscher ethnologischer Jurisprudenz ist die Schrift zu nennen, und darum ist sie nützlich.

Auf S. 17, Anm. erörtert Vf. die Etymologie von Cherem-Bann. Der Verweis auf das griech. charmē(?) ist unzulässig. Aus *harma* entstand (H)armatol = der Krieger, aber das arab.-türk. *Aramija* oder *Haramija* = der Räuber (auch bei den Südslaven) ist der Vervehmte, der aus der Gesellschaft Ausgestossene, der mit Bann Belegte. Im Guslarenliede unterscheidet der Sprachgebrauch ziemlich genau zwischen Hajduken, den unabhängigen Milizmännern des Hochwaldes und den *aramije prokletnici* Aramis den Verfluchten, mit denen selbst die Hajduken auf Kriegsfuss stehen. Arambaša ist türk. ein Räuberhäuptling, und dieser Ausdruck verdrängte den altslav. četovogja und vojvoda für Rottenhauptmann. Krauss.

IX. Ausweis

über die zur Gründung einer **Urquellstiftung** von 10,000 Fl. eingeflossenen Spenden:

Stand des Fonds (vrgl. Urquell, N. F. Band II. S. 98)	860	Fl. ö. W.
Herr F. D. Mocatta in London	200	„ „ „
Hochwürden Herr Vilim Korajac, Stadtpfarrer in Semlin . . .	50	„ „ „
Herr Josef Beckmann in Wien	8	„ „ „
Herr H. N. in Wien	10	„ „ „
Herr Wilhelm Wolfgang	7	„ „ „
Herr Kariolics in Wien (einen Fundgewinn)	1	„ „ „
Zusammen	1136	Fl. ö. W.

Weitere Spenden übernimmt der derzeitige Verwalter der Urquellstiftung

Wien VII/2. Neustiftgasse 12.

Dr. Friedrich S. Krauss.



Archiv für Ethnographie (Internationales), hrsg. von Dr. Krist. Bahnson, Copenhagen; Prof. F. Boas, Worcester, U. S. A.; Dr. G. J. Dozy, im Haag; Prof. E. H. Giglioli, Florenz; A. Grigorief, St. Petersburg; Prof. E. T. Hamy, Paris; Prof. H. Kern, Leiden; J. J. Meyer, Oengarang (Java); Prof. G. Schlegel, Leiden; Dr. J. D. E. Schmeltz, Leiden; Dr. Hjalmar Stolpe, Stockholm; Prof. E. B. Tylor, Oxford. — *Redaction*: Dr. J. D. E. Schmeltz. 1887—1897. Vol. I—X. (Mit schw. u. col. Taf.). 4⁰. *L'année de 6 livr.* . . . . *f* 12.—

Supplement zu Band I:
Otto Stoll, Die Ethnologie der Indianerstämme von Guatemala. 1889. (Mit 2 col. Taf.). 4⁰. . . . . *f* 4.—

Supplement zu Band III:
Max Weber, Ethnographische Notizen über Flores und Celebes. 1890. (Mit 8 col. Taf.). 4⁰. . . . . *f* 9.—

Supplement zu Band IV:
David Mac Ritchie, The Aïnos. 1892. (Mit 17 col. u. 2 schw. Taf.). 4⁰. *f* 12.—

Supplement zu Band V:
W. Joest, Ethnographisches und Verwandtes aus Guyana. 1893. (Mit 2 col. u. 6 schw. Taf.). 4⁰. . . . . *f* 6.—

Supplement zu Band VII:
F. W. K. Müller, Nang, Siamesische Schattenfiguren im Kgl. Museum für Völkerkunde zu Berlin. 1894. (Mit 4 schw. u. 8 col. Taf.). 4⁰. . . . . . *f* 9.—

Supplement zu Band IX:
Ethnographische Beiträge. Festgabe zur Feier des 70sten Geburtstages von Prof. Ad. Bastian. 1896. (Mit 5 col. Taf.) 4⁰. . . . . *f* 6.—

Um Museen, Bibliotheken und Privatpersonen, welche die Zeitschrift bis jetzt noch nicht besitzen, die Anschaffung derselben durch Verringerung der pecuniären Opfer so viel möglich zu erleichtern, habe ich mich entschlossen, den neuen Subscribenten auf den XI Band die bisher erschienenen Bände, so lange der noch vorhandene geringe Vorrath dies gestattet, zu ermässigten Preisen zu überlassen, und zwar:

Bd. I—X (Ladenpreis 210 Mark) zu M. 150.—.

Bd. I—X mit sämmtlichen Supplementen (Ladenpreis 288 Mark) zu M. 170.—.

Da von den letztgenannten sieben Bänden mit sämmtlichen Supplementen nur noch sehr wenige vollständige Exemplare abzugeben sind, dürfte es sich empfehlen, etwaige Bestellungen darauf baldigst zu ertheilen.

Euting, Jul., Tagbuch einer Reise in Inner-Arabien. 1896. Theil I. 8°. Mrk. 7.50

Jacobs, J., Het Familie- en Kampongleven op Groot-Atjeh. Eene bijdrage tot de ethnographie van Noord-Sumatra. Uitgeg. vanwege het Kon. Nederl. Aardrijksk. Genootschap. 1894. 2 dln. (Met 17 phot. lith. en 6 gekl. platen) gr. in-8°. Mrk. 25.50
gebunden . . Mrk. 28.90

Landberg, C. de, Bâsim le forgeron et Hârûn Er-Râchid. Texte Arabe en dialecte d'Égypte et de Syrie. Publié d'après les Mss. de Leyde, de Gotha et du Caire et accompagné d'une traduction et d'un glossaire. I: Texte, tradition et proverbes. 1888. 8°. . . . . Mrk. 5.—

Martin, K., Bericht über eine Reise nach Niederländisch West-Indien und darauf gegründete Studien. 1888. 2 Bde. (Mit 24 Taf. und 4 col. Karten). gr. in-8°. Mrk. 34.—

Martin, K., Reisen in den Molukken, in Ambon, den Uliassern, Seran (Ceran) und Buru. Eine Schilderung von Land und Leuten. (Herausgegeben mit Unterstützung der Niederländischen Regierung). 1894. 2 Bde. (Mit 50 schwarzen und color. Taf., 1 color. Karte und 18 Textbildern). gr. in-8°. . . . . Mrk. 21.—

Spitta-Bey, G., Contes arabes modernes recueillis et traduits. Texte arabe en caract. lat. avec la traduction franç. 1883. 8°. . . . . Mrk. 6.50

INHALT.

Seite

Von der Wiedergeburt Totgesagter Von W. Caland . . . . 193.
Notizen zur Geschichte der Märchen und Schwänke. Von Juljan Jaworskij . 195.
Perchta. Von Dr. M. Höfler . . . . 199.
Der Tote in Glaube und Brauch der Völker. Eine Umfrage. Beitrag aus Portugal. Von M. Abeking . . . . 202.
Volksmedizin aus Niederösterreich. Von J. Bök . . . . 210.
Unbestimmte Zeit. Von A. Treichel . . . . 214.
Knicker — Kugel — Steinis. Eine Umfrage. Von Jos. Buchhorn . . . 218.
Der Nobelskrug. Eine Umfrage von R. Sprenger. Beiträge von A. Treichel und Krauss . . . . 219.
Blumen, die unter den Tritten von Menschen hervorsprossen. Eine Umfrage von B. Laufer. Beiträge von Adolph Löwy und R. Sprenger . . . . 220.
Judendeutsche Sprichwörter aus Ostgalizien. Von Isaak Robinsohn . . . 221.
Beiträge zur Volksjustiz im Bergischen. Von Otto Schell . . . . 222.
Fabeltiere im altjüdischen Volksglauben Von L. Mandl. . . . . 227.
Zum Vogel Hein. Eine Umfrage von Franz Branky. Beitrag von Lehrer Rabe . . . . 228.
Folkloristische Findlinge. 1. Lebende Tieropfer. Von —r. — 2. Blauer Safran. Von Bk. — 3. Donnerkeile. Von Jos. Stibitz . . . . 230.
Vom Büchertisch. Werke von Asmus und Knoop, Pol de Mont und A. De Cock, S. Mandl. Angezeigt von Krauss . . . . 331.
IX. Ausweis zur Urquellstiftung . . . . 232.

Wir bitten unsere *Mitarbeiter*, sich aus Rücksicht für unsere holländischen Setzer in ihren Beiträgen nur einer hübsch leserlichen *Lateinschrift* zu bedienen.

Jeder *Mitarbeiter* hat Anspruch auf 25 Sonderabzüge seines Beitrages; bedarf er ihrer mehr, mag er sich deshalb vor dem Abdruck mit dem Verleger ins Einvernehmen setzen.

Der Urquell erscheint regelmässig in Doppelheften. *Der Subscriptionspreis für den ganzen Jahrgang beträgt:* 4 Mark. = 5 K. = 5 frcs = 2.50 fl. = 1 $.

Abonnements können auch bei der Redaktion des Urquells, Wien VII/2. Neustiftgasse 12 angemeldet werden.

Druck der „Buchhandlung und Druckerei vormals E. J. Brill" in Leiden.

DER URQUELL.

Eine Monatschrift für Volkskunde.

Herausgegeben

von

Friedrich S. Krauss.

Das Volkstum ist der Völker Jungbrunnen.

Der neuen Folge Band II. Heft 11 und 12.



BUCHHANDLUNG U. DRUCKEREI
vormals
E. J. BRILL
LEIDEN — 1898.

G. KRAMER Verlag
in HAMBURG.
St. Pauli, Thalstr. 24, I.
1898.

Redaction: Wien, Österreich, VII/2. Neustiftgasse 12.

An die Freunde des Urquells!

☞ **Es liegt mir die Verpflichtung ob, ein umfangreiches Werk über die primitiven kriegerischen Organisationen der Slaven, als eine Fortsetzung zu meinem Buche über ‚Sitte und Brauch der Südslaven' zu vollenden. Ueberdies muss ich meiner Zusage gemäss, eine Gesamtausgabe der besten Schriften meines verewigten Freundes Eduard Kulke veranstalten. Um Musse zur Erledigung beider Aufgaben zu gewinnen, sehe ich mich genötigt, im Erscheinen des Urquells eine Unterbrechung eintreten zu lassen. Die Freunde der Volkskunde werden voraussichtlich dabei nach keiner Richtung hin zu kurz kommen, denn auch Kulke's Nachlass birgt manchen für unseren Wissenszweig kostbaren Stoff.**

Wien im Dezember 1898. **Friedrich S. Krauss.**

Einläufe.

Ethnologische Mitteilungen aus Ungarn, hrsg. v. Prof. Dr. Anton Hermann, Budapest 1898. B. VI. [Sehr reicher Inhalt].

Letopis Matice Srpske (Jahrbuch der serbischen Bienenkönigin). 1891—1898. (Heft 166—196). Eine Fundgrube für die Serbenkunde. Red. Milan Savić.

Grünhut, Dr. **L.**: Midraš Šir Ha širim. Zum 1. mal nach einer aus d. 12. Jahrh. stammenden, in Egypten Hs. edirt usw. usw. Jerusalem 1898.

Godišnjak Srpske Kr. Akademije (Jahrb. der Srb. kgl. Akad.) 1897. S. 274. Belgrad 1898.

[Bastian]: Lose Blätter aus Indien, VI. Berlin, D. Reimer, 1898. 151 S. gr. 8⁰.

Bjerge, Poul: Aarbog for Dansk Kulturhistorie, Aarhus 1898. S. 191 (Enthält S. 10—76 eine Abhandlung über Gäder [Rätsel] von H. F. Feilberg).

Gavrilović, A.: Spomenica o prenosu praha Vuka Stef. Karadžića iz Beča u Beograd (Gedenkschrift von der Überführung der Überreste Wolf St. K. aus Wien nach Belgrad) 1898. 384 S. gr. 8⁰. Ed. v. d. Serb. kgl. Akademie.

Höfler, Dr. **M.**: La peste di Freto. Amsterdam 1898. 5 S.

Winternitz, M.: Witchcraft in Ancient India. 20 S.

Brunk, August: Plattdeutsche Volkslieder aus Pommern. S. 31. Lex. F.

Brinton, D. G. (Separatabdrücke): The factors of heredity and environment in man. — The peoples of the Philippines. — The archaeology of Cuba. — Note on the criteria of Wampum. — The Dwarftribe of the Upper Amazon.

Schwarzfeld, M.: Evrei in literatura lor populară sau cnm se judecă evrei insuși studiu etnico-psichologic. Bucarești 1898. — Chazari sau Evrei? Reflexii critice pe tărâmul folkloric. — Poesiile populare, Colectia Alecsandri sau cum trebue culese si publicate canticele populare. Jași. — Lit. pop. Israelita ca elementi etn.-psich. — Scrisoare către dumnezeu cercetare folcloristică. — Evrei in Literatura populară Romană. Buc. — Basmul cu pantoful. studiu folkloristic.

Şaineanu, Lazar: Jidovii sau Tatarii sau Uriasii. 8 S.

Gaster, Dr. **M.**: Basme evreești de o mie pe ani. 1896. 16 S. — Literatura populară evreo-spaniolă. 13 S.

Strele, Richard von: Wetterläuten und Wetterschiessen. 1898. 24 S. München.

Boas, Franz: Traditions of the Tillamook Indians, S. A. 127 p. — Introduction to traditions of the Thompson river Indians of British Columbia. S. A. Amer. F. L. Soc. VI.

Treichel, A.: Fleischpilze aus dem Kreise Berent. S. A. — Nachtrag zur Pielchen oder Belltafel. — Volkstümliche Bruchrechnung usw. — „Bubeschenkel". — Pilz-Destillate als Rauschmittel.

Laufer, B.: Studien zur Sprachwissenschaft der Tibeter. Zamatog. München 1898, 73 S. 8⁰.

Ein Vorrecht der Volkskunde.

Ein Bericht von Krauss.

Die Zeugung in Sitte, Brauch und Glauben der Südslaven. I. Teil. Lieder. Verlag von H. Welter. Paris, 1899. Κρυπτάδια, t. VI.

Vor anonym erscheinenden Schriften muss man auf der Hut sein; denn es ist oft der Fall, dass der Verfasser guten Grund hat, Versteckens zu spielen und den Leser zu narren. Bei diesem Werke, das mich zum Urheber hat, entfiel die Namensnennung nur mit Hinweis auf die früheren Bände der Kryptadiensammlung, die auch namenlos erschienen sind. Armut und einen dicken Bauch kann man nicht verbergen, sagt das Sprichwort, und ich füge hinzu, auch seine wissenschaftliche Methode und seinen Stil nicht. Ich hätte mich sonst genannt, denn ich fürchte niemand und brauche mich meiner Arbeit nicht zu schämen, so schändlich und siebenfachen Eckel erregend stellenweise ihr Stoff dem einen und dem anderen Neuling in der Volkskunde auch vorkommen mag. Bastian bemerkt in seinen ‚Losen Blättern aus Indien' (VI. 1898, S. 16. Berl. Dietr. Reimer) mit Hinblick auf derartige Untersuchungen: „So widrig abstossend auch diese Dinge sind, so wenig dürfen sie doch ausser Beacht gelassen werden. Der Arzt wird sich durch stinkende Jauche nicht abschrecken lassen, einen Eiterungsprozess zu untersuchen, und so muss die ethnologische Sonde zur Erprobung eingesenkt werden, wo es solcher bedarf."

Sehr schön, verehrter Altmeister, aber dem Arzt muss sich der Kranke anvertrauen, uns aber hält er in diesem Falle für müssige Vorwitzlinge, die ihn unnütz behelligen. Si duo idem faciunt, non est idem vor dem Tribunal des grossen Publikums mit gesundem Menschenunverstande. Dann wird auch mancher verblüfft fragen: ‚Ja, wo hast du, Krauss, alle diese unerhörten Säuereien aufgeklaubt? Du musst dich wohl jahrelang unter dem Abschaum der Gesellschaft bewegt haben, um derlei so genau zu erkunden!' Etwas wahres ist vielleicht daran, denn man kann sich Tatsachen

des Volkslebens nicht aus dem kleinen Finger heraussuzeln, nur gilt auch hier das Wort vom Reinen, dem alles rein ist. Der Arzt, der ein Buch über die sogenannten geheimen Krankheiten veröffentlicht, braucht nicht ein einziges von den beschriebenen Leiden am eigenen Leibe durchgeprüft zu haben, um deren berufener Kenner zu heissen. Umständliches, wissenschaftliches Beobachten der Erscheinungen bei den Behafteten, Befallenen und Belasteten reicht zu dem Forschungszwecke vollkommen aus.

Auf die Gabe der Beobachtung und die darin durch Selbstzucht gewonnene Kunstfertigkeit kommt es an. Wer unbefangen ist, wird bald herausfinden, dass meine bescheidene Arbeit dem Ethnologen reichlich mehr und ergiebigeres Material liefert als R. v. Krafft-Ebings klinisch-forensische, dicke Studie: ‚Psychopathia sexualis mit besonderer Berücksichtigung der conträren Sexualempfindung'. Er hat den kranken Menschen vor sich, die anwidernde Ausnahme. Er urteilt schier, wie einer, der in jedem Menschen einen Kranken wittert. Und dabei sind ihm doch einige Formen sinnlicher Verirrung, so z. B. die chrowotische Liebe, die ich beschreibe, unbekannt geblieben. Und weil er es als Arzt nur mit vereinzelten Individuen jeweilig zu tun hat, die er heilen oder vor der Wucht unserer veralteten Strafgesetze verschont wissen möchte, entgeht ihm das ethnologische Moment, das bedeutsamer ist. Die ihn oder einen anderen Arzt seines Sonderfaches aufsuchen und jene, die vors Gericht gelangen, sind schon auf den letzten Taken, wir Folkloristen dagegen suchen das Volk auf und stellen die Norm, das allgemein giltige fest, wobei es für unsere Forschungszwecke ohne Belang ist, ob dieser oder jener Brauch gesundheitgefährdend sei oder im Widerspruch mit dem Oesterr. Stgsb. § 128. 132, D. Stgsb. § 174. 176[3] steht. Es wäre daher durchaus falsch, die Südslaven von unserem geläuterten und verfeinerten moralischen Gesichtspunkte aus zu beurteilen. Man muss sich solcher konventionellen Anschauungen begeben und ohne Voreingenommenheit in den Gedankenkreis des uns scheinbar urfremden Milieu's hineinleben (*wesentlich* fremd sind ja derlei Dinge auch dem deutschen Bauernvolke nicht); so kann man gerecht sein, ohne zu richten, denn zu richten und zu rechten, ist nicht Sache des Ethnologen. Ich will damit nur sagen, dass unsere Methode zu forschen nicht minder unanfechtbar ist als die des Psychiaters und dass man sich am Geiste der freien Wissenschaft versündigt, wenn man just unsere einschlägigen Forschungen schmäht und schilt. „Das traurige Vorrecht der Medicin und

speziell der Psychiatrie, dass sie beständig die Kehrseite des Lebens, menschlicher Schwäche und Armseligkeit schauen muss," geniesst im vollen Maasse auch die Volksforschung. Wer, als nur ein Dummkopf oder ein Böswilliger, kann die Richtigkeit dieser altbackenen Wahrheit bestreiten?

Jetzt vor 12 Jahren schrieb mir aus Marienbad mein seither verewigte Freund Prof. Isidor Kopernicky, dass er an den damals bei den Gebrüdern Henninger in Heilbronn verlegten Kryptadien mitarbeite und lud mich ein mitzutun. Er wollte mir die bis dahin veröffentlichten Bände leihen. Ich lehnte aus Schonung der Vorurteile gewisser Leute alles ab und auch, weil mir vor den Sachen graute. Da er wusste, dass ich mich als Sammler um derlei emsig bekümmert hatte, verlangte er Aufzeichnungen und ich überliess ihm beiläufig 150 zwei- und eindeutige Rätsel und etwa 30 Lieder, von deren Verbleib ich seither nichts mehr erfuhr. Ich wollte damit wirklich nichts zu schaffen haben, doch im Rate slovenischer und chrowotischer Göttermacher und Antiquitätenerfinder ward der Beschluss gefasst worden, mir Ehre und Seele und bürgerlichen Erwerb abzuschneiden. Literarische Gaukler, die ich niemals gekannt und genannt, denen ich mein Lebtag auch nicht das allergeringste in den Weg gelegt, streuten über mich die abscheulichsten und nichtswürdigsten Verläumdungen aus, die meinen greisen Eltern schweren Kummer bereiteten. Aus Notwehr fasste ich den Vorsatz, das Treiben dieser seltsamen Biedermänner näher kennen zu lernen und aufzudecken. ‚Die Böhmischen Korallen aus der Götterwelt' [1]), mit denen ich die Taten und Meinungen der Afterfolkloristen beleuchtete, bewirkten, dass die Kläffer von mir abliessen, weil sie mit sich zu tun bekamen. Die Cardinallüge der südslavischen Schwindler, dass von ihrem Humbug Ehre und Ansehen des Slaventums abhänge, fieng man nun zu würdigen an. Vollends brach über meine Schrift unter der studirenden Jugend ein Jubel aus, weil sie sich dadurch der gehirnerweichenden Verpflichtung entbunden sah, die öden Phantastereien der Götterfabrikanten zu büffeln. So unsittlich und schmachvoll das Götter- und Antiquitätenerzeugen auch ist, übertroffen wird es noch von der verwerflichen Lebens- und Schreibweise der Fabrikanten. Nachdem ich diese übelriechende Campagne durchgemacht, konnte ich leicht jede Scheu vor einer Publizirung meiner Kryptadiensammlung bezwingen, und dies um so mehr, als

1) Zweites Tausend. Verlag von Löwit. Wien, 1897.

auch diese Arbeit dazu beiträgt, mit den in die slavistische Literatur eingeschmuggelten Alfanzereien aufzuräumen.

Wenn man den wunderlichen Offenbarungen der bewussten Mythenerdichter lauscht, muss man glauben, dass es bei den „alten" Slaven noch langweiliger und verlogener zugieng als in den Gessnerischen Idyllen, in denen freilich noch ein Hauch sentimentaler Salonpoesie weht. Der Unterschied zwischen Männlein und Weiblein bestand darnach blos darin, dass die Männer keine Kitteln trugen, und wie die Volksvermehrung denn doch erfolgte, bliebe ein ewiges Geheimnis, hätte nicht die südslavische Akademie durch Propagirung einer „himmlischen Schwerenotsmutter" den Schleier ein klein wenig gelüftet. Wollte es einer unternehmen, unter klassischen Philologen oder unter Chemikern mit Fälschungen und nichtigen Erdichtungen vorwärts zu kommen, er würde gar bald unter der Last allgemeiner Verachtung zusammenknicken. In der slavischen Folkloristik war dies bis vor kurzem ganz anders. Wer sich für einen Retter und eine Stütze des Slaventums ausgab oder als Sprössling urslovenischer oder urchrowotischer Ahnen erklärte, gewann damit einen Freibrief, allen erdenklichen Unfug auch auf dem Gebiete der Volkskunde straflos zu verüben.

Die ernüchterten und ernsten Fachgenossen, die es satt bekommen, sich unter dem Vorwande des slavischen Patriotismus und der Wahrung slavischer Nationalität ulken zu lassen, werden anerkennen, dass meine Publikation, obwohl ihr Inhalt nur unmoralische Sitten und Gebräuche behandelt, durchaus moralisch zu nennen ist; denn das Suchen nach der Wahrheit und dem Zusammenhang der Dinge ist der vornehmste Ausdruck der Sittlichkeit.

Das Werk bringt neben den einleitenden Abschnitten, die man aus Rücksicht auf das Pressgesetz in einer jedermann zugänglichen Zeitschrift nicht besprechen darf, hundert und fünfzig chrowotische, serbische und bulgarische Volksliedertexte mit Verdeutschungen. Es ist zum Teil wichtiges Material für die vergleichende Literaturgeschichte und namentlich Poesie. Das Nachtigallenmännchen schlägt die entzückendsten Triller an, wenn es um das Weibchen wirbt. So zählt auch so manches unter den erotischen Liedern dieser Sammlung zu den lieblichsten und vollendetsten Blüten südslavischer Volksdichtung. Der feinste und der gröbste Witz, übermütiger, launigster Humor des Liebegirrenden, der Jammeraufschrei der Entehrten, das Gewinsel des Angesteckten, die Verspottung der Männersüchtigen, die Neckreden der Urninge und das Geprahle der

Paederasten, sprudelnde Lebenslust und viehische Brunft kommen in diesen Liedern kräftig und klar verständlich zur Aussprache. In gewissem Sinne sind auch die Südslaven vom Stamme jener Asra, welche sterben, wenn sie lieben. Sie lieben im Übermaasse tollen Genuss; sie entarten leiblich und geistig und verkommen wirtschaftlich.

Nach diesen Texten, in denen sich unverhüllt das Volk selber schildert, erscheint ein von dem landläufigen wesentlich verschiedenes Bild der sexuellen Verhältnisse bei den Südslaven. Von der berüchtigten Sittenverlotterung und -Fäulnis der sogenannten *guten* Gesellschaft bei den Chrowoten soll hier ebensowenig als in meiner Schrift eine Rede sein; das raffinirt gezüchtete Laster, das im Sumpfluftbereich chrowotischer Politik üppig gedeiht, liegt ja ausserhalb unserer Betrachtung. Wir sprechen vom Bauernvolke. Unter den unverheirateten Leuten herrscht vor der Eheschliessung, bis sich das Frauenzimmer in die Mundschaft *eines* Mannes begibt, gelegentlich eine Art freier Liebe oder geschlechtlicher Promiscuität innerhalb des Dorfbezirkes vor. Aus manchen Gründen könnte man der Ansicht sein, dass diese Erscheinung grösstenteils ein verhältnismässig junges Entwicklungsergebnis sei, das nach dem Zerfall der alten väterrechtlichen Hausgemeinschaft und Stammgliederung, sowie der Abschwächung der patria potestas von selber eintrat. Ich bleibe indess mit der Formulirung meines Endurteiles noch zurück; denn man hat sich unter anderem vor Augen zu halten, dass der Bestand der väterrechtlichen Hausgemeinschaft keineswegs die geschlechtliche Promiscuität unter ledigen Leuten ausschliessen muss und dass sich geschlechtlicher Umgang dieser Art noch lange nicht mit dem Begriff der Prostitution deckt, ja dass er sogar mit Ehrbarkeit, fast möchte ich sagen, mit Keuschheit, nicht unvereinbar ist.

Die eigentlichen, geschlechtlichen Ausschreitungen unter den jungen Leuten sind, was auch besonders angemerkt zu werden verdient, nicht endlos, sondern fallen hauptsächlich in die erste Herbstzeit nach erledigter Einheimsung der Feldfrüchte. Es kommt einem vor, als ob sich die mannbare Jugend während zweier, dreier Wochen im Jahre, wie liebestoll geberdete. Sie stampfen ganze Nächte hindurch den Reigen bis zur Erschöpfung und singen bis zur Heiserkeit vorwiegend die obszoensten Lieder. In Grossstädten hatte ich einigemal Gelegenheit, den übel berufenen Cancan tanzen zu sehen, aber ich meine, dass ihm ein herbstlicher Kolotanz, den hochgeschürzte Mädchen, den Busen voll stark duftender Blumen und Kräuter, mit angetrunkenen Burschen im fahlen Mondschein aufführen, an sinnlich aufregender Macht erheblich überlegen ist. Es

ist auch ein bedeutender Unterschied, ob man einem Cancan zuschaut, den gemietete Personen professionell tanzen, oder ob man Jünglinge und Mädchen vor sich sieht, die sich im wilden Kolotanz schwingen, weil sie dem Ansturm des Geschlechtstriebes gehorchen und den ererbten Brauch befolgen. Entschieden hat man es mit einem ererbten Brauch zu tun, und ich möchte nicht von vornherein die Vermutung abweisen, dass diesen herbstlichen Tänzen ursprünglich irgendwelche religiöse Motive mit zu Grunde gelegen seien. Recht anschaulich bei aller Knappheit und Zurückhaltung schildert Vuk Vrčević im Niz srpskih pripovjedaka (Pančevo 1881, S. 326 f.) aus dem Herzogtum einen Herbstreigen, den Mädchen einberufen hatten. Es kam damals zu einer blutigen Schlägerei unter den Burschen, die sich in Liebeswut um die Mädchen rissen und sie einander streitig machten. Mit einer nicht geringen literarischen Feinfühligkeit weiss Vrčević das punctum saliens des Vorfalles, der so schlimm zu der als Vorbild für die Städter angepriesenen Sittenstrenge und -Reinheit seiner Gestalten passt, zu umgehen und das Hauptgewicht auf die nachträgliche Vermittlung der Friedensrichter zu legen, lässt es aber auch auf der Andeutung des Verlaufs beruhen. Ein Folklorist unserer Richtung würde den Vorgang zweifellos umständlich beschrieben und ebenso zweifellos im Süden keinen Drucker und Verleger für seinen Bericht gefunden haben.

Nicht blos der Reigen, auch die für den Reigen bezeichnenden Lieder sind nicht von gestern und heute. Der im Reigentanze häufig bis zur Raserei aufgestachelte Geschlechtstrieb erheischte auch in „alter Zeit" naturgemässe Befriedigung, und da verheiratete, unter Mundschaft eines Gatten befindliche Frauen vom Reigen ausgeschlossen waren, durften nur die Teilnehmer des Reigens, also die ledigen Leute einander froh werden. Ihre Lieder konnten unmöglich in Vergessenheit geraten. Man bewahrt ja zum Gebrauch gern das altüberkommene, zumal da, wo es mit der Erfindergabe happert. Im alten Volke ersinnt man nicht sobald neue Lieder. Es hat darum wenig zu bedeuten, dass die mechanische Niederschrift der Texte meiner Sammlung gar nicht alt ist und dass die anderweitigen „alten", publizirten Texte diese Seite des Volkstums kaum berühren. Die früheren Sammler gaben im Grund genommen blos ausgewählte Proben der Volksdichtung zum Besten, die die Sittlichkeit, oder was man darunter verstand, nicht grob verletzen. Die Guslarenlieder, auf die es hauptsächlich ankommt, wurden sogar kastrirt edirt; zudem erzählen sie in erster Reihe von der Lebensführung

der bevorzugten ritterlichen Klasse, der Kriegerkaste der Bevölkerung, nicht aber von der Durchschnittsmenge des Volkes. Das geht soweit, dass man z. B. nur auf Grundlage der Guslarenlieder schwerlich in der Lage wäre, ein halbwegs zutreffendes Gemälde der Hausgemeinschaft und der Stammgliederung zu gewinnen, und ein grosser Teil des bäuerlichen Volksglaubens bliebe uns ohne sonstige Quellen und Belege für immer unbekannt.

Es ist vielleicht nicht überflüssig, bei dieser Gelegenheit hervorzuheben, dass den Texten meiner Sammlung zufolge, die Anmaassung eines ius primae noctis, die von Chrowoten den bosnischen, moslimischen Edelleuten verläumderisch nachgesagt wird, nichts anderes, denn eine der abendländischen Literatur entlehnte Mythe ist. DieseFrage ist für die Südslaven, wie sich dies auch sonst harscharf dartun lässt, rein gegenstandlos.

Der zweite Teil dieser Schrift wird Sprichwörter, Rätsel, Zaubersprüche, Sagen, Märchen, Schnurren und Schnaken enthalten.

Damit das Buch nicht unter unreife Leute komme und Unheil stifte, ist die Auflage blos auf 150 Exemplare beschränkt. Zudem kostet jedes Exemplar 25 fr. Zum Überfluss wird es mit Vorzug an Universitätsbibliotheken und auch nur an Männer abgegeben, die es zu wissenschaftlichen Zwecken studiren wollen.

Ich würde es neben der Anerkennung meiner Fachgenossen als den schönsten Lohn meiner Bemühung erachten, sollten sich ehrliche (vermutlich gibt es welche) Sozialpolitiker der Südslaven durch mein Buch angeregt fühlen, über die Mittel und Wege nachzusinnen, wie den angedeuteten, unsäglich beklagenswerten Misständen, die den Chrowoten und Serben auf das Aussterbeétat setzen, wirksam abzuhelfen wäre.

Knicker-Kugel-Steinis.

Ein Umfrage von Josef Buchhorn.

II. Die Kugelspiele sind uralt und sehr weit verbreitet. Das unter der Kinderwelt von Niederösterreich allgemein bekannte *Paschen*, war schon, wie Grasberger bezeugt, auch den Kindern der alten Griechen ganz geläufig, nur warfen diese auch Würfel, Knöchel, Eicheln u. dgl. ins Grübchen. S. Dr. Karl Schmidt, Geschichte der Pädagogik, I. B. S. 465 (Cöthen 1886).

Kugelspiele, denen sich unsere Jugend mit Eifer wiedmet, sind in ähnlicher Weise unter den Kindern der Polynesier heimisch, bemerkt Dr. H. Ploss (Das Kind in Brauch und Sitte der Völker

II. 294), wobei er zugleich auf Gerland, Die Völker der Südsee (S. 103) verweist.

Die *Knicker*, kleine Kugeln von Thon, Sandstein, Marmor oder gar Alabaster, heissen im Oldenburgischen *Murmel*. Auch das Spiel wird so benannt: „*Die Murmel* sind des letzte Spiel im Freien." (Aus dem Kinderleben. Oldenburg 1851. S. 17).

Die Steinkugel, die zum *Auftätzeles*, *(Auftätscherles*, *Balletle* oder *Steinles)* in Verwendung kommt, heisst in Heidelberg *Hacker*, am Rhein *Dopser*, in Tübingen *die Schlägerin*, in Bühl *Hopper*. (Ernst Meier, Deutsche Kinder-Reime und Kinder Spiele aus Schwaben. Tübingen, 1851, p. 145.)

Einige Knopf und Kugelspiele habe ich in den Spielen und Reimen der Kinder in Österreich (Wien, Sallmayer und Komp. 1876, S. 25) beschrieben: *das Demschrollen*, *Bockscheiben*, *Simmeln*, *Tikifiki*, *Patoky* und *das* bereits erwähnte *Paschen*.

Die interessantesten Thatsachen über die Kugelspiele bringt E. L. Rochholz im Alemannischen Kinderlied und Kinderspiel bei, p. 420 fg.:

Ovid und Philo erwähnen ein Spiel, das an das *Spicken*, ital. *spiccare* erinnert. Eine Papier-Handschrift aus dem 15. Jahrhundert meldet wie die *Glasschusser* gemacht werden. Hugo von Trimberg spricht im Renner über die *Triebkugeln*. Züricherische Sittenmandate verboten im 16. Jahrhundert sogar das *Kluckern* mit steinernen Kügelchen bei Strafe der Gätterei; letzteres war eine hölzerne Drehmaschine, in welcher der Sträfling bis zum Erbrechen herumgewirbelt wurde. Das Nördlinger Spielgesetz vom Jahre 1426 erlaubt der Jugend u. A. auch Topfspiel und *Schellkügelchen*. Der Name des Schnellkügelchens *Glucker*, holländ. *klikker*, scheint dem Schall zu gelten, den es beim Aneinanderstossen macht.

Klippel ist sein verwandter Name an Main und Donau.

Fischart führt unter den 620 Spielen des Gargantua c. 25 auch die des *Grübleins* und des *Gluckerns* und *der breiten und halben Kugel* an.

Von Kugelspielen beschreibt noch Rochholz a. a. O. *Schlösslein*, *Zeil*, *Grübli* und *Kugelitrölen*.

Aus Mones Anzeiger teilt J. V. Zingerle, Das deutsche Kinderspiel im Mittelalter[2], Innsbruck, 1873, S. 28 die Stelle mit: „das sint *die gelben kugelin*, do die schuler mit spilen, und sint gar wolfel."

„Im Kleiderbuche der beiden Schwarz," heisst es weiter a. a. O. „spielt der kleine Mathias 1508 mit *Schnellkügelchen* und der kleine

Veit wirft etliche marmorne Klunkern in ein Grübchen mit der Beischrift: Es gelt zwei *Märbel*, ich *wollt* grad *einschiessen*.

Das Kugelspiel hat in Wien auch den plastischen Darsteller gefunden. Wolgang Schmältzl, der Schottenschulmeister, schildert im Lobspruch der hochlöblichen weitberühmten königlichen Stadt Wien in Österreich den Predigtstuhl in der Stephanskirche, wobei er bewundernd ausruft:

. . . . wo lebt ein mensch, der kan
Von stainwerg so subtil ding machen?
Mein hertz vor freudn mir thet lachen.
Die kindlein gleich wie in den lauff
Sich narten, *kherten gugel* auff;
Auch manche krot, äder vnd schlang
In stain gehawen auff dem gang,
Sich krümbten, paumpten vbers ich
So frey als werens lebendig.
(V. 460—468).

Den Simplicissimus verdross es über die Massen dass er in schwedischer Gefangenschaft von dem Regimentsschulzen mit „Kind" angeredet worden ist: „Kind, was hat dir der Schwed gethan, dass du wider ihn kriegest?" Darauf ontwortete Simplicissimus: „Die schwedischen Krieger haben mir meine *Schnellkugeln oder Klicker* genommen; die wolte ich gern wieder holen. (Der abenteuerliche Simplicissimis, ed. J. Tittmann, I. 245.)

Franz Branky.

III. Über dieses und verwandte Spiele im fernsten Ostasien handelt mit umständlichster Gründlichkeit Stewart Culin in seinem für die methodische Erforschung der Spiele überhaupt grundlegenden Werke: Korean Games with notes on the corresponding games of China and Japan. Philadelphia 1895.

Krauss.

Alte Segen.

Mitgeteilt von Otto Heilig.

III. *Pfeil- Schuss- und Wundsegen* nach Cod. Pal. germ. 264. Vgl. über diese Handschrift Urquell, der neuen Folge Band II, Heft 5 und 6, Seite 101.

18*a*. *Ein segen ein pfeil zu ziehen.* Nicodemus ein iude vnd ritter was, Der vnserm herren Jhesu Cristo die drei nagell aus henden vnd füssen zoch. Als das ist, Als die wordt sind, Also helff mir die waich sancta Maria vnd all hailigen gudt Kind, die in dem hiemmell vnd vff ertrich sind, Das ich dis eisen vnd schafft aus bluet vnd aus bain geziegen müge vnd mus. In godtes namen amen; vnd sprich iij pater noster vnd iij aue maria vnd j glauben. Wer nun diesen segen sprechen will, der soll verloben den suntag kain fläische zu essen. Des gleichen der man auch, dem man den pfeil zeucht, Vnd soll die zwen daumen gestreckt halten für die andern finger kreuczweis vber ein ander Fur den pfeil schus, auch wunden. Diesen segen soll man drew mol sprechen. — Dreutwein.

19*a* und *b*. *Ein segen*, *wan einer mit eim pfeil ist geschossen.* Sprich: Ich gebeut

d i r, p f e i l, in flaisch, in bluet, in gebain. Ich gebeut dir in dem namen des vatters vnd des suns vnd des hailigen gaists vnd der lieben mutter Maria, vnd bei den vier ewangelisten vnd bei dem iüngsten gericht, Das du herausgangest on aller handt schmerczen, Als vnser lieber herr ging aus seins vatters herczen, Do in Maria entpfing. In dem namen etc...... — Jilge.

19*b*. *Pfeil vnd holcz aus den wunden zu bringen.* So Re [= recipe] bloe wegrosen blumen, zeitlosen blumen, hirschen unschlit, hasen schmalcz vnd hirschwurcz. Das stos vnder ein ander vnd mach ein blaster doraus. Doruff sewe dan bulluer, gemacht aus hirschwurcz vnd magnetenstain, auch widerthadt, vnd segen im vorhien die wund mit diesem segen vnd sprich: I c h g e b e u t d i r, p f e i l v n d s t u m p f f, in diesem bluedt, flaisch, gebain vnd geeder, Bei godt dem vatter vnd dem sune vnnd dem hailigen gaist, Das du heraus gest on allen schmerczen, Als mein frawe Santa Maria vnsern herren Jhesum Cristum gebar on allen schmerczen. Vnd als wor vnser herr Jhesus Cristus gienge aus sein vetterlichen herczen vnd sie in gebar on allen schmerczen, Also wor mustu, pfeil oder stumpff, aus diesem bluet vnd flaische. In dem namen Godt des vatters vnd des suns vnd des hailigen Gaists, Amen. Diesen segen sprich alwegen zu dreien moln vnnd zu ieder fart. Bedt j pater noster vnd j aue Maria vnd gibe dem wunden zu drincken wein, dorinne hirschwurcz, diptam vnd holwurcz gesotten sei. Gibe im auch zu essen hirschwurcz vnd eberwurcz. — M. w. Cal.

21*a*. *Wer geschossen wirdt, ein segen.* Sprich: L o n g i n u s, D e r w a s e i n J ü d e; das ist war. Vnd Longinus was blint; das ist wore. Vnd Longinus stach vnsern herren Jhesum Cristum mit einem sper in sein hailig seitenn. Doraus ran wasser vnd bluet. Das ist ware. Vnd Longinus der begert applas aller seiner sünden. Das ist ware. Vnd als ware das alles ist, als ware gehe du pfeil heraus zu dieser frischt. dem namen ... — Canczler.

A n m. Fast wörtlich so 21*b* *Ein pfeil segen.*

21*a*. *Wan einer geschossen wirdt mit eim pfeil, ein segen.* Sprich: In dem namen.... so hebe ich an: C r i s t w a r d g e b o r e n; das ist wore. Crist ward verloren; das ist wore. Crist ward wieder gefunden; das ist ware. Vnd Crist warde an das hailig fron Creucz genagelt vnd gebunden; das ist ware. Vnd als ware das alles ist, als wore gehe du, pfeil, heraus zu dieser frischt. In gottes namen Amen. — Canczler.

22*b*. *Ein segen ein pfeil aus zu ziegen mit den zwaien vngenanten fingern.* Sprich: In Godtes namen, amen. N i c o d e m u s w a s d e r m a n, der vnserm herren die hailigen drei negell aus henden vnd aus füssen gewan. Also müssestu mir, pfeil, hernoch gan. Das helff mir der man, der den vnschüldigen dodt an dem heiligen kreucz name. In Godtes namen amen. Vnd sprich v pater noster den v minnenden zaichen zu lobe vnd ere. Gibe auch v den vmb godtes willen. Wan du nun den segen sprichst, So lege die zwen nechsten finger bei den klain an den pfeile vnd zeuch domit. Er folgt. — C. barbirer, Dreutwein.

23*a*. *Ein pfeil Segen.* Also thu im: Setze die zwen namlosen finger, Idtweder halb dere wunden, Do der pfeil ein geschossen ist, ihe ein finger vff blosse handt vnd sprich: D a s i s t a n; I n G o d t e s n a m e n, a m e n. Nun walt sein Godt. Sanctus Longinus, der Jüdisch ritter der stach Godt ein wunden. Doraus so gienge menschlichs bluet vnd Gödtlichs wasser. Sanct Longinus was bei im gar on hass. Sanctus Benedictus, der Godt aus seinen henden vnd füssen brach die nagell, die Godt durch sein hend vnd füss wurden geschlagen. Doraus gienge ein geruch, Der was gar zucker süsse. Also gen aus eisen vnd bain vnd aus flaisch. Das gebeudt dir der hailig her. Sant Longinus Stach Godt ein wunden. Ist das wore, So gehe du eisen heraus! Drew mole sprich das: Nun gehe eisen heraus. Das gebeudt ich dir Bei der geburt, die Maria vnder irem herczen druge, Vnd bei der hailigen westerbare, Die Maria druge an irem Arm, vnd dem woren keuschen magdum, den Maria hedt. Iren *) herczen lieben *) sune vor mir an die erden, Das du kainem menschen nümmer schadest. Daz helff mir, Mein fraw Sancta Maria vnd mein fraw Sant fele vnd alle die hailigen, Die mit Godt seint, Amen. Das ist gar ein gudter segen. Wisse auch fur war, Das über hundertt mole versüecht ist. — Durst.

A n m. *) Über *n* der Worte ‚Iren' und ‚lieben' steht ein *r*. Satz lückenhaft.

24*a*. *Ein Segen ein pfeile zu zihen.* Diesen segen sprich drew mole mit iij pater noster vnd iij aue maria. Vnd ziege in aus mit den zwaien Godtfingern. Vnd wer dobei ist, Der flaisch gessen hodt an samstage oder vnkeuschhait trieben, Den hais wieder flaisch essen oder hien wege gen. Vnd [sprich] also: L o n g i n u s [w a s] d e r

Jüde, Der vnsern herren Jhesum Cristum stach. Ich wais nit was er an im rach. Durch sein rechte seiten Er in stach. Doraus flosse wasser vnd bluet; Das was alles gar hailig vnd gudt. Das brocht vns hailes vnd wunder gros. Ich gebeut dir, pfeile vnd auch geschos, Bei der selben wunden vnd blutes ere, Das du gangest vnd grusest sere aus diesem menschen vnd flaisch vnd on bain, durch Maria die magt rain, Die Jhesum vnsern herren on we genas, Der vatter gudt vnd mensch was vnd durch den hailigen laichnam fron, die nagell vnd ein kron vnd ein scharpfes eiseren sper — durch das alles vnd durch des hailigen dages ere, do Godt die marter an laidt. Das helff vns die hailig dreifaltickait, der vatter vnd der sune vnd der hailig gaist Amen. — Sigersdörffer.

81*b*. *Ein wundt segen.* Sprich: Drei seligen brüder gingen ein seligen wege. Do begegnet in vnser her Jhesus Cristus. Er sprach: „war wölt ir seligen brüder drei?" Sie sprochen: „herr vnd mainster, wir süechen kraut, Das zu den wunden gut ist. Er sprach: „keret wieder, ir seligen brüder; folgt mir vnd der mutter mein Vnd [Lücke] den berg olivueti; nempt die woll von den schoff vnd den öle von dem baum vnd drücks vff die wunden. Die wund sei gehawen oder geschlagen, geschossen oder gestochen; Die wunde sei wie sie sei; Der wunden geschehe als der wunden geschach, Als Longinus vnserm herren Durch sein rechten seiten stach. Die schwall oder kall, nie schwur oder schlug kain vngevell zu!" Also müs dieser wunden auch geschehen. In namen .... Du solt niemants verhalten diesen segen noch verschweigen, Gab oder miedt douon nemenn ....

82*a*. *Ein wundt segen, drew mol zu sprechen.* Sprich: In dem namen .... *Als rain müs sein diese wunde*, Als was die statt, do Maria Cristum gebar. Die entpfing weder aiter noch bluet. Also müs diese wunde auch thun. Das werde wor in Cristi namen, Amen. Dornoch sprich v pater noster vnd v aue maria Den hailigen wunden gottes zu lobe vnd eren. p.

82*a*. *Ein guter segen zu wunden, Auch zu dem Dritt.* Sprich: Vnserm herren Jhesu Cristo wurden drei nagell durch hend vnd füs geschlagen. Die selben drei nagell mochten *) im vier wunden. Die selbenn vier wunden Gesegen dir die fünfften von grundt bis oben aus. Im namen ....

Anm. *) machten?

84*a*. *Ein wundt wasser zu segen, vom Lantschreiber.* Sprich also: Du müssest gesegnet sein, Als der Jordan was; vnd ist Godt dorin gedaufft; im namen .... Das sprich drew mol vnd wirff das wasser aus drew mol, Wie der brister den segen gibt vnd du wol gesehen host. Dan sprich xv pater noster ..... So ist das wasser beraidt vnd ist allwegen gudt. Du magst es auch mit eim andern wasser meren vnd du must drew bandt kreucz weis dorüber legen von leinem duch, also wasser in der form ✱ Vnd in die wunden schlissen legen, Daz es nit zu bald haile. Lege dan ein driffachs duch vber die drew kreucz weis bandt vnd binde es mit eim andern bandt zu. Es mus auch allwegen nas sain. Vnd an dem andern dage binde es vff vnd luge, das die schlissen recht liegen, Das es nit zu bald oben zu hail. Binde es dan wieder zu, wie vor. So hailt es on hefften vnd on maisseln. Wer aber die wunde verbunden gewesen, So wesch die salb sauber herab Vnd verbinde es, wie ob stett. h. J. T.

87*a*. *Vor geschwulst der wunden.* Sprich: Vnser lieber herr Jhesus Cristus wardt wundt. Das ward in dem hiemell kundt. Mit den hailigen fünff wunden gesegen ich die sechst. Die weder schwollen noch schwuren; also müs die auch thun in dem namen .... v pater noster vnd v aue maria sprich drew mol vnd lege ein rainen flachs mit wasser doruff. Wan du es dan willt vff binden, So waich es vff mit warmen conent. — Churfürst.

99*a*. *Ein wasser segen. All scheden domit zu hailen.* Thu ein frisch brunnen wasser in ein schüssell vnd halt dich dorüber, Mach ein Creucz vnd blos dorein mit deim adtem. In dem namen .... Crist ward geborn; Crist ward verlorn; Crist ward wieder funden. Nun † hail mir daz wasser die plog vnd die wunden vnd den bruch von bain vnd vom grundt. Das helff mir die hailig Gödtlich krafft, die Godt selber hodt, do er himmel vnd erden vber sach vnd alles hiemelisch her. Nun müss das wasser als wol gesegnet † sein, Als der hailig iordan was, do Godt selber in gedaufft warde. Das helffen mir die hailige Gödtlichen wordt, die vnser lieber herr Jhesus Cristus am stammen des hailigen † sprach, amen: Aue on we; Aue on we; Aue on we. Vnd wo das wasser hien kumme zu andern wassern, Das sie dan baide

als wol ge † segnet sein als der hailig iordan was, Do Godt selber in gedaufft warde. † Nun helffen mir die Gödtlichen wordt, die vnser lieber herr an dem stammen des hailigen † sprach, Amen: Aue on we; Aue on we; Aue on we. Ich ge † segen dich, edels wasser, durch die krafft Godtes vnd durch die hilff Godtes — Es sein würm oder spinnen oder welcherlai das sei, — das es von den wordten dodt sei, Die ich hie ge † segnet habe durch die krafft Godtes, amen. Aue on we; Aue on we. Das sprich zu dreien moln Vnd alwegen iij pater noster, iij aue maria vnd j glauben. Würff dan dorein Geweicht salcz, kreucz weis. Im namen .... amen — vff den knien. — Douon mach dan ein blaster mit newen schönem flachs vnd doruff gelegt vnd ein ander düchlen oben doruff; hanf werck oder düchlen ist auch gudt. Doch wirff die blaster nit vnder die füs. Das thu Godt vnd den wordten zu eren. Hedt aber der schad faul flaisch, So mach bulluer aus rohen aier schalen. Das sewe dorein. Es vergedt, Wan es zu nas wolt sein, vnder dem blaster. — Dretuwein.

Nachträge zu Wolfs Niederländischen Sagen.

Von Dr. W. Zuidema.

1. *Das Frauensand.* (Beide von Wolf aufgenommenen Gestalten sind unvollständig. Dem Befehl das Getreide ins Meer zu werfen, muss folgen:) Da sprach der Schiffer: „Edle Frau, es könnte noch wol einmal so kommen, dass Ihr selber des Brotes Mangel hättet." Erzürnt zog die Wittwe einen kostbaren Ring vom Finger und schleuderte ihn in die Wellen, mit den Worten: „So wenig wie jener Ring jemals zurück kommen kann, kann ich jemals Mangel empfinden." Der Schiffer wagte nun nicht mehr ihr zu widersprechen: und das Korn wurde in's Meer geworfen. Allein schon am nächsten Tage fand ihr Koch den Ring in einem eben gekauften Fische.

Und am Eingang des Hafens stieg eine Sandbank empor; und auf ihr ein unbekanntes Gewächs, dem Waizen ganz ähnlich, nur ohne Körner. Dem Handel der Stadt war der Nerv abgeschnitten; und sie verfiel ganz und gar. Die Wittwe aber hat in ihren alten Tagen ihr Brott betteln müssen.

(Mündlich. — Verg. Kuhn und Schwartz, Norddeutsche Sagen N⁰. 339, 347. Zur Ringepisode vergl. Wolf 152 und Polykrates. Der „Waizen ohne Korn" wächst noch heute auf dem Frauensande, ist aber nichts als der „*helm*" (arundo arenaria L.) der, in den holländischen Dünen sehr gewöhnlich, in Friesland eben nur hier vorkommt. Das Versinken der Stadt in Simrocks Gedicht ist von ihm hinzugesetzt, wol aus ähnlichen Sagen wie Wolfs N⁰. 4, 8 und 306.)

2. *Vor Gottes Gericht berufen.* Die grausame Ketzerverfolgung des 16en Jahrhunderts traf auch einen schlichten frommen Bürger in Beverwijk, Namens Augustin und seines Zeichens Bäckermeister. Als er zum Holzstoss geführt wurde, rief er unterwegs einem seiner Bekannten „Lebewol" zu. Dieser antwortete: „Auf Wiedersehn in der Ewigkeit." Da fuhr ihn der Bürgermeister an: „Dort wo Ihr kommen werdet, kommt er nicht, sondern geht von diesem in's ewige Feuer." Plötzlich wandte sich Augustin zum Wüterich und sprach: „Innerhalb dreier Tage lade ich Euch vor Gottes Gericht." Und kaum hatte er in den Flammen seinen Geist aufgegeben, als der Bürgermeister wie von einer Raserei ergriffen wurde, in der er nur rief; „Torf und Holz, Torf und Holz"; und am dritten Tage, immer noch ganz ausser sich, verendete. (*Hist. der Doopsgezinde Martelaren* 245; und ihr entnommen bei Brandt, *Hist. der Reformatie* I, 197. Vergl. Wolff 313; und die von ihm Zitirten; über Dumolay jetzt auch Hocker, Templersagen, Ztschr. f. deutsch. Myth. II, 1855).

Ähnliches wird erzählt von Nanning Koppersz., einem Mitgliede der römischen Kirche in Hoorn, der auf einem (wie sich zu spät ergab, unbegründeten) Verdacht der Verschwörung wider den Prinzen von Oranien hin, auf die Folter gespannt und hingerichtet wurde, obgleich der Prinz selber sich für ihn einlegte. (Brandt I, 563).

3. *Unverwester Leichnam.* Bei einer Ausbesserung des Fussbodens in der Kirche zu Franeker stiessen die Arbeiter auf einen Sarg, dessen Deckel so vermorscht war, dass er bei der Berührung gleich in Trümmer zerfiel; allein der Leichnam drin, ein

junger Mann, sah noch aus als wäre er erst eben verstorben; auch die unteren Bretter des Sargs waren wie neu. Die Kunde von diesem Wunder rief bald eine grosse Menge herbei; und auch eine alte Frau, die im Toten den Mann wiedererkannte, der sich vor langen Jahren mit ihr verlobt, Ringe gewechselt, sie verführt und dann verlassen. Und sie sprach: „Wenn Diess ein Zeichen des göttlichen Zornes sei über das, was er ihr angetan, so verzeihe sie es ihm vom ganzen Herzen und bete, dass auch Gott ihm verzeihe." Gleich ging die Leiche in Verwesung über und war nach wenigen Tagen bis auf die Gebeine verschwunden. (Winsemius, *Chronique van Friesland*, 518.)

4. *Verschlossenes Zimmer.* In einem der alten Häuser am *Ossenmarkt* in Groningen, die schon seit Jahrhunderten von den nämlichen Patriziergeschlechten bewohnt werden (nur weiss man nicht recht, in welchem), giebt es ein verschlossenes Zimmer, das niemals geöffnet werden darf. Und den Grund dazu darf auch immer nur *ein* lebendiger Mensch wissen. Wenn der jeweilige Herr des Hauses im Sterben liegt, vertraut er das Geheimniss seinem ältesten Sohne; und Dieser verschweigt es wieder, bis auch an ihn der Tod herantritt. (Aus eigener Jugenderinnerung).

5. *Unschuldig Gehenkter; und unheimlicher Baum.* Im englischen Wäldchen *(Sterrenbosch)* bei Groningen stand noch vor etwa 35 Jahren eine sehr schwere Buche, in deren Rinde einige gar grosse, aber unleserlich verwachsene und bemooste Buchstaben geschnitten waren. Unter ihr (so erzählte man sich) hatte sich einmal ein Knabe aus dem städtischen Waisenhause zu schlafen hingelegt; und schlief so ruhig, dass er nicht einmal erwachte, als ganz in der Nähe ein Mord verübt wurde. Das benutzte der Mörder und steckte zur Ablenkung des Verdachts dem Knaben das blutige Messer in die Tasche. Und richtig, man fand den Ermordeten, den noch immer schlafenden Knaben, und in seiner Tasche das Messer; er wurde verurteilt und an der Buche gehenkt. In seiner letzten Stunde erbat er sich die Erlaubniss, Etwas in die Rinde zu schneiden; man kann es aber nicht mehr lesen. Allein noch heute dürfen die Waisenkinder, wenn sie im Wäldchen oder an ihm entlang spazieren, nicht singen; es würde eine Stimme aus dem Baume sich in ihren Gesang mischen. (Wie oben).

6. *Marienbild geht umher.* Im Hofe eines Hauses in Herzogenbusch steht ein altes holzgeschnitztes Marienbild. Als einmal eine Pest in der Stadt grassirte, hat das Bild seine Stelle verlassen und ist herumgegangen. Und überall wo es hinkam, verschwnad sogleich die Seuche. (Mündlich. — Vergl. Wolf 345).

7. *Das Spiel vom jüngsten Gericht.* Zur Turmuhr der Johanneskirche in Herzogenbusch gehörte vordem ein gar künstliches Puppenspiel. Wenn die Uhr schlug, öffnete sich eine Türe und es erschienen Gottvater und Sohn, die Engel und Teufel, der Tod, die Auferstehenden; und das ganze jüngste Gericht spielte sich ab. Jetzt sind aber nur noch Trümmer vorhanden. Das Volk erzählt sich davon: Der Magistrat habe dem Künstler, der es gemacht, die Augen ausstechen lassen, damit er niemals ein Gleiches machen könne Dann sagte er, das Spiel sei noch nicht ganz vollkommen; und bat, dass man ihn hinanführe, die letzte Hand dran zu legen. Dies geschah; und nun zerschnitt er den Faden, der das Ganze in Bewegung setzte. Seitdem hat es stille gestanden; alle Versuche es wieder in Gang zu bringen, waren umsonst; und zuletzt ist es vor Alter ganz verfallen. (Mündlich. — Vergl. Wolf 372; Kuhn und Schwartz, 78, 81, 166.

8. *Das Amelander Wappen* [1]). Die Amelander wollten einen Galgen errichten, hatten aber kein Holz. Da fuhren sie in einer Mondnacht zum benachbarten Terschelling hinüber und raubten drei Balken. Diese bilden jetzt mit dem Halbmonde ihr Wapen.p

9. *Schwarzes Fräulein.* Unfern der Stadt Groningen an der Heerstrasse nach Friesland hin steht inmitten der Wiesenfelder eine Mühle. Dort geht ein schwarzes Fräulein herum; und zwar am hellen Tage. Meine eigene Mutter hat es gesehn, als sie noch ein Mädchen war. (Mündlich).

1) Ameland ist eine friesische Nordseeinsel.

10. *Turm auf Rindshäuten.* Der Turm der Sankt-Martinskirche in Groningen steht auf einer Grundlage von Rindshäuten; darum(?) schwankt er ein wenig, wenn es sehr stark weht; wird aber niemals fallen. (Aus eigener Jugenderinnerung. Vergl. Wolf 37).

11. *Ein gespenstiges Gerippe* hat man (noch um 1865!) hin- und hergehend gesehn am Festungwall in Groningen, nahe an der *Steentilpoort*; was es damit für eine Bewandtnis habe, weiss aber Niemand. (Wie oben).

12. *Herzogin Eleanora.* Herzog Reinhold II von Geldern hatte in zweiter Ehe Eleanora von England, die ihm zwei Söhne Reinhold und Eduard gebar. Dann aber raunten ihre Feinde ihm zu, sie sei mit Aussatz behaftet; und er entfernte sie vom Hofe. Als er nun einmal mit seinen Edeln festlich zusammen war, trat plötzlich Eleanora in den Saal, nur mit einem seidenen Hemde und einem Mantel darüber bekleidet; ihre beiden Knaben führte sie an der Hand. Gerade von dem Herzog stellte sie sich hin, warf den Mantel ab, entblösste sich bis zur Scham (nach anderer Lesart war ihr Unterkleid ganz durchsichtig) und sprach: „Sieh', lieber Herr, wie man mich verleumdet hat; und wie ich am ganzen Leibe gesund bin. Hier stehen unsre Kinder, zwei frische Knaben; es könnten ihrer mehr sein, wenn Du nicht auf Verleumder gehört hättest. Ich fürchte, Geldern wird Diess noch einmal beklagen, wenn es keinen Herrn aus unserem Samen mehr hat." Da ging der Herzog in sich und nahm sie wieder an als sein Weib. Allein ihre Furcht ward nur so sehr bestätigt; denn ihre beide Söhne starben nach einem greulichen Brüderstreit ohne Kinder; und erst nach einem Jahrhundert bekam Geldern wieder einen Herzog aus Nassauischem Geschlechte (Slichtenhorst, Geld. Geschiedenissen, u. a.).

13. *Der Ausgang Wilhelm VI von Holland.* Als dieser Graf mittelst Hinterlist und Verrat den Herrn von Arkel in Haft bekommen und seine Stadt Gorinchem erobert, geschah es daselbst nicht lange nachher, dass vier ganz junge Bürgerssöhne gegen Mitternacht aus dem Wirtshause kamen und über dem Friedhof heim gingen. Da sahen sie auf einmal ein Licht wie ein Blitz; und hörten eine deutliche Stimme: „Verflucht sei Gott, der mich geschaffen! Verflucht Vater und Mutter, die mich gewonnen! Verflucht dieses Land, das ich es je gesehn!" Von Schrecken gelahmt, blieben sie stehn; rannten aber, als dasi Licht sich ihnen näherte, zum Wirtshaus znrück und fielen daselbst erschöpft in Ohnmacht. Man brachte Jeden nach seinem Hause; dort erwachten sie und erzählten Alle genau Dasselbe. Am nächsten Tage aber erschien ein Eilbote aus dem Haag mit Befehl vom Rate, die Toren zu schliessen und gute Wacht zu halten; denn der Graf sei um die Mitternacht gestorben. (Slichtenhorst).

Amsterdam.

Jüdisch-deutsche Schnurren.

Von Max Weissberg.

Maase vün'm bolschwecer Ruw [1]). In Bolschwec [2]) ist der Ruw niftar [3]) g'worn. 'Ot men arümgeschickt a Krūs [4]), ün ot ūngehojben zü süchen a Ruw. 'Ob'n sech g'mold'n [5]) asach [6]) Rbunim ün taki [7]) auch der krisnapoler Ruw. 'Ot men ūngefrägt die Kille [8]) m'Kristinopol [9]), wūs var a Min Brie [10]) dūs is? 'Ob'n sei zrückgeschrieben: „Er ist Mojsche Rabeinü [11]), er is Schiller, er is Gott." 'Obn sei ehm tajkif imijad [12]) arangeschickt a Konsens. Is er gekümmen zü fuhren, 'ob'n sei geseh'n, as er is ān Am-huurec [13]) mi-do-raisu [14]). 'Ob'n sei geschrieben mit a Gewalt kein Kristinopol:

---

1) hebr. Rabbiner. 2) Bolschowce, ein Städtchen in Ostgalizien. 3) neuhebr. gestorben. 4) talmud. Ausruf. 5) gemeldet. 6) neuhebr. viel. 7) slav. auch. 8) hebr. Gemeinde. 9) me, hebr. Partikel = von. 10) hebr. Art Geschöpf. 11) hebr. Unser Lehrer. 12) neuhebr. sogleich. 13) hebr. Rusticus. 14) talmud. wie er in der Thora steht.

„S'tätsch? [1]) wūs 'ot ihr ūns dū geschickt?" 'Ob'n sei geenfert: „Wūs m'o'mer g'schrieb'n is emes-wejuscher" [2]). M'o'mer geschrieb'n, er is Mojsche Rabenü. Mojsche Rabenü 'ot nischt gekönnt kaan Dätsch, er kenn auch nischt kān Dātsch. 'M'omer geschrieben, er is Schiller. Schiller 'ot nischt gekönnt kān Jüdisch, er kenn auch kān Jüdisch nischt. M'om'r geschrieb'n, er is Gott. Gott is nischt kān Mensch, er is auch nischt kān Mensch. Er is a puschite [3]) Beheime [4]).

Maase vun'm ubgekimenen [5]) *G'wir* [6]). Reb Todros der Studg'wir is loj aleichem [7]). ubgekimen. 'Ot Kuhl [8]) ūngehojben zü radewen [9]), m'soll'm süch'n a kuschere [10]) Parnusse [11]). 'Ot einer gesūgt, 'swolt g'wên a Jojscher [12]), m'soll'm mach'n var Studchasen [13]), wāl er 'ot a schein Kol [14]) ün a Hadras punim [15]). Rüft sich ūn der andere: „Reb Todros varhiket [16]) sech bamchile bam daw'nen [17])" Gît wieder einer ān Eize [18]), reb Todros sol wêrn a dardike Melamed [19]). Hait er ober dūs Sider [20]) varkehrt, is wieder kān Geschäft nischt. Aklal [21]) m'kūlt sech ün kūlt sech [22]) ün schmüst' [23]) über, ünser Upgekimener soll wer'n a starszy Molojczy [24]). Will men ünser Reb Todros überprüwen, cy [25]) er is nischt kān Bālpached [26]), stellt men ūn a Burlak, tüt ehm ūn Tachrichim [27]) ün leigt ehm in a Haasel ergez in mitt Feld ün rüft reb Todros'n, er soll a ganze Nacht bām Mes [28]) auf sān [29]) ün Tilem [30]) sūgen. Wie er sitzt efscher a halbe Schū [31]) sugendig [32]), heibt ūn dūs Mēs zu tressen [33]) mit die Füss. Zittert of reb Todros'n 's Pelzel ün er sügt zün Mēs bseh haluschen [34]). „Mēs leben, ēch bin nischt kān hāntiger [35]), ēch hob übergesehn miliassen [36]) Meisim [37]), ober jeder is sech gelegen ordentlich rühig, bis er is gekümen zü Keiwer Jisruel [38]). Lieg że [39]) auch rühig." Is taki [40]) a Schū anderhalben rühig, der nuch heibt s'Mess auf a Hand ün a füss ün'm Kop ün tüt a Glotz mit die Ojgen. werd reb Todres puschit [41]) beis, er geit zü zü dem Mes mit ein Kaas [42]): „Ech seh azünd, as mān Babe [43]) Zurtel Trane, sichrojno liwrucho 'ot taki rechtgehât, as zwischen die Meisim gfinen sech auch verschārte [44]) Schkuizm [45]). Bêt ech dech noch a mūl, 'ob Gott in Harz, as nischt istü [46]) 'ubn' [47]) a Mapule [48]) ün a schwarzen Sof [49]) darzü. Is wieder abissl rühig, darnūch heibt sech 's Mes auf bis zü die Pleizis [50]) ün tüt a Ritsch [51]), as 's hot aż [52]) getrasket [53]). Wert ünser starszy Molojczy ūngezünen wie a höllisch Feuer: „Bistü a Mes, lieg-'że rühig zum schwarzen Juhr [54])!" Ün git ehm a pūr Lims [55]) mit'm grob'n Steckn. Dūs Mess tüt a Sifz [56]) ün blābt still liegen. Is sech reb Todros gūr mchaje [57]) ün sūgt: „Ech bet dech über Mes leben var die Pūr Stork [58]). 'lEh seh taki, as dü-bist e Baal-derech-erez [59])." Ganz

---

1) Was, wie zu deutsch? = wie heisst? 2) hebr. wahrhaftig und gerade. 3) neuhebr. einfach. 4) Vieh. 5) part. perf von ūpkimmen = abkommen = herabkommen. 6) hebr. Gewaltiger, Reicher. 7) hebr. nicht euch gesagt = mög's euch nicht treffen. 8) hebr. die Gemeinde, resp. die Gemeindevertretung. 9) slav. rathen. 10) hebr. saubere, reinliche = anständige. 11) hebr. Versorgung. 12) hebr. recht und billig. 13) hebr. Gemeinde-Cantor. 14) hebr. Stimme. 15) hebr. stattliches Aussehen. 16). slav. stottert. 17) Wort unbek. Urspr. = beten. 18) hebr. Rath. 19) Aram. und hebr. Elementarlehrer. 20) hebr. Gebetbuch. 21) hebr. schliesslich. 22) Verb. der. von Kuhl-Gemeinde, berathen. 23) bespricht. 24) slav. Vorsteher der Todtengräberzunft. 25) slav. Partikel. 26) hebr. furchtsam. 27) hebr. Leichengewänder. 28) hebr. Todter. 29) Auf sān = wachen. 30) hebr. Psalmen. 31) hebr. Stunde. 32) part. praes. act. v. sūgen = sagen, beten. 33) slav. schütteln. 34) hebr. mit dieser Zunge, = folgendermassen.. 35) kein heutiger = keiner von der jetzigen Generation. 36) Millionen. 37) plur. v. Mes. 38) hebr. israelitisches Grab = rituelle Beerdigung. 39) że = ẑe, slav. Partikel, doch. 40) slav. solchermassen. 41) hebr. einfach. 42) hebr. Zorn. 43) altdeutsch und slav. Grossmutter. 44) unbek. Urspr. wild, zuchtlos. 45) hebr. eig. Verwahrloste, übertr. gottlos, ungezogen. 46) Zusammengez. aus: wirst du. 47) haben. 48) hebr. Niederlage. 49) hebr. Ende. 50) slav. Schultern. 51) slav. Gebrüll. 52) slav. Partikel, fast, beinahe. 53) gekracht. 54) = zum Teufel. 55) unbek. Ursprunges: Schläge. 56) Seufzer. 57) hebr. erquickt sich. 58) slav. Rippenstösse. 59) hebr. Mann von Lebensart.

früh, l'ojr hajojm [1]) fallt der Ojlam [2]) arān ün will sech machen a Kermeschl [3]). Is sech mjaschew [4]) 's Mes ün rührt sech gūr nischt. Wert a Gewalt, a Gepilder ün m'schleppt dem maseldigen Hūs [5]) züm Schojfet [6]). Taanet [7]) reb Todros: „Rabosaj [8]) ech weiss kein Chochmes [9]) nischt. Vün Uwos-awojsei [10]) weiss ech, as ān ordentlech Mess darf liegen rühig. 'Ot der Schkuz [11]) ūngehojben sech zu machen Ktuweslech [12]), 'ob-'ch-'m a pūr mūl derlangt, as er 'ot sech beleckt." 'Obn-s'm arausgelost [13]) ün m'is vün'm dernuch tumid [14]) seier züfrieden gwên.

Stanislau.

Bauernanekdoten aus dem Marchfeld.

Mitgeteilt von Dr. Hans Schukowitz.

1. *Trumpf auf Trumpf.* — Zu mein' Aehnl seinen Zeiten ist der Radics Honziagl [15]) Nachtwächter zu *Bockfliess* g'wesen. Aus sein' feuerroten G'sicht hat a grossmächtige Birnnasen g'lacht und sein kugelrunds Wambarl [16]) haben ein paar grätenkrumme Beine 'tragen. Auch sonst ist der Honziagl ein recht putziger Kautz g'wesen. Hat 'n eins g'neckt, so ist er ihm trefflich über'n Rüssel g'fahr'n, dass 's gn'ug g'habt hat für sein Lebtag. Einmal hat er nun z' *Matzen* vor G'richt steh'n müssen. Springgiftig rennt er halt in der Anklagstub'n auf und ab. Meint einer von den Schreibern, der merkt, dass kein Stuhl an der Stell' ist zum Sitzen, wegen was sich der Vetter nit niedersitzen thät. „Ja," sagt der Honziagl drauf schelmisch, „auf was denn, wann i bitt'n därf." Jetzt schmunzeln die Herrn, was 'n Honziagl harbt. „Verzeih'n die Herrn schon," meint er dann boshaft. „Däs Stuberl da kimmt m'r v'olli wia mein Heustadl [17]) dahoam vur; dsem sand a Roani Bänk, awar desto mehr Flögl [18])!"

2. *Der Krowoden-Schuss.* — Im Jägerlexicon der *Marchfeldler* ist das ein ganz geläufiges Stichelwörtchen. Herrührt es aber von einem Meisterschuss, den einmal ein kroatischer Protz aus *Loimersdorf* geleistet haben soll. Er hat nämlich mit *einem* Schuss einen Hasen, einen Hund und einen Treiber angeschossen. Der Treiber wurde dann ins Spital überführt, der Hund dem Bader übergeben, Meister Lampe hat bei Mutter Grün Schutz gesucht und der Meisterschütz ist vor's Bezirksgericht geladen worden.

3. *Ein guter Rat.* — Mit kläglichen Worten erzählte einmal ein einfältiger Marchfeldler einem witzigen Studenten, der just durch's Heidefeld hingieng, dass ihm die Maulwürfe alle seine Felder zugrunderichteten. „Na," meint der junge Mann ernst, „und da weiss sich der Vetter kein Gegenmittel?" „Mir is koans bekannt!" erwidert der Bauer. „Weiss gar Er eins?" „Ja wohl!" schloss der Student lachend: „Ich liesse mir einfach meine Felder pflastern!"

4. *Ein Strich durch die Rechnung.* — In *Taschelbach* hat 's schon in alten Zeiten viel Schulkinder gegeben und bloss *einen* Lehrer und der hat also viel Plag g'habt, aber verflucht wenig Einkommen. Einmal sagt er nun zum kleinen *Krauthöfer Sepp*: „Jetzt müss'n wir a bissl kopfrechnen, Seppl! Pass also auf! Ich geh' zu dein' Vatern

---

1) hebr. mit Tagesanbruch. 2) hebr. das Publicum. 3) slavisirtes deutsches Wort, Kirchmess, Unterhaltung, Hetze. 4) hebr. überlegt sich. 5) maseldig, hebr. glücklich. 6) hebr. Richter. 7) talmud. mus einer man setzen. 8) hebr. meine Herrn. 9) hebr. Spitzfindigkeiten. 10) hebr. von Urältern her. 11) Vgl. Anm. 45, S. 247). 12) hebr. Spässe. 13) = herausgelassen, befreit. 14) immer. 15) Honziagl = Hans Georg. 16) Wambarl = Bäuchlein. 17) Heustadl = Scheune. 18) Flögl = Drischl [Dreschflögel].

'nauf ins Wirtshaus und trink a Mass Bier, die kost' 7 Kreuzer und iss dazu um 2 Kreuzer Brot. 7 und 2 macht 9. Verstehst 's Seppl?" „O ja, Herr Lehrer!" „Na, jetzt ess' ich aber noch um 5 Kreuzer Käs dazu; wieviel macht mein Rechnung jetzt aus? Na, weisst 's noch nit? Zähl' nur nach! 7 und 2 macht 9 und 5 dazu, na?" Drauf antwortet der kleine Sepp, der die Auspielung schier verstanden hat: „Ah geht der Lehrer nur aufi! Der Vodar lasst Eng ja so nix zahl'n!"

5. *Der verkaufte Jude.* — Ein *Gaunersdorfer*, der sich rühmte, klüger zu sein als der klügste Jude, kam einmal beim Weinglas mit einem Nachbarörtler tüchtig über's Kreuz. Keiner wollte nachgeben. Endlich schrie der Gaunersdorfer höhnisch: „Glaub m'r's, Freundarl, dass i di zehnmal vakaf, eh du mi nir [1]) oamal!" „Recht hast!" fiel ihm sein Gegner frohlockend in die Rede. „Ganz recht, denn für kein' einzig'n aus Euern Ort geb' eins a nur ein rot'n Pfennig her!"

6. *Die Gebetprobe.* — Im Marchfeld ist 's noch heute Brauch, dass die Kleinsten der Familie, die noch nicht in die Schule gehen, vor Fremden häufig Proben ihrer Gebetkenntnisse ablegen müssen [2]). War da auch ein menschenfreundlicher Dorfpädagoge zu *Schönkirchen*, der ab und zu in eine gastliche Bauernstube einkehrte. „Franzl," fragte er einmal des Ortsschreiners Söhnchen, „kannst schon 's Vaterunser beten?" Fränzchen schwieg scheu. „Na geh, Franzerl," redete ihm jetzt die Mutter zu, „zeig doch 'n Herrn Lehrer, was D' g'lernt hast!" „Vater, Vater unser —" begann das Knäblein verlegen und schwieg dann. Da wurde aber unser Schulmonarch ob des augenscheinlichen Eigensinnes des Kleinen aufgebracht. Was Wunder also, dass er ihn anfuhr: „Bet' doch weiter, Esel!" „Der, der, der Du bist!" führ der Knabe schelmisch fort und lief kichernd aus der Stube.

7. *Das beantwortete Gebet.* — In den teueren Zeiten anno 1816 und 17 hatte ein Bauer seinen Dienstleuten allzuwenig Brocken in die Suppe gegeben. Allabendlich pflegte er nun in der hölzernen Martyrerkapelle zu beten. Einmal versteckte sich aber der Knecht unter 'm Kapellendach. Der Bauer kommt, kniet nieder, hebt die Hände auf und sagt laut:

„Gelt, liawar Hergod, i bin halt der Dein,
Und du bleibst, wiar immer, der Mein?"

Darauf der Knecht mit hohler Stimme:

„Na, na, Freundarl, du bist nimmer der Mein,
Weilst dein' Leut'n so sparli brockst ein!"

Erschreckt rennt der Knauser heim, holt allsogleich die zwei grössten Laibe aus der Kammer und sagt zu seinem Weib:

„Waberl, brock ja 'n Leut'n ein,
Sonst bin i nimmer der Sein!"

8. *Das Stegl ins Schlafkammerl.* — Die Mädchen der *Matzner* Gegend sind hie und da unter dem Spitznamen „harbe Weinschartl" bekannt, weil sie, wie man weiss, auf Neckereien so schlagfertig herauszugeben wissen. Wollte da auch einmal ein stutziges, junges Stadtherrlein so ein paar schwarzäugige *Matzner*kinder auf die Redeprobe stellen und fragte sie arglos: „Heda, schöne Kinder, könnt Ihr mir nicht das Stegl zeigen, auf dem ich in Euer Schlafkammerl gelangen könnte'?" „Warum nit!" entgegneten die Mädchen etwas verlegen. „Das Kircharl am Bergl droben!" Und hiebei deuteten sie lachend mit den Sicheln über die blühenden Kornfelder.

9. *Die müde Taschenuhr.* — Es ist noch nicht gar so lang her, dass unsere Landsleute ihre Einkäufe mit Vorliebe auf den Wochenmärkten „am Spitz" [3]) besorgt haben. Heute fahren sie lieber gleich mit der Nordbahn nach Wien hinein. War da auch in jenen guten alten Zeiten ein biederes Bäuerlein, das sich einmal gegen seine paar sauer erworbenen Lohngroschen bei einem Krämer „am Spitz" eine silberne Taschenuhr

---

1) nir = nur. 2) Über Kindergebete vgl. Z. f. öst. Vkde. Wien u. Prag, 1897. S. 280—283. 3) „Am Spitz" ist eine Localbezeichnung für den grossen Marktplatz in *Floridsdorf*.



erstand. „Und geht 's a guat?" fragte es nochmal beim Fortgehen. „O gewiss!" lautete die Antwort. „Sie rennt wie ein Reh!" Wolgemut trabbte nun das Bäuerlein heim und war froh, ein treffliches Horolog zu besitzen. Aber siche! Nach zehn Stunden verstummte plötzlich das zierliche Tik-tak im Gehäuse, und es konnte trotz alles „Aufziehens" nicht wieder wach gerufen werden. Verzweifelt eilt jetzt unser betrogenes Bäuerlein zum Krämer Zurück und macht ihm darob die gröbsten Vorwürfe. „Ei, ei," erwidert der Verkäufer kühl und kalt. „Lauft der Vetter einmal zehn Stunden, ohne steh'n z'bleib'n!"

10. *Die Ehe ein Kartenspiel.* — „Was hör' ich, Michl, du lebst in Unfried mit dein' Weib? Muss eins denn gleich d' Faust brauchen gegen ein z'widers Weibsbild! Das schickt sich wahrlich nit für ein christgläubigs Mannerleut!" „Was gar, Pfarrer, hast do varwichen selber d' Eh' mit 'n Kartengspiel verglichen!" „Das wol, Michl — aber dann hast du 's nit verstanden, was ich hab' sagn woll'n! D' junga Leut, hab i g'meint, rennen oft z' samm', g'rad wie der Pickbub und 's Herzass im Kartenspiel!" „Kreuzhimmel, Pfarrer, musst schon anhörn, wia i m'r do's Ding z'recht g'legt hab in mein viereckign Hirn!" „Na, wie denn, Michl?" „Mann und Weib, hab i m'r denkt, sollen sein wie Herzass und Pickbua. Bein Tag than's streitn, dass der Wirtshaustisch wackelt und — und bei der nacht liegans' halt friedlich und fein stad [1]) wieder beisamm'!

11. *D' Bibl geht um!* — „Ja!" schreit der Knecht. „Na!" schreit die Dirn. Und nomal „ja", sagt der Knecht und wieder „na" meint die Dirn. Drauf sind sie sich handgreiflich gegenseitig in d' Haar g'fahren und haben sich windelweich durchprügelt. Kommt just der Hochwürden des Wegs und fragt nach der bösen Ursach. Trotzig meint der Knecht: „Z'samm that m'r g'hörn wia Heahnl und Hahn, awar na sagt die Dirn, i mag kan Man!" Drauf pfiffig der Hochwürden: „Wisst 's denn nit, junge Leut, was in der Bibl stehn thut?" „Was denn, Herr Pfarrer?" „Na, was unser Herrgott hat 'bunden auf Erden, bleibt 'bunden für 'n Himmel!" „Bunden", meint drauf der Knecht, „das möcht i ja sein!" „Na, so hol halt ein Strick aus der Kammer!" sagt der Pfarrer, „'s kann gleich sein!" Flugs ist der Strick da, aber der Hochwürden ist stark und g'wachsen wie ein Waldbaum. Behutsam faltet er den Strick dreimal und viermal, dass 'n Dirndl schier die Grausbirn aufsteig'n — und pumps! haut er lustig drauf los auf 'n Bugl [2]) und auf d' Gugl [3]), dass alsogleich die Zwei auf andre Gedanken sind' kommen. Seit dem Streich klagen aber die Dörfler nicht wieder so leicht was ihrem Seelenhirten. Sie halten 's lieber geheim, und „pst! pst!" heisst 's gleich, sobald nur ein verliebtes Pärchen 'n Hochwürden daherkommen sieht. „Pst, pst! d' Bibl geht um!"

12. *Aus dem Jenseits wiedergekommen.* — Zwei Fuhrleute, die sich ab und zu gern neckten, kamen beim Glase Wein auch auf ihre Todten zu reden. „Ah," meinte der eine, der nicht als der dümmere gelten wollte, „'s geht ihnen droben bestimmt besser wie da unter uns!" „Ja, woraus schliesst, denn das?" fragte ihn der andere, stutzig gemacht. „Woraus? Freundchen, das ist ja einfach: Weil keiner zurückkommt, wenn er einmal dort ist!" „Ah wol," fiel ihm der Zweite rasch ins Wort. „Einer ist doch wiederkommen!" „Wer denn, ha?" „Na, dein Schurschl [4])!" „Pa, weil — der Lump selbst für d' Höll drenten [5]) z'schlecht g'wesen ist!" — —

Man muss nämlich wissen, dass des Fuhrmanns Söhnlein Schurschl fünfzehn Jahre im Kerker abgesessen hat.

13. *D' Brocklsuppe.* — Die Bäuerin hat 's ja nur ihren Hausleuten gut gemeint, wenn sie heut die Vespersuppe ein wenig vor die Tür hinausgestellt hat zum Auskühlen. Aber sieh, da hüpft just ein hungriges Erdkrötlein herbei. Plumps, liegt 's auch schon in der Schüssel. „Ei, Mutterl," meint dann die kleine Kati, wie alle recht appetitlich draus löffeln, hat denn 's Brockerl a Augln?"

14. *Ein seltsamer Helfeshelfer.* — *Jedlersdorf* hat in den dreissiger Jahren einen herzensguten Caplan gehabt, den jedermann geschätzt hat. So hat er nicht *einmal* Handwerksburschen auf offener Strasse sein gutes Schuhwerk geschenkt. Einmal brachen

---

1) Stad = still. 2) Bugl = Rücken. 3) Gugl heipt das Kopftuch der Mädchen. 4) Schurschl = Georg. 5) drenten = jenseits.

nun des Nachts Diebe ein in seinen Hauskeller. Der Pfarrer kam gerade zur Stelle, schloss rasch die Tür, und so sass einer von den Strolchen hinter'm Riegel. Nun that der Pfarrer einen Pfiff und öffnete sachte ein Kellerfenster. Der Gefangene meinte, es sei sein Kamerad und bat, ihm nur die Hand zu reichen, damit er entweichen könne.

Der Pfarrer liess sich 's nicht zweimal sagen, und so ward der Dieb ins freie gesetzt. Wie erschrak aber dieser, als er sich plötzlich dem Eigentümer gegenübersah. Voll Milde erkundigte sich nun der Pfarrer bei dem Diebe um die Ursache dieses Einbruches, und wie er erfuhr, dass ihn die Not der Seinen hiezu gezwungen, holte er schnell die zwei letzten Laibe aus der Kammer und übergab sie dem reuigen Diebe mit den Worten: „Schau, Kammer und Keller sind nun leer. Du suchest dnrinen vergeblich was! Sag es auch deinem Genossen und gib ihm diesen Laib! Den da aber trag Deiner hungrigen Familie heim!" Sprach's und entliess ihn in gewohnter Samaritermilde.

15. *Unter der Blume.* — Dass der Marchfelder seine Jungen in die „Studie" schickt, ist heute noch was Seltsames. Einer hat 's vor Zeiten über's Herz gebracht, obgleich er auf die studirten Herrn „nie nix" gehalten hat. Das war der Hufschmied von *Zwerndorf.* So hat er halt Tag für Tag unverdrossen auf seinen Amboss niedergehämmert, dass ihm die hellen Schweissperlen herabtroffen. „Wo hat er denn seine Jungens, dass er allein ist"? fragte da eines Tages der Gutsherr des nahen Herrschafthofes zum Fenster hinein. „Ei, Euer Gnaden," antwortete der Schmied etwas verlegen, „die bilden sich alle zwei zu Mördern aus!" „Wie? was? Ist er von Sinnen?" „Gott beileibe nicht!" fuhr der biedere Handwerker erklärend fort: „Der Grössere will nämlich Menschen —, der Jüngere aber Vieharzt werden, Euer Gnaden!" —

Das Kind in Glaube und Brauch der Völker.

Eine Umfrage.

XX. Kinder- und Volksreime aus der Grafschaft Ruppin, gesammelt von K. Ed. Haase zu Neu-Ruppin. — I. Aus der Kinderstube.

1. Wiegenlieder.

a. Bi bi bi beichen,
Kocht dem Kind ein Breichen (oder: Ei-
Legt ein Stückchen Butter dran, [chen,
Dass das Kindchen schlafen kann (oder:
[kosten kann). — *Neu-Ruppin.*

b. Variationen zu „Schlaf, Kindchen, schlaf."

Schlaf, Kindchen, schlaf!
Der Vater hüt' die Schaf,
Die Mutter schüttelt's Bäumelein,
Da fällt herab ein Träumelein.
Schlaf, Kindchen, schlaf!

Schlåp, Kindeken, schlåp!
Dår bûten gåhn twei Schåp,
Dår bûten gåhn twei Lämmerkens,
De häbben (oder: drägen) bunte Bännerkens.
Schlåp, Kindeken, schlåp!

Schlaf, mein Kindchen, schlafe,
Dein Vater hüt' die Schafe,
Deine Mutter hüt' die Lämmerchen,
Mit den bunten Bänderchen.
Schlaf, mein Kindchen, schlafe!

Schlaf, mein Kindchen, schlaf!
Da draussen gehn zwei Schaf,
Ein schwarzes und ein weisses,
Und wenn das Kind nicht schlafen will,
Dann kommt das schwarze und beisst es.

Schlaf, mein Kindchen, schlaf!
Dein Vater ist ein Graf,
Deine Mutter ist 'ne gnädige Frau,
Und du bist eine kleine Sau.
Schlaf, Kindchen, schlaf!

Schlaf, Kindchen, schlaf!
Deine Mutter ist ein Schaf,
Dein Vater ist ein grosses Tier (oder: ein
[Dusseltier);
Was kannst du, armes Kind, dafür?
Schlaf, Kindlein, schlaf!
Neu-Ruppin.

2a. Grete wollte Locken tragen.
Musst' sie erst Mamachen fragen.
Mamachen sagte: „Nein!"
Da fing sie an zu schrein.
Neu-Ruppin. Protzen.

b. Emma wollte Locken tragen,
Musst sie erst den Wilhelm fragen.
Wilhelm sagte: „Nein,
O, du holdes Mädel, lass das sein."
Emma wollte Wilhelm haben,
Muss sie rote Bänder tragen.
Rote Bänder trägt sie nicht:
Kriegt sie auch den Wilhelm nicht.
Langen [1]).

3. Zîbel, zâbel,
Entenschnabel,
Wenn ich dich im Himmel habe,
Zieh ich dir ein Pötchen aus,
Mache mir eine Flöte draus.
Neu-Ruppin.

4. Da hast du einen Thaler,
Geh nach dem Markt,
Kauf dir eine Kuh,
Ein Kälbchen dazu,
Kälbchen mit dem Schwänzchen,
Dideldideldänzchen. *Neu-Ruppin.*

5. Salz und Brot
Macht die Wangen rot,
Aber Butterbröter
Machen sie noch röter,
Und belegtes Butterbrot
Giebt das beste Wangenrot.
Neu-Ruppin.

6a. Det is de Dûm,
De schdüdelt de Plûm,
De lêst se up,
De frätt se up,
Un de seggt allens nah. *NeuRuppin.*
oder:
Un de klêne seggt allens nah.
Mütt Hau hämm (Schläge haben).
Protzen [2]).

b. De Kleine is in 't Wâter fallen,
De Hübsche het'n rûter treckt,
De Lange het'n nah Hus dräggt,
De Starke het'n in't Bett leggt,
Un de Dicke het'n todeckt.
Neu-Ruppin.

7a. Hopp, hopp, hopp, hopp, Reiter,
Wenn er fällt, da schreit er;
Fällt er in das Gras,
Macht er sich sein Röckchen nass;
Fällt er in den Graben,
Dann fressen ihn die Raben;
Fällt er in den Sumpf,
Dann macht der Reiter plump.
Neu-Ruppin.

b. Hopp, hopp, Reiter,
Wenn er fällt, dann schreit er;
Fällt er in den Graben,
Fressen ihn die Raben;
Fällt er in den weissen Klee,
Schreit er gleich: „Au weh! Au weh!"
Neu-Ruppin.

8. Hopp, hopp nåh de Möllen,
Unse Erich sitt up 't Föllen,
Lida up de bunte Koh,
So jeiht 't ümmer nåh de Möllen to.
Protzen.

9. Eins, zwei, drei und vier,
Mutter, måk de Husdöhr up,
De Leiermann is hier. *Neu-Ruppin.*

10. Indem man das Gesicht kleiner Kinder von unten nach oben mit dem Finger berührt, sagt man: Klêne Wippken, rote Lippken, Näse Drüppken, Auge Thräneken, Stirne Wähmeken, ziep, ziep, ziep in 't Häreken.
Neu-Ruppin.

11. Backe, backe Kuchen!
Der Bäcker hat gerufen,
Hat gerufen die ganze Nacht,
N. (Vorname) hat keinen Teig gebracht;
Bekommt sie auch keinen Kuchen.
Schief in't, schief in't Öfeken.
Neu-Ruppin.

12. Der Wundergarten.
Hinterm Hause war ein Garten, hier [ein Garten und da ein Garten,
und das war ein Wundergarten.
In dem Garten stand ein Baum, hier [ein Baum und da ein Baum,
und das war ein Wunderbaum.
Auf dem Baume war ein Nest usw.
In dem Neste war ein Ei usw.
Aus dem Ei, da flog ein Vogel usw.
Aus dem Vogel flog 'ne Feder usw.
Aus den Federn ward ein Bett usw.
In dem Bette lag ein Kind usw.
Vor dem Bette stand ein Tisch usw.
Auf dem Tische lag ein Brief usw.
In dem Briefe stand geschrieben:
'Ännchen soll die Mama lieben.
oder:
In dem Bett, da lag 'ne Muhme usw.
Vor dem Bett, da stand ein Tisch usw.

---

1) Hier auch als Abzählreim; dann lautete der Schluss: i, a, u, Weg bist du; | i, a, i, Weg sind sie; | i, a, n, du kannst rennen. 2) Die Namen der Finger sind der Reihe nach: Kleinfinger, Goldfinger, Lang David, Botterlecker, Lusenknäcker. — *Protzen.*

Auf dem Tisch, da lag ein Buch usw.
In dem Buch da stand geschrieben:
Du sollst Vater und Mutter lieben.
oder:
Ich will euch was erzählen,
Von der Muhme Rehlen.

Muhme Rehlen hatt' einen Garten usw.
. . . .
In dem Buche stand geschrieben:
Morgen essen wir weisse Rüben.
Neu-Ruppin.

XXI. *Aus dem Schwabenlande.* Böhme giebt in seinem bereits oft citierten Buche „Deutsches Kinderlied und Kinderspiel" auf pag. 297 ff. Sätze zu schnellen und wiederholtem Nachsprechen, die zu ergänzen ich schon Gelegenheit hatte.

Hier mögen noch einige Nachträge folgen:

1. Es liegt e Klötzle Blei glei bei Blaubeure [1]).
2. Z' Altensteig [2]) auf der Steig dô hot mer alts guts Gaisflaisch feil.
3. Jetzt gang i an Breidebach un brich mer e breits Breidebach (= Pappelblatt) ab.
4. Metzger wetz dei Metzgermesser, dass de kânscht dei Säule steche.

Den a. a. O. pag. 389 mitgeteilten „*Auszählreimen*" füge ich noch an:

1. Enzerle, Zenzerle,
Zizerle Zä —
Eichele, Beichele
Knell.

2. Eene dene dûs,
Kappennalle nûs,
Isefalle bombenalle
Zechepfanne dûs.
(Wagold im Schwarzwald).

3. Eine alte Frau kocht Speck.
Ich oder du musst weg.

Zu den im Abschnitt „*Das Kind im Verkehr mit der Natur. A. Verkehr mit der Tierwelt*" a. a. O. auf pag. 155 notierten Sprüchen bringe ich:

Habs, Habs, dei Häusle brennt,
Sind siebe Junge drin.
Siebe Junge sind net gnuag,
Kommt en alte Hex dazu.

Zu demselben Abschnitt, Unterabteilung C: „*Das Kind und die Naturerscheinungen* pag. 199 ff. mögen folgen:

1. Heile, heile Segen,
Drei Tag Regen,
Drei Tag Schnee,
Bis Morgen thut's nimmer weh.

Und 2. Es regelet, es tröpfelet,
Es gôht e kûler Wind,
Un wenn der Teufel d' Mädle [3]) holt
Nô isch 's kei arge Sünd.

Hierhin dürfte auch folgendes gehören:

Wenn ein Kind auf den Regenbogen deutet, wird es von seinen Mitgespielen verprügelt, wobei sie rufen: „Nicht deuten, nicht deuten" in der Annahme, dass der Regenbogen verschwindet, sobald auf ihn hinggewiesen wird.

---

1) Blaubeuren, Oberamtsstadt bei Ulm. 2) Altensteig, zum Oberamt Nagold gehörig. 3) Resp. „Buble".



Wenn der Schäfer mit seiner Herde ins Dorf zurückkehrt, fragen die Kinder:

Hammele mäh,
Wo bisch gwäh?
Auf der Weide?
Was hoscht gsäh?
Lauter Hammele mäh.

Der Kaminfeger wird mit folgendem Spruch begrüsst:

Kamenfäger kreideweiss
Hat a Säckle voller Laüs,
Kanns nemme trage,
Schmeisst 's uf de Wage,
Un wenn der Wage bricht,
Dann schmeisst er's auf den Mischt.

Hört jemand auf den schönen Namen *Gottlieb* oder *Gottlob*, so erfreut man ihn durch den Zuruf:

Gottliebele, Gottlebele,
Was machet deine Gês [1])?
Se pflunderet, se pfladeret,
So wäschet ihre Schwänz.

Recht schmeichelhaft für die stuttgarter Mädchen ist folgender Gesang:

Weisst du nicht, wo Stuttgart liegt?
Stuttgart liegt im Thale.
Wo so schöne Mädchen sind,
Aber so brutale.
Kröpf und Bückele haben sie
Wie die Pomeranzen;
Waschen sich mit Eierschalen,
Dass sie besser glanzen.

Gang mer weg met Sametschühle,
Gang mer weg mit Bändele.
Bauremädle sen mer lieber
Als so Kaffeebemmbele.

Den Schluss dieser Mitteilungen, für deren Vervollständigung ich meinem lieber Freunde G. Schuon recht herzlich zu Dank verpflichtet bin, mögen zwei Kreislieder machen, die hier zu Lande viel gesungen werden:

1. Ringe, Ringe, Reie —
Kinder gehn in Schleie.
Kinder gehn in Holderbusch,
Machet alle husch, husch, husch.

Und 2. Muss wandern, muss wandern.
Von einer Stadt zur andern.
Da kommt ein lust'ger Bursch [2]) herein,
Schüttelt den Kopf,
Stampft mit dem Fuss,
Komm wir wollen springen gehen —
Andre müssen stille stehen.

Tübingen, Würtemberg. Josef Buchhorn.

XX. H. Zu: *Zungenübungen aus Preussen.* (Urquell 1894. H. 5—10).

1. Ich nun aber jedoch für mein Teil wenigstens also....
2. Assessors Antritts-Audienz.
3. Der vom Präfect plötzlich entdeckte Defect eines Confects ist der schmerzlichste Affect eines perfecten Conditors.

1) Gês = Gänse. 2) Sonst: „ein muntrer Springer".



4. Feuerwehr.

Es kommt gerasselt die Feuerwehr,
Zu sehen, wo denn das Feuer wär'.
Sie eilt, damit sie dem Feuer wehr'
Und nicht zu lange das Feuer währ';
Denn wer löscht am schnellsten das Feuer,
Die tapfere Berliner Feuerwehr! [wer?

(Berl. Volks-Zeitung 1880. Nr. 191. 17. August.)

5. Ein Kater ist ein durch superlative Absorbierung von Fluidumsquantitäten procreiter, abnormal provisorischer Übergangszustand, dessen generelle Corporalmiserabilitätsschwäche sich von der allgemeinen Stomachalcerebralpatientiabilität zu deliberieren sucht. (K. v. Z.)

6. Hinter Hanses Hinterthür hängen hundert Hasen, (Hosen, Hemden, Hammel) aus; hundert Hasen (Hosen u. o. w.) hängen aus hinter Hansens Hinterhaus.

7. Hitzpickel auf'm Puckel, Hitzpickel auf'm Puckel.

8. Maxens Wachsmaske, Mäxchens Messwechsel.

9. Mainzer Weinmanscher.

10. *Glatteis für Zungen.* Den Züricher Schützen widmet ein Schützenbruder in der „Schweiz-Schützen Zeitung" nachstehenden Spruch zum Schnellsprechen bei — wie er sich discret ausdrückt — „später Abendstunde":

Dass die Schützen Schützenleben schätzen,
Das ist ganz am Platz;
Doch sie schätzen auch daneben
Ihren treuen Schützen-Schatz.
Schätzen Schützen ihre Schätze,
Jeder Schütz den Schatz beschützt;
Hoch der Schatz den Schützen schätze,
Schützen-Schatz schätzt seinen Schütz.

11. Schniefke schnuwe schnuwt hei nich, ma Priemke priemen prömmt hei sehr.

12. Wenn i Kimm, Kimm i, aber [faus] i Kimm Kam [Kaum].

13 Wenn i Kimme Kô, Kimm i schô; i glab, aber Kam, dass i Kimme Kô.

14. 's Milimadl hat a Mililadl und a Macaroninudelladl a. (Milchmädchen, — Milchladen, — auch).

15. 's e is' eh' ä; jetzt is's a ā å. (Das E ist eher ä; jetzt is das a auch å).

16. Springt der Hirsch übern Zaun, brockt si' drei dridoppelte schöne grüne braune Birnbleckerblattln å (ab); sagt der Hirsch: dös is' a Mêr, der si' drei dridoppelte schöne grüne braune Birnbleckerblattln abbrecken kå. (Diese funf aus Süddeutschland).

17. Ich stand mal am Rheinfall, | Wär' dieser Rheinfall ein Weinfall, | Da hatt' ich 'nen Einfall, | Das wär' so mein Fall!

18. Gruss, Kuss, Schluss!

19. Uren kelchen, stiefen Kelchen sassen in dem Pelzer melchen.

20. „Wackerer Wecker, wecke pünktlich den wampigen Weckerle als wackerer Wächter!" Aufschrift einer alten Weckeruhr des ungarischen Ministerpräsidenten Weckerle, welche derselbe s. Z. im Obergymnasium von einem seiner Professoren als Geschenk erhalten hatte und die jetzt auf dem Schreibtische auf seiner Besitzung in Danos sich befindet.

21. Die Zehe zählt zehn.

22. Vers auf einer illustrirte Postkarte für die Bastei, Sächs. Schweiz:

Wer da will auf die Bastei,
Hat der Wege vielerlei.
Weg von „Lohmen" ist zu loben,
Weg von „Rathen" anzuraten,
Weg von „Wehlen" wohl zu wählen;
Regnet's aber, kann man tratschen
Und vergnügt durch „Pötzsche" patschen.

23. Was ist ein Stammtisch? Eine Antwort auf diese Frage hat ein moderner Philosoph in diesen Worten gefunden: „Ein Stammtisch ist ein bestimmter Tisch in einem bestimmten Winkel eines bestimmten Locals, an dem zur bestimmten Stunde bestimmte Gäste auf bestimmten Plätzen bestimmt sich niederlassen, um aus bestimmten Gläsern bestimmte Mengen eines bestimmten Getränkes zu vertilgen, dabei über bestimmte Themata zu sprechen und dann zur bestimmten Stunde aufzubrechen, weil man zu Hause zur bestimmten Zeit bestimmt erwartet wird.

A. Treichel.

Der Tote in Glaube und Brauch der Völker.

Eine Umfrage.

V. *Bei den Čechen.* — Im Glauben des Volkes gibt es unzählige Zeichen, die dem Menschen den Tod verkünden. Ein Todesfall tritt fast nie unangemeldet ein, ein Traum oder ein anderes Zeichen war fast immer da, wenn ein Erwachsener gestorben ist. Anders ist es freilich bei Kindern, obwohl auch bei ihrem Tode Zeichen auftauchen, aber viel seltener.

Das gewinsel eines Hundes darf nie fehlen. Ist kein Hund im Hause, so ist ein solcher nicht weit. Der Hund winsel, weil er den vorüberziehenden Tod sehen soll.

Das Aufgehen der Thüre, ohne dass Jemand eingetreten wäre, ein Krachen in der Stube, ohne dass man weiss, woher es kommt, plötzliches Stehenbleiben einer sonst gutgehenden Uhr und viele andere Zeichen, werden als Vorboten des Todes bezeichnet.

Ich hörte oft erzählen, dass wer einen Sterbenskranken pflege, dessen Namen um zwölfe in der Nacht von einer unbekannten Stimme rufen höre; dann sterbe der Kranke noch in derselben Nacht.

Träumt Jemand vom Herausfallen eines Zahnes aus dem eigenen Munde, von einer Hochzeit, einem Priester oder einem weissen Pferde, so muss er sich auf einen Todesfall in der Familie gefasst machen. Die weisse Farbe im Traume ist überhaupt von schlimmer Bedeutung.

Auf Hühnerfedern dauert der Todeskampf lange, darum werden sie auch wenig gebraucht. Ein Mensch, den sein böses Gewissen drückt, kann im Bette nicht sterben, sonder nur auf dem Strohsack, auf dem Fussboden, oder anderswo.

Ein Stück Brod muss immer vom Laibe ganz weggeschnitten werden. Hat Jemand ein Brod bloss angeschnitten, so dauert einmal sein Todeskampf so lange, als die angeschnittene Brodkrume am Laibe noch haften bleibt.

Dem Toten werden die Augen mit grosser Sorgfalt zugedrückt, denn bleibt ihm ein Auge eine wenig offen, so muss ihm bald Jemand aus der Familie nachsterben, den er sich „ausgeschaut" hat.

So lange der Tote im Hause weilt, weiss er alles, was um ihn geschieht. Sowie man die Leiche aus dem Trauerhause hinausgetragen hört dieser Zustand auf.

Auch keine Thräne soll auf den toten Körper fallen, denn die Thränen brennen den Verstorbenen und rauben ihm im Grabe die Ruhe.

Wie fest dieser glaube im Volke eingewurzelt ist, beweist ein Traum einer Frau, den sie meiner Mutter erzählt hat, und Träume spiegeln, wie bekannt, Gedanken und Sorgen der Menschen wieder.

Dieser Frau war ein Mädchen, das einzige Kind, das sie besessen hatte, gestorben und darum war ihr Schmerz noch grösser. Sie weinte, wo sie gieng und einmal kam sie zu meiner Mutter und erzählte, dass sie von ihrem Mädchen geträumt habe. Es erschien in seinem Totengewande, das es in den Händen aufgehoben hielt und sprach: „Sieh, Mutter, das sind die Thränen, die du ausgeweint hast. Die brennen so sehr und ich habe im Grabe keine Ruh." Dabei faltete sie das Hemdchen auseinander, das mit Thränen beperl war.

Alles, was der Mensch bei Lebzeiten geliebt hat, soll ihm ins Grab mitgegeben werden. Manche Familien halten noch jetzt an diesem Brauche fest. Als Kind gieng ich einmal die Leiche eines Mädchens anschauen, in dessen Sarg zu Füssen Puppe, Fingerhut und Nadel lagen.

Eine Frau in der Melniker Vorstadt Podol trug bei jedem Wetter, ob schön oder regnerisch, ob es warm war oder fror, so lange sie lebte, einen Regenmantel. Als sie gestorben war, legte man sie im Mantel ins Grab.

Kleider eines Verstorbenen sollen nicht getragen werden. Ein Kleid beginnt sofort auseinanderzufallen, sobald der Körper im Grabe zu faulen anfängt.

Hat ein Jüngeres von Geschwistern, das Ältere geschlagen, so verfault die Hand, die schlug, nicht im Grabe. Dieser Glaube schützte oft meine Schwester vor meinem Jähzorn.

Am Friedhofe werden die Blumen, obwohl untersucht, nicht berührt. Gieng vom Grabe etwas verloren, holt es sich der Tote. Auch gerochen wird zu Grabblumen nicht; wer es thut verliert den Geruch.

Jeder Mensch hat am Himmel sein Sternlein. Wir schauten oft gegen den Himmel und suchten das unsere. Erlosch ein Stern im Augenblicke, wo wir ihn ansahen (Sternschnuppe), betrübte es uns, denn die Mutter pflegte es uns so zu erklären: „Ist ein Sternlein vom Himmel gefallen, ist ein Mensch auf der Welt gestorben."

Erlischt eine Kerre am Hochaltare während der Messe, dann stirbt ein Mitglied des Regentenhauses.

Schauerliche Sagen erzählt sich das Volk von den Seelen der Leute, die im Leben nicht ganz recht gehandelt haben.

Eine alte Frau erzählte uns einst folgendes:

In einem kleinen böhmischen Dorfe starb ein Bauer. Bald fürchteten die Leute an des Verstorbenen Feldern in der Nacht vorüberzugehen. Denn es spukte dort, so erzählten viele Dorfleute, gar ungeheuer. Die Bauern, die dort in der Nacht vorbeigiengen, sahen hinter sich eine Mannesgestalt, die einen Grenzstein in den Händen trug und beständig vor sich hinmurmelte: „Wohin mit ihm, wohin mit ihm?" Erfasst vom Grausen, liefen gewöhnlich die Leute davon ohne sich umzusehen. So dauerte es längere Zeit. Einmal gieng aber ein Betrunkener an diesen Feldern vorüber und sah und hörte dasselbe, was schon so viele vor ihm gesehen und gehört. „Wohin mit ihm, wohin mit ihm?" murmelte die wunderbare Gestalt. Der Betrunkene wandte sich rasch um und sprach: „Nun wohin, mein Lieber? Dorthin, woher du ihn genommen." „Ich danke dir," sprach die Stimme, „nun erst werde ich Ruhe in meinem Grabe haben." Seit der Zeit, ward dort nichts Wunderliches mehr gesehen. Dafür aber sass der Grenzstein seit jenem Tage ein hübsches Stück im Felde des Verstorbenen, dem Nachbar einen guten Theil seines Ackers zuweisend.

Von einem Erhängten erzählt ein Märchen:

Eine Frau gieng in den Wald, um Holz zu sammeln. Da, als sie einen dürren Ast abbrechen wollte, sah sie einen Erhängten daran. Die Frau nahm nun ihr Taschenmesser heraus, schlitzte ihm den Körper auf, riss ihm die Lunge heraus und gieng nach Hause. Dort stellte sie einen Topf aus Feuer, gab die Lunge hinein und kochte. Als die Lunge zu sieden begann, kroch sie in die Höhe und lief über. In diesem Augenblicke öffnete sich die Thüre und auf der Schwelle stand der Erhängte und murmelte:

Moje plice lezou z hruce.	Meine Lunge kricht zum Topf hinaus.

Dabei gieng er auf die bleich dastehende Frau los, zerriss sie in Stücke, nahm seine Lunge wieder und verschwand.

Wien. Josefine Kopecky.

Besprechungen aus Lübeck.

Von C. Schumann.

1. Gegen Mundfäule (Foss). Der Fuchs und der Hund, die fallen ins Meer, | Der Fuchs ziehe hin, und der Verschwund komm' her.

2. Gegen Rose. Rose, ich verbinde dich. Rose, mit unsern Herrn Christus seiner Hand stille ich dich. Rose, der heilige Geist fahr' über dich!

3. Gegen Magenschmerzen (Rewko un Hartspann). Herr Jesus, ich komm' in der Nacht, | Nimm von dem Kind die Schmerzen ab!

4. Gegen Schmerzen (Schrinen) in der Brust. Schreien, ich verbinde dich mit unsern Herrn Cristus seiner Hand. Der heilige Geist fahr' über dich.

5) Gegen Brand. Wie rot ist der Heben (Himmel), | Wie kalt der Nebel, | Wie eiskalt die Totenhand! | Damit still' ich diesen Brand.

6. Gegen Ausschlag. In dieses Wasser hat sich versoffen | So manche Katz und so mancher Hund. | Damit stille ich diesen Beingrund.

Eine Schüssel mit Travewasser wird auf den Tisch gestellt, drei Butterbrode daneben gelegt. Einer wird ins Wasser getaucht und

damit die leidende Stelle bestrichen während des Sprechens. Dann giebt man Brod und Wasser einem Hunde oder einer Katze zu geniessen.

7. Gegen das Verfangen eines Pferdes oder Rindes. (Gestörte Verdauung). Hast du dich verfangen in Wasser, Futter oder Wind, | So still' ich dich mit unsern Herrn Christus sein Kind.

8. Zum Blutstillen. Blut steh' in deinen Wunden, | wie bei unserm Herrn Cristus in seinen letzten Stunden!

Zu allen Sprüchen wird hinzugefügt: Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes.

9. Gegen Ungeziefer. Fest ist das Haupt, was ich angreife. Zehn Jahre sollst du sicher sein vor Ratten und Mäusen und endlich auch vor Kopfläusen.

10. Gegen Brandwunden. Hoch ist der Heben, rot is de Krew (Krebs), kolt is Dotmanns Hand. Damit still ik Hitt un Brand.

11. Gegen ein stal auf dem Auge. | Pus (blase) dat Mal von't Og, | Pus dat Mal von't Og, | Pus dat Mal von't Og.

12. Gegen allerlei Süchten. Fruchtbom, ik klag di de Gelsucht, de Bähsucht, de Lungsucht, Rewko un Hartspann, dat plagt mi.

13. Gegen Warzen. Wat ik ankiek, dat gewinnt, Wat ik överstriek, dat verswindt.

Lübeck.

Der Nobelskrug.

Eine Umfrage von R. Sprenger.

IX. Aux environs d'Eecloo — ville de la Flandre orientale, située au nord-ouest de Gand — on raconte ce qui suit:

Nobus était un amateur de Bacchus. Un jour il avait vendu son âme au diable pour pouvoir payer ses dettes. Après dix ans, il devait la livrer. Le temps écoulé, notre soûlard, au lieu de céder son âme à Satan, lui caressa l'échine à coups de bâton. Depuis ce temps-là Nobus se soûla tous les jours. Mais les belles choses n'ont pas de longue durée.... Nobus mourut. Il s'en alla vers le ciel, mais il y trouva visage de bois. Alors il s'en fut à l'enfer, et la porte s'ouvrit... — „Nobus" cria le diable. C'était justement celui auquel notre ivrogne avait administré une volée de coups. Là encore, on l'envoya promener. Que faire maintenant?

Nobus ouvrit un cabaret, entre le ciel et l'enfer, et écrivit sur

l'enseigne: *In Halfweg woont Nobus* (= Dans Mi-chemin habite Nobus).

Là il enivre tous ceux qui entrent. Ceci explique pourquoi un cabaret, situé à égale distance de deux communes, est appelé: *halfweg-* ou *halverweghuizeken* (= maisonnette à mi-chemin). Voilà pourquoi aussi on dit d'un homme qui est dans les vignes: *Hij heeft in Halfweg gezeten* (= Il a été au Mi-chemin).

* * *

Comp. les proverbes néerlandais: *Hij zit in nobiskroeg, onder Lucifers staart* (Il est au cabaret de nobis, sous la queue de Lucifer). *Eer en trouw is in nobiskroeg verzopen* (= Le cabaret de nobis lui a fait perdre l'honneur et la probité).

A. de Cock.

Von der Hand, die aus dem Grabe herauswächst.

Eine Umfrage von R. Sprenger.

Herr Lehrer a. D. Schatz zu Suderode a. Harz erzählte mir: Zu Rosenburg a. d. Saale lebte ein junger Mann, der seinen alten Vater aufs übelste behandelte und sich wiederholt thätlich an ihm verging. Als bald nach dem Vater auch der ungeratene Sohn gestorben war, bemerkten die Bewohner des Orts mit Grausen, dass eine Hand aus seinem Grabe herauswuchs. Es wurde nach langer Beratung beschlossen, dass sie mit einer Sense abgeschnitten werden sollte. Nachdem dies geschehen, erschien das Wunderding nicht wieder. Die vertrocknete Hand wurde in der Kirche aufgehängt und dort lange Jahre zur Warnung für ungeratene Kinder aufbewahrt, bis die Kirche durch eine Feuersbrunst vernichtet wurde.

Northeim. R. Sprenger.

„Aus dem Grabe wachsen solche Hände" (siehe „das Friedensfest. Eine Familienkatastrophe". Bühnendichtung von Gerhard Hauptmann. Berlin, 1894. V. Fischer. Die Vorgänge spielen sich ab in den 80er Jahren in einem Landhaus auf dem Schützenhügel bei Erkner, Mark Brandenburg. (Seite 11, dann 29, 35, 38, 39, 48).

Bök.

Übernamen.

Eine Umfrage von Franz Branky.

V. *Beinamen russisch-jüdischer Stadtbewohner.* 1. Gouv. Bessarabien: Bessaraber mameližnikes [1]); Bričaner jabednikes [2]); Lipkaner durakes [3]); Skuljener pekelmacher [4]); Telešiter pelcn [5]); Uriwer mešigene [6]). 2. Gouv. Černigow: Nježener šikurim [7]); Osterer-mir iz šem alc ejns wi der Osterer mojd [8]). 3. Gouv. Cherson: Odesser šoltekes [9]); Rowner lojzakes [10]); Salasner inglach [11]). 4. Gouv. Grodnó: Janewer labres [12]); Malšer soloduches [13]); Rogičener bek [14]). 5. Gouv. Kališ: Klečewer farbrente farfl [15]); Kuniner lokšnfreser [16]); Slipcer ganowim [17]). 6. Gouv. Kamenec-Podolsk: Orinjener ganūwim [17]); Pikewer pelcn [5]). 7. Gouv. Kiew: Buziwker šisters [18]); Kiewer bosekamande [19]), šarlatanes [20]) und izwoščikes [21]); Motešier ejer [22]); Omener naronim [23]); Pawelicer kaše mit fislach [24]); Pjaterer balagules [25]); Stawiščer pipkes [26]) und griwn [27]); Štipenicer rūw [28]); Tetieweser šikīrim [7]); Woloderker smoljares [29]); Zaškewer ganowim [17]); Žiwetower pelcn [5]). 8. Gouv. Kowno: Abolniker morer [30]); Cajkešiker bek [14]) und oign [31]); Kadaner krjučkes [32]); Kelm — in Kelm šloft men [33]); Na jšteter danoščikes [34]); Nemokster derwergers [35]); Regoler waremes [36]); Ritewer nezer [37]); Sader farfloimes [38]); Salaler Putreńikes [39]); Smargoner berntrajber [40]); Soloker lewones [41]); Suwajniker ślachtes [42]); Weger štrejene dechlach [43]); Widukler oign [31]). 9. Gouv. Lomža: Jedwabner krichers [44]); Makewer chl'a-

---

1) Maisesser, v. russ. mamaliga, Maispolenta. 2) russ. jabednik, Denunciant. 3) russ. durak, Narr. 4) Schmuggler, vergl. bayr. päckeln, heimlich thun (Schmeller, Bayr. Wtb.). 5) Pelze. 6) h. מְשׁוּגָע, Wahnsinnige. 7) h. שִׁיכּוֹרִים, Betrunkene. 8) Ist mir ganz gleich, wie den Mädchen von Ostra. 9) ? Spitzbuben. 10) Lausbuben. 11) Jungens. 12 ? 13) russ, soloducha, süsslicher Brei aus gegohrenem Roggen oder Haidekornmehl. 14) Böcke. 15) Verbrannte Farbel (vergl. Farfelsuppe in Schmeller). 16) russ. lapša (?). Nudel? also: Nudelfresser. 17) h. גַּנָּבִים, Diebe. 18) Schuster. 19) russ. bosaja komanda, Baarfussarmée. 20) Charlatane. 21) russ. izwozčik, Kutscher. 22) Eier. 23) Narren. 24) russ. kaša, Grütze, und kleine Fische. 25) h. בַּעַל עֲגָלָה Wagentreiber. 26) russ. pupok, Leber. 27) Grieben. 28) h. רַב, Rabiner. 29) russ. smoljar', Theerbrenner. 30) h. מָרוֹר, Bitterspeise. 31) Ziegen. 32) russ. krjuček, Haken. 33) In Kelm schläft man. 34) russ. donosčik, Denuncianten. 35) Erwürger. 36) (Warme) Mittagsmahlzeit. 37) Nasen. 38) Farbelgemüse (vergl. Zimmes bei Schmeller). 39) Butterkuchen. 40) Bärentreiber. 41) h. לְבָנוֹת, Monde. 42) pol. szlachta, Edelleute. 43) Strohdächer. 44) Kriecher.

pes [45]; Stawješker cimbakes [46]. 10. Gouv. Minske: Kapuler naronim [47]; Klecker ganowim [17]; Mirer krupńikes [48]; Neswižer lasunes [49]. 11. Gouv. Plock: Drobniner kozes [50]; Mlawer fresers [51]. 12. Gouv. Poltawa: Hadjicer jabednik [2]; Lochwecer zadripkes [52] und ganowim [17]; Piratener oign [31]; Poltawer apikorsim [53]; Priluker chazejrim [54]; Romener hultjajes [55]; Zinkewer kartjožnikes [56]. 13. Gouv. Suwalk: Kalwarier kalakotkes [57]; Lazdejer linzn [58]; Libower oign [31]; Marienpoler ganowim [17]; Najštoter smotres [59]; Prener plotkes [60] und jachsonim [61]; Simmer mejsim [62]; Suwalker pricim [63]; Wolkowisker hener [64]. 14. Gouv. Warschau: Makewer malchemowesn [65]; Nasielsker chajšek [66]; Prager našers [67]; Waršewer fl'aders [68]. 15. Gouv. Wilno: Aliter holepjatńikes [69]; Araner mejsim [62]; Dojger oign [31]; Drajnišoker latušnikes [70]; Janewer furmanes [71]; Iešker kanewodes [72]; Mechališeker šl'umpers [73]; Lider pjańices [74]; Namenajcer pjańices [74]; Punjer batlonim [75]; Radiner šwenc [76]; Skuder farflcimes [38]; Swirjer zgures [77]; Walkiniker drańices [78]. 16. Gouv. Žitomir: Altkosentiner balagules [79]; Mežirecer nisrufim [80]; Tičener warńičkes [81]. 17. Verschiedenes: Petersburger, Deneborger žulikes [82]; Razaner kosepuzes [83]; Piltener (Kurland) najnougn [84]; Litwak cejlemkop [85].

Gesammelt von Leo Wiener.
Harvard University, Cambridge, Mass.

---

45) pol. chlapać, schlampern; Verschlamperte. 46) Cymbalisten. 47) wie 23. 48) russ. Krupnik, Graupen. 49) russ. lasun, Nascher. 50) russ. koza, Ziegen. 51) Fresser. 52) kl. russ. zadripa, Weib mit zerlumpten, unten aufgedrieseltem Kleid. 53) h. אַפִּיקוֹרְסִים, Abtrünnige. 54) h. חֲזִר, Schweine. 55) kl. russ. hultaj, liederlicher Kerl, Gauner. 56) russ. kartežnik, (falscher) Kartenspieler. 57) Purimschnarre, vgl. klokotat', brodeln. 58) Linsen. 59) russ. smotr, Parade. 60) pol. plotka, Intrigue. 61) h. יַחְסָנִים, guter Abstammung. 62) h. מֵתִים, Tote. 63) h. פְּרִיצִים, Edelleute. 64) Hähne. 65) h. מַלְאַךְ־הַמָּוֶת, Totesengel. 66) חָשֵׁק, Lüstender. 67) Nascher. 68) pol. flader (?), flatterhafte Person. 69) kl. russ. holopjatnik, Haderlump. 70) pol. latacz, Altflicker. 71) Fuhrleute. 72) russ. konowod, Pflerdezüchter. 73) Schlamper. 74) pjanica, Besoffene. 75) h. בַּטְלָנִים, Müssigganger. 76) Schwänze. 77) ? Art kleiner Fische. 78) russ. drjan' Nichtsnutz. 79) h. בַּעַל עֲגָלָה, Wagentreiber. 80) h. נִשְׂרוּפִים, Abgebrannte. 81) russ. varenik, Kloss. 82) russ. žulik, Spitzbube. 83) russ. kosapuza, Krummbauch. 84) Neunaugen. 85) h. צֶלֶם = Kreuz, also Kreuzkopf.

Posener Verwandtschaft des Dessauer Mellespiels.

Zu dem von mir beschriebenen Mellespiele („Am Urquell" Bd. 6. S. 184.), welches ebenso oder ähnlich im östlichen Deutschland unter verschiedenen Namen von den Kindern gespielt wird (vgl. „Der Urquell" Bd. 1. S. 212.) theilt Hr. Sanitätsrath Dr. Köhler zu Posen mir noch Folgendes mit.

„Das Spiel, welches in der Stadt und der Provinz Posen viel in Übung ist, wird hier „*Palant*", „*Steckenpferd*" und „*Klöcki*" (= Klötzchen) sowohl von Deutschen, als auch von Polen genannt. Das Spielviereck (in Dessau: Poske) wird vom Volke „*męnta*" (eigentlich „*meta*" = Ziel), wohl auch „*Mente*" von Deutschen genannt; die Grenze des Vierecks heisst (auch im Polnischen) der „*Kessel*". Von den beiden Spielern steht der erste „*u góry*" (= oben), d. h. am Kessel, der andere „*dołu*" (= unten), d. h. entfernt von der męnta. Spieler I. hält ein kurzes an beiden Enden zugespitztes Stäbchen, „*Klocek*" (= Klötzchen; in Dessau: Melle) mit der linken Hand, mit der rechten den andern, längern Stock, „*kij*". Der Spieler sucht nun das Klötzchen durch Anschlagen mit dem Stocke in der Luft nach der Mitte, d. h. in den abgeschlossenen Raum zu treiben. Gelingt es ihm, so ist das Spiel gewonnen, und man sagt dann: „Tot". (Letzteres Wort ist wiederum ursprünglich deutsch.) Ist aber das Klötzchen über die Grenze hinausgeflogen, so geht N⁰ I. hin und schlägt dreimal auf das eine Ende des Klötzchens, damit es jedesmal ein Stückchen weiter von dem Kessel entfernt wird. Nun kommt N⁰ II. an die Reihe und sucht von dieser Stelle aus das Klötzchen durch Anschlagen in der Luft in die męnta zu treiben. Gelingt ihm dies, so hat er gewonnen. Wenn nicht, so misst man mit dem Stocke, wie viele Längen das Klötzchen von dem Kessel entfernt blieb; diese Zahl wird der N⁰ II. zugute gerechnet. Wer gewonnen hat, der spielt weiter. Man pflegt um 50 oder 100 Stocklängen zu spielen ohne Einsatz und ohne Strafe, nur um die Ehre des Gewinnens.

Zu meiner Knabenzeit gab es dieses Spiel in Posen noch nicht; es kann hier höchstens seit 40 Jahren eingeführt worden sein und zwar nur aus Deutschland, was die deutschen, nun auch in's Polnische eingedrungenen Spielausdrücke beweisen."

Arnstadt i./Thüringen. Dr. med. Franz Ahrendts.

Folkloristische Findlinge.

Zur Namengebung bei Juden. Es ist in meiner Heimat Bukowina Sitte, die erstgeborenen und Lieblingskinder nicht nach den ihnen bei der Geburt gegebenen Namen, sondern mit dem Prädicate „Alter" zu benennen, resp. „Alte" bei Mädchen. Gewöhnlich wurden auch solchen Kindern die Ohren mit einem goldenem Reife versehen. Es ist mir erinnerlich, dass einer meiner Freunde, mit dem Namen „Alterl" von seiner verstorbenen Grossmutter bis in seine alten Tage angesprochen wurde.

Wien. Moriz Amster.

Ein Lebensmass. — Die Genfer Schreckensthat fand, natürlich, auch in den weitesten Volksschichten einen tiefen Wiederhall. Inden verborgensten Winkeln wurde darüber nachgedacht, discutirt, mitgefühlt. — Und man hat die arme Kaiserin auch so geschnitten, wie die anderen Leute? fragte einmal unser Dienstmädel, Ilana Kejuk aus Oschechleby in der Bukowina, welches unserem Tischgespräche unbemerkt zugehört hat. — Ja, antwortete man ihr. — Nun, und wie lange hätte sie noch leben sollen? fragte sie weiter. — Das kann man ja nicht wissen! — Warum nicht gar, die Ärzte wissen es schon! sagte sie überzeugt. — Nun, wie so? — Die Ärzte nehmen dem Ermordeten das Gehirn heraus und legen es in eine Schüssel mit Wasser. Wenn ihm nicht länger zu leben bestimmt war, so geht das Gehirn unter, wenn er aber noch zu leben hatte, so schwimmt es oben und dreht sich. Da halten die Ärzte solche „Grade" und messen ab: wie viele male das Gehirn sich umdreht, so viel hätte dieser Mensch noch leben können! —

Gisela Jaworskij.

Die wunderbaren Brautwerber. (Nachträge zu Bd. II. S. 197—198). — Bei meinen weiteren Märchenstudien fand ich noch einige Parallelen zu diesem stark verbreiteten Märchen. Es sind dies: Chudjakow, Welikorusskija skazki, I, 118—121; Šapkarew, Sbornik ot bolgarski narodni umotworenija, VIII, 14—16, IX, 399—400; Dobrosawlewič, Pripowetke iz srpskoga naroda, 78—81; Sbornik materjalow po etnografii, izdawajemyj pri daškowskom muzeje, III, 151—153; Bladé, Contes populaires de la Gascogne, III, 18—22, 38—40; Radloff, Proben der Volkslitteratur der türkischen Stämme Südsibiriens, IV, 460—469; Potanin, Očerki sjewero-zapadnoj Mongolii, IV, 201—203, 503—504, 787—788. J. Jaworskij.

Vom Büchertisch.

Klu oBum Bsdus Pai Sñin Po. Eine verkürzte Version des Werkes von den hunderttausend Nâga's. Ein Beitrag zur Kenntniss der Tibetischen Volksreligion von Dr. Berthold Laufer. Einleitung, Text, Übersetzung und Glossar. Helsingfors 1898 (Mémoires de la société Finno-Ougrienne. XI), pp. V, (20), 120, lex. 8⁰.

Es ist ein erfreuliches Zeichen der Zeit, dass die Philologie sich immer enger mit der ethnologischen Forschung verbindet. Frazer auf dem Gebiete der classischen Philologie, Robertson Smith auf dem der semitischen, Oldenberg und eine ganze Reihe hervorragender Sanskritisten auf dem der Sanskritphilologie haben hochwichtige Beiträge zur Ethnologie, namentlich zur Religionswissenschaft, geliefert. Mit Freuden begrüssen wir ein Werk, in welchem ein trefflicher Kenner des Tibetischen uns die tibetische Literatur für ethnologische Zwecke zugänglich macht.

Was uns bisher über die tibetische Volksreligion, die sogenannte *Bon-Religion*, bekannt geworden, ist äusserst dürftig und spärlich und, da es fast ausschliesslich aus buddhistischen und daher getrübten Quellen entstammt, keineswegs sehr zuverlässig. In einer wertvollen Einleitung [pp. (10) ff.] hat Laufer die Literatur über die Bon-Religion übersichtlich zusammengestellt. Das Werk selbst, welches uns Laufer in Text und Übersetzung mit wertvollen Anmerkungen gibt, ist [wie p. (15) ff. nachgewiesen wird] eine ziemlich plump durchgeführte buddhistische Umarbeitung eines ursprünglichen Werkes der Bon-Religlon. Wir brauchen aber bloss die Uebersetzung zu lesen, um zu sehen, wie viel Volkstümliches in dem übersetzten Text trotz des buddhistischen Gewandes noch erhalten geblieben ist.

Wir sehen hier den *Schlangencult* bis an die äusserste Grenze der Möglichkeit entwickelt. Die Nâgas oder Schlangengottheiten werden als Elementargeister angerufen, „hausend auf den im Kosmos, Erdall und in der Schöpfungswelt gelagerten Meeren und Strömen, Flussufern, Seeen, Quellgebieten, Bächen, Teichen und andern Gewässern, auf den sieben Bergen, Felsenbergen und erdigen Steinen, in Wind, Feuer, Wasser, Aether, in allen jenen Elementen". Alle Arten von Opfer werden ihnen dargebracht; man fleht sie um Schutz und Schirm in allen Lebenslagen an, namentlich erbittet man von ihnen Regen (p. 57). Ja, man beichtet den Nâgas alle Sünden und bringt ihnen Sühnopfer dar (pp. 46, 50, 55).

Wie beim indischen Schlangencult den Schlangen nicht nur Opfergaben, wie Speise und Trank, sondern auch Wasser zum Baden, Salbe zur Toilette u. dgl. dargebracht werden, so werden in dem vorliegenden tibetischen Text den Schlangen auch alle Arten von Arzneimitteln dargebracht, und bei dieser Gelegenheit gewinnen wir einen überaus interessanten Einblick in die *tibetische Volksmedizin*.

Einige Partien des Werkes werfen ein wertvolles Licht auf die primitiven Ideen vom *Opfer* und vom *Gebet*. Wenn wir solche Formeln lesen wie: „Weil ich alle Arten von Räucherwerk dargebracht habe, möchte ich wohlriechend und beliebt werden. Weil ich alle Arten von Arzeneien dargebracht habe, möge ich von den ... vier Krankheiten befreit werden. Weil ich alle Arten von Getreide dargebracht habe, möge ich vom Elend der Hungersnot, des Grasmisswuchses und der Missernte befreit werden," u. s. w. (pp. 45, 57) — wenn wir dies lesen, können wir allerdings an die buddhistische Lehre vom Karman (der That, welche unabwendbar ihre Folgen haben muss) denken; es drängt sich uns aber auch die Vergleichung mit dem sogenannten „Sympathiezauber" auf. So wie man in der Volksmedizin Aehnliches mit Aehnlichem heilt (similia similibus curantur), so ist es auch mit dem Opfer: Aehnliches bringt Aehnliches hervor.

Laufer ist ein tüchtiger Philologe, der aber auch ein scharfes Auge für alles Ethnologische hat; und auch manch feine völkerpsychologische Anmerkung findet sich in dem „Glossar", welches nicht bloss ein Wörterverzeichnis ist, sondern auch eine Fülle von philologischen und ethnologischen Erläuterungen zu dem übersetzten Text bietet.

Wir hoffen dem gelehrten Verfasser auf diesem so wenig bebauten Gebiete noch oft zu begegnen. Ethnologen und Religionsforscher werden weitere Aufschlüsse über die tibetische Volksreligion und deren Literatur ebenso dankbar begrüssen, wie die vorliegende Schrift.

Prag. M. Winternitz.



Der Privatlehrer. Bilder aus dem jüdischen galizischen Leben. Von M. M. Oiserkis. In 4 Bänden. 8⁰. Drohobycz 1897 u. 1898.

Die jüdisch-deutsche Litteratur ist das Verständigungsmittel, durch das die Juden des Ghetto auf allen Gebieten des Wissens mit modernen Bestrebungen zunächst in Verkehr treten. Mit jüdischem Witz und jüdischer Ironie werden häufig die alten Zustände gegeisselt. Es wird dem Juden gezeigt, wie er sein soll, und entgegengehalten, wie er ist. Gerade der letzte Umstand macht aber diese Litteratur für die Folklore bedeutsam. In diesen Werken bleibt jüdisches Volkstum in seiner natürlichen Gestalt dauernd aufbewahrt: jüdische Sagen, Bräuche, Sprichwörter, Redensarten und nicht zuletzt specifisch jüdischer Witz. Dazu nicht losgelöst vom Zusammenhange und in ermüdenden Colonnen hintereinander gereiht, sondern im bunten Wechsel lebenswarm aus dem Munde der Menschen kommend, die uns vor Augen geführt werden. So bewahrt das jüdisch-deutsche Schrifttum die Denkmale eines in seiner Art eigenthümlichen deutschen Volkstums, dessen Zerstörung es sich zur Aufgabe macht. Und wie man egyptische Volkskunde wohl aus Hieroglyphen-Inschriften auf Pyramiden und Obelisken aber nicht aus Romanen von Ebers kennen lernen kann, ebenso wird man einst jüdische Volkskunde aus den Werken des jüdisch deutschen Schrifttums schöpfen und nicht aus Erzählungen eines Kompert, Auerbach, Sacher-Masoch, wie gediegen diese auch sein mögen.

Mit diesen allgemeinen Ausführungen ist zugleich der vorliegende Roman characterisirt. Der Privatlehrer, ein fein gebildeter, armer Mensch wird Culturträger in einem kleinen galizischen Ort. Wie Regen auf Frühlingsaat wirkt sein Wort auf die wissensdurstigen Seelen der jungen Generation. Aber die Alten haben die Gefahr bald erkannt. Sie sehen etwas zu spät ein, dass man nicht fremdes Wissen und Wesen ohne übergänge auf seine Cultur pfropfen kann. Es beginnt der Kampf der alten Zeit gegen die neue, der wie überall mit dem Siege der Jugend endigt. Das werk würde eine Verhochdeutschung verlohnen.

Wien. I. Robinsohn.

Dennett, R. E.: *Notes on the folklore of the Fjort (French Congo)*. With an Introduction by Mary H. Kingsley. London 1898. XXIV, XXXII, 170 p. 8⁰. Published for the Folk-Lore Society by David Nutt.

Das ist der 41. B. der für die Volks- und Völkerkunde früchtereichen Schriften dieser vorbildlichen Gesellschaft, mit der die nordamerikanische wetteifert. Beide leisten vortreffliches, weil jedes Werk als eine Ehrensache der Societät aufgefasst wird und alle nächsten Fachgenossen des Urhebers einer Arbeit pflichtgemäss zu deren Vollendung beitragen. So stellt man eine Sache in die richtige Beleuchtung und der Lernende, d. h. der Leser, der lernen will, weiss gleich woran er ist. An diesem Buche beteiligte sich auch E. Sidney Hartland, der das Rohmaterial des im fernen Afrika hausenden Sammlers in brauchbare Ordnung brachte. Frau Kingsley lieferte auch noch den Anhang von S. 116 bis zum Schlusse, der mehrere Totenklagelieder im Text, teilweise mit lateinischer Dolmetschung bringt. Wozu wäre denn die lateinische Sprache erfunden, sagt der Schulmeister bei Müller von Itzehoe, als für solche Dinge? Die Einleitung orientirt uns in vollkommen befriedigender Weise, sowohl über die Art der bisherigen Sammler als über die Ergebnisse ihrer Tätigkeit. Heli Chatelains vorzügliche Folk-Tales of Angola und die Zeitschrift f. afrik. u. ocean. Sprachen werden darin auffälligerweise nicht erwähnt. Hübsch ist die Würdigung des Volksglaubens und der Überlieferungen. Die Frage, woher zu den Negern der Undinesagenstoff und andere uns bekannte Motive gelangt sind, beantwortet sich leicht, wofern überhaupt eine Entlehnung angenommen werden muss. Frau K. gibt sich ja selber Antwort, indem sie die Geschichte der sichtlich ergebnislosen Bekehrungen durch portugiesische Missionare des XVI. u. XVII. Jahr. skizzirt. Man braucht auf die katholischen Missionare keinen Stein zu werfen; die christliche Kirche hat ja bei den Südslaven nicht einmal im Laufe eines Jahrtausends einen bedeutend tieferen Erfolg errungen. Mit Fabeln und Mythen können die Völker selber im Überfluss aufwarten und mit religiösen Vorstellungen nicht minder. Was sie brauchen, ist Sicherheit der Person und des Eigentums, Agrikultur, Technik, Handel und Verkehr. O, diese Neger sind gar feine und witzige Köpfe, wie man aus den XXX Erzählungen dieser Sammlung ersieht (mehrere sind zudem noch in die Schilderung mit hineinverwoben). Die Tiergeschichten überwiegen; sie sind zum

Teil gar lustig und anmutig, recht gefällige Seitenstücke zu unseren Tiersagen. Man muss diesen Dingen mit Eifer und Aufmerksamkeit nachgehen. Die afrikanische Folklore ist für die Forschung beinahe so wichtig als die australische. Hier, an diesem Material muss man sich schulen, um unser eigenes, europäisches Volkstum ohne geschichtlich-literarische Vorurteile in seiner geschichtlichen Entwicklung zu erkennen.

Selbstverständlich weist das Buch ein gutes Schlagwörterverzeichnis auf.

Krauss.

Dr. W. Caland: *Die altindischen Toten- und Bestattungsgebräuche. Mit Benützung handschriftlicher Quellen dargestellt.* Amsterdam 1896. J. Müller. 192 S. 8⁰.

So oft ich ein gutes, wissenschaftliches Werk über die Inder zur Hand nehme und drin lese, was öfters geschieht, befällt mich eine Art Heiterkeit; denn ich muss dabei immer an das Göttermacherpaar Krek und Nodilo und an deren religiöse Glaubensartikel von der indischen Abstammung der Slovenen und Chrowoten denken. Beide Herren empfanden das Bedürfnis gleich so manchen Parvenus, die von ihnen entdeckten Urslovenen und Urchrowoten mit einer Ahnengallerie anzustatten. Im vorigen Jahrhundert war es noch Mode, den Ursprung europäischer Völker von dunkler Vergangenheit auf die zehn verlorenen Stämme Israels zurückzuführen; in unserem Jahrhundert der Antisemiterei kam man von dieser Narretei wohl ab, aber weil manche Leute ohne Possen solcher Art die Welt zu langweilig finden, machten sie die indischen Eroberer (Aryas) zu Stammvätern oder Stammväterbrüdern des grössten Teils der europäischen Bevölkerung. Wer tanzen will, dem ist bald gefiedelt, und der Parvenu lässt sich leicht einen Stammbaum aufschwindeln. Die Slovenen sowohl als die Chrowoten sind ein herrlich schöner Menschenschlag; man kann in diesen zwei kleinen Gebieten zahlreiche prächtigen Typen des europäischen — meinetwegen des germanischen, romanischen oder slavischen — Menschen finden, aber nur, wenn man sehr eifrig und ausdauernd sucht, hie und da welche, die nach unseren Begriffen ebenso hässlich und abstossend ausschauen, wie das Gros der Inder. Eine leibliche Abstammung der Slaven von den Indern zu behaupten, wäre augenscheinliche Tollheit. Das ficht einen Krek natürlich nicht an. Ihm genügt es, dass im Anfange des X. Jahrhunderts ein arabischer Reisende in Russland einer fürstlichen Leichenverbrennung beigewohnt hat, um 1. diesen Brauch trotz allen gegenseitigen Zeugnissen für ursprünglich und allgemein slavisch und 2. die Slaven als Indersprösslinge für erwiesen hinzustellen. Wie hinfällig und nichtig seine Deduction ist, ersieht man aus Calands grundlegender, den indischen Brauch in erwünschtester Weise beleuchtenden Monographie. Mit der Untersuchung slavischer Totengebräuche habe ich mich schon viel beschäftigt, mehr als einen Abschnitt darüber veröffentlicht und habe Stoff für ein Buch beisammen; auf Grund dieser Kenntnis behaupte ich angesichts des Calandischen Werkes, dass die slavischen Totengebräuche ebensoviel und ebensowenig als die deutschen irgend etwas für die Hypothese des Indogermanentums oder Indoeuropäertums beweisen. Die Verschiedenheiten sind nicht viel kleiner als die zwischen unseren und indianischen entsprechenden Gebräuchen. Das, was allen gemeinsam ist, muss man hier vorzüglich innerhalb des Rahmens des Völkergedankens suchen. Calands Arbeit gibt sich zunächst als eine gewissenhafte philologische Leistung, ist aber dabei von bedeutendem Werte für die Volksforschung und reiht sich bestens Lucian Scherman's ‚Materialien zur Geschichte der ind. Visionslitteratur' (Leipzig 1892) an, die es nach einer bestimmten Richtung hin erfolgreich ergänzt.

Einen prächtigen Nachtrag zu seiner Arbeit liefert Caland selber mit der eben erschienen Untersuchung: *Een indogermaansch Lustratie-gebruik*, Amsterdam 1898, p. 51, gr. 8⁰. Es wird sich mir noch eine Gelegenheit darbieten, beide Leistungen Calands eingehend zu würdigen, sobald ich meine einschlägige Monographie über südslavische Totengebräuche wieder vornehme. Vorläufig mache ich die Fachgenossen auf Calands Bemühungen nachdrücklichst aufmerksam.

Krauss.



INHALT.

[Nach Abschluss von zehn Bänden soll für alle ein genaues Schlagwörterverzeichnis angefertigt werden].

Abeking, M.: Totengebräuche in Portugal, 166—172; 202—209.

Achelis, Th.: Socialpsychologische und geographische Perspektive, 51—57. — E. Rohde's Psyche (Anzeige), 190—191.

Ahrendts, Dr. med. **F.**: Hexengesang, 95—96; — Zaubergeld (Umfrage), 121. — Posener Verwandtschaft des Dessauer Mellespieles, 264.

Amster, Moriz: Zur Namengebung der Juden, 265.

Asmus: Volksrätsel aus Pommern, (mit literar. Nachweisen von Dr. A. Brunk in Stettin), 35—39.

Böck-Gnadenau, Josef: Zu Urquell II. S. 43. — I. S. 264; 266. auf S. 188; — Volksmedizin und Volksrätsel aus Niederösterreich, 210—213; — Blauer Safran, 230. — Von der Hand, die aus dem Grabe herauswächst, 261.

Branky, Franz: Zum Vogel Hein (Umfrage), 115; 228—229. — Übernamen (Umfrage), 119—121; 262—263. — Knicker-Kugel-Steinis, 239—241.

Brod, A.: Jüdische Totengebräuche in Ostgalizien, 109—110.

Brunk, Dr. **A.**: Tierstimmen im Volksmunde, 43—45. — Literar. Nachweise zu Volksrätseln aus Pommern, 35—39.

Buchhorn, Josef: Knicker-Kugel-Steinis (Umfrage), 218—219; 239—241. — Kinderlieder aus dem Schwabenlande, 253—254.

Caland, W.: Von der Wiedergeburt Totgesagter, 193—194.

Cock, A. de: Der Nobelskrug, 260—261.

Eder, Robert: Zum Vogel Hein, 115.

Feilberg, H. F.: Von der Hand, die aus dem Grabe herauswächst, 90—91.

Frankenstein, Moriz: Čechischer Alltagsglaube, 46.

Franko, Dr. **Iwan**: Volkstümliches aus rutenischen Apokryphen, 82—85.

Friedländer, Dr. **Emil**: Volksmedizin bei galizischen Juden, 33—34. — Wiederkehrende Geister, 46. — Die Teufelsgeburt, 141. — Ruthenische Sagen, 184—187.

Grüner, Wilhelm: Chinesische geheime Gesellschaften, 157—165.

Güdemann, Dr. **M.**: Der Nobelskrug, 112—113.

Haase, K. Ed.: Kinder- und Volksreime aus dem Grafschaft Ruppin, 251—253.

Heilig, Otto: Alte Segen, 101—105; 172—175; 241—244.

Hermann, Anton: Lebendige Richtschwerter, 177—179.

Höfler, Dr. **M.:** Das Hirnweh, 99—101. — Perchta, 199—202.

Jaworskij, Gisela: Ein Lebensmaass, 265.

Jaworskij, Juljan: Die wilde Frau (Volksglauben der Südrussen), 78—82. — Aus dem bukowiner Alltagsglauben, 97. — Notizen zur Geschichte der Märchen und Schwänke, 195—199. — Die wunderbarer Brautwerber, 265.

Kopecky, Frl. **Josefine:** Čechisches Wiegenlied, 40. — Woher kommen die Kinder, 88—89. — Totengebräuche bei den Čechen, 256—259.

Krauss: Die Milchbrüder. Ein Guslarenlied, 5—26. — Die Froschhexe, 46. — Friedrich Müller (Nachruf), 189. — Der Nobelskrug, 220. — Ein Vorrecht der Volkskunde, 233—239. — Knicker-Kugel-Steinis, 241. — *Referate* über Schell, 47; H. M. Bower, 48 f.; D. G. Brinton, 49 f.; Kleinpaul, 97; M. Grunwald, 98; B. Lázár; V. Korajac; J. Beckmann; A. Seidel; Achelis (Archiv f. Rel. Wiss.) 191; Sartori (Bauopfer); Pastrnek und Kovář (Narod. č. Sb) 192; Asmus und Knoop, 231; P. de Mont und A. De Cock, 231; S. Mandl, 232; R. E. Dennet, 267; W. Caland.

Krönig, Fr.: Sagen aus Niedergebra und der Burg Lohre, 92—95; 122; 140.

Landau, Dr. **M.:** Mittel gegen Regen, 187—188.

Laufer, B.: Blumen, die unter den Tritten von Menschen hervorsprossen, 86—88; 220. — Über eine Gattung mongolischer Volkslieder und ihre Verwandtschaft mit türk. Liedern, 146—157.

Mandl, Leopold: Menschenvergötterung, 106—107; Fabeltiere im altjüdischen Volksglauben, 227—228.

Meier, Dr. **John:** Zu Urquell II. S. 114, 188.

Nadel, Moriz: Jüdische Totengebräuche in Ostgalizien, 108—109.

Perez, L.: Judendeutsche Volkslieder aus Russland, 27—29.

Pitré, G.: La festa di S[a] Lucia in Siracusa, 75—78.

—r: Referat über R. v. Strele's ‚Palmesel', 47. — Weineck's ‚Knecht Ruprecht'; Das Erntekind, 187. — Lebende Tieropfer, 230.

Rabe, Lehrer: Zum Vogel Hein, 228—229.

Robinsohn, Isaak: Judendeutsche Wiegenlieder, 39—40. — Zaubergeld, 121. — Von der Hand, die aus dem Grabe herauswächst, 176—177. — Judendeutsche Sprichwörter aus Ostgalizien, 221—222. — Referat über M. M. Oiserkis, 267.

Sartori, Paul: Grabgetränke, 110—112.

Schell, O.: Woher kommen die Kinder (Umfrage), 88—89. — Erläuterungen zu Sagen aus Niedergebra und der Burg Lohre, 92—95, 122—140. — Beiträge zur Volksjustiz im Bergischen, 222—227.

Schlegel, Gustav: Proben von chinesischer Folklore, 1—5.

Schukowitz, Dr. **Hans:** Übernamen, 119—121. — Bauernanekdoten aus dem Marchfeld, 248—257.

Schumann, Colmar: Niederdeutsche Frost- und Schoosslieder aus Lübeck und Umgegend, 40—42. — Besprechungen aus Lübeck, 259—260.

Seidel, A.: Arabische Sprichwörter aus Egypten, 116—119.

Sprenger, R.: Lebendige Richtschwerter, 31—32; 177—179. — Der Nobelskrug (eine Umfrage), 34—35; 112; 219—220; 260—261. — Von der Hand, die aus dem Grabe herauswächst, 90—91; 176—177; 261. — Das Erntekind, 141—142. — Blumen, die unter den Tritten von Menschen hervorsprossen, 220.

Stibitz, Josef: Donnerkeile, 230.

Treichel, A.: Stolpern und Hinfallen, 29—31. — Die Nadel ohne Faden, 91—92. —



St. Andreas als Heiratstifter, 113—114. — Wieviel ist die Uhr, 179—184. — Unbestimmte Zeit, 214—217. — Der Nobelskrug, 219. — Zungenübungen; Glatteis für Zungen usw., 254—256.

Weissberg, Max: Jüdisch-deutsche Schnurren, 246—248.

Wiedemann, A.: Ein altägyptischer Weltschöpfungsmythus, 57—75. — Menschenvergötterung, 106—107.

Wiener, Leo: Übernamen russ.-jüd. Stadtbewohner, 262—263.

Winternitz, M.: Referat über B. Laufer's Klu o Bum Bsud etc. 266.,

Zuidema, Dr. **W.:** Nachträge zu Wolf's Niederländischen Sagen, 244—246.

Vom Büchertisch. — Achelis, 191. — Asmus und Knoop, 231. — Beckmann, J., 144 f. — Boas, Fr., 192. — Bower, 48 f. — Brinton, D. G., 49 f. — Caland, W., 268. — Dennett, R. E., 267. — Grunwald, M., 98. — Kleinpaul, R., 97. — Korajac, V., 143. — Laufer, B., 266. — Lázár, B., 98. — Mandl, S., 232. — Mont, P. De und Cock, A. De, 231. — Oiserkis, M., 267. — Pastrnek und Kovář, 192. — Rohde, E. 190—191. — Sartori, P., 191 f. — Schell, O., 47 f. — Seidel, A., 144. — Strele, R. von, 47. — Weineck, F., 142 f.

INHALT.

	Seite
Ein Vorrecht der Volkskunde. Ein Bericht von Krauss	233.
Knicker-Kugel-Steinis. Eine Umfrage von J. Buchhorn. Beitrag von Franz Branky	239.
Alte Segen. Von Otto Heilig	241.
Nachträge zu Wolfs Niederländischen Sagen. Von W. Zuidema	244.
Jüdisch-deutsche Schnurren. Von M. Weissberg	246.
Bauernanekdoten aus dem Marchfeld. Von Hans Schukowitz	248.
Das Kind in Glaube und Brauch der Völker. Eine Umfrage. Beiträge von K. E. Haase, J. Buchhorn und A. Treichel	251.
Der Tote in Glaube und Brauch der Völker. Eine Umfrage. Beitrag von Josefine Kopecky	256.
Besprechungen aus Lübeck. Von C. Schumann	259.
Der Nobelskrug. Eine Umfrage von R Sprenger. Beitrag von A. De Cock	260.
Von der Hand die aus dem Grabe herauswächst. Eine Umfrage von R. Sprenger. Beiträge von R. Sprenger und Böck	261.
Übernamen. Eine Umfrage von Franz Branky. Beitrag von Leo Wiener	261.
Posener Verwandtschaft des Dessauer Mellespiels. Von Franz Ahrendts .	263.
Folkloristische Findlinge. 1. Zur Namengebung bei den Juden. Von M. Amster. — 2. Ein Lebensmaass. Von Gisela Jaworskij. — 3. Die wundeıbaren Brautwerber. Von J. Jaworskij	264.
Vom Büchertisch. Laufer's Klu o Bum Bsdus Pai Sñin Po. Angezeigt von M. Winternitz. — Oiserkis' Privatlehrer. Angezeigt von I. Robinsohn. — Donnet's Folklore of the Fjort und Caland's Indische Totengebräuche. Angezeigt von Krauss.	266.

Wir bitten unsere *Mitarbeiter*, sich aus Rücksicht für unsere holländischen Setzer in ihren Beiträgen nur einer hübsch leserlichen *Lateinschrift* zu bedienen.

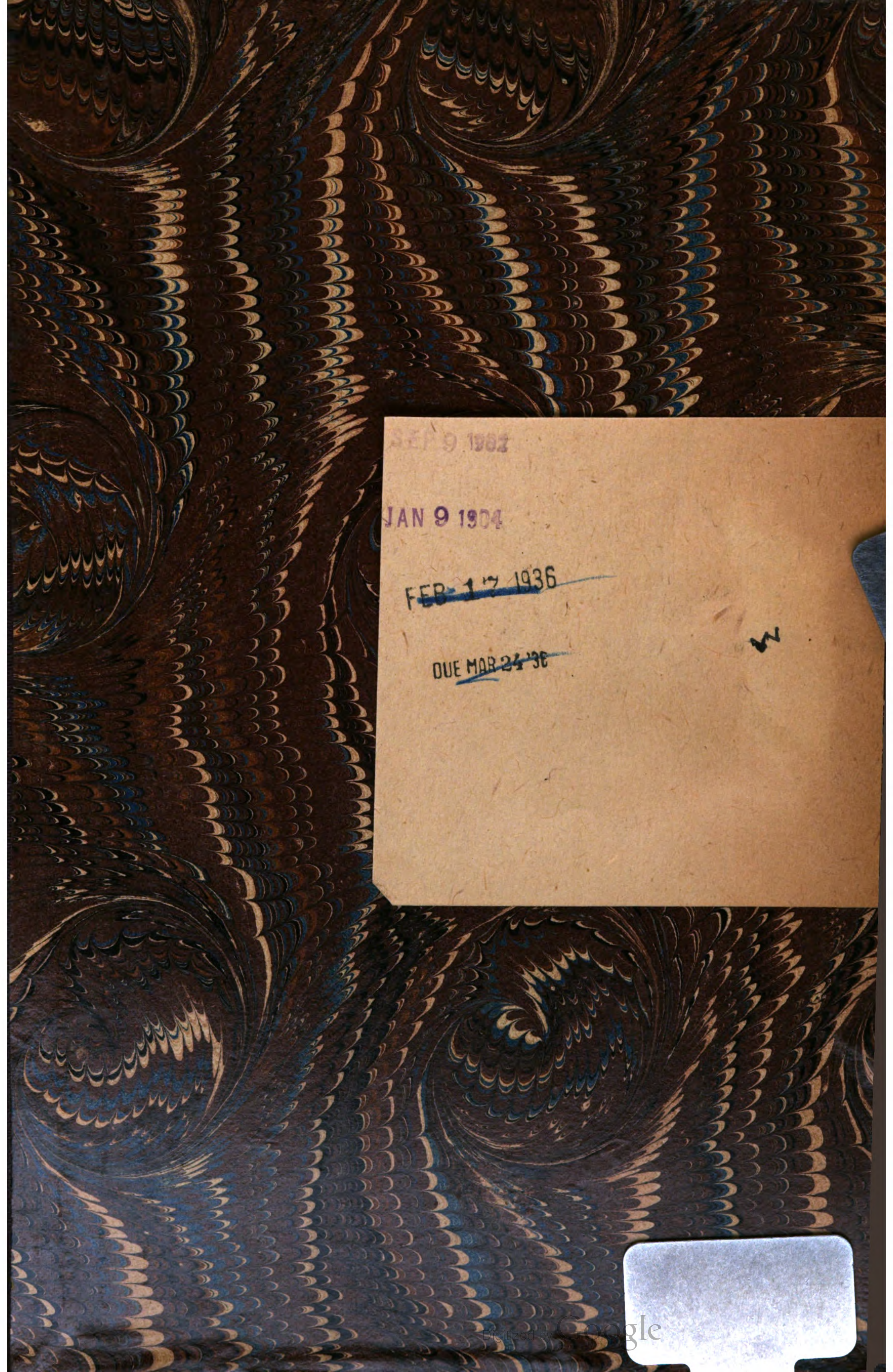
Jeder *Mitarbeiter* hat Anspruch auf 25 Sonderabzüge seines Beitrages; bedarf er ihrer mehr, mag er sich deshalb vor dem Abdruck mit dem Verleger ins Einvernehmen setzen.

Der Urquell erscheint regelmässig in Doppelheften. *Der Subscriptionspreis für den ganzen Jahrgang beträgt:* 4 Mark. = 5 K. = 5 frcs = 2.50 fl. = 1 $.

Abonnements können auch bei der Redaktion des Urquells, Wien VII/2. Neustiftgasse 12 angemeldet werden.

Druck der „Buchhandlung und Druckerei vormals E. J. Brill" in Leiden.




JAN 9 1904
FEB 17 1936
DUE MAR 24 '36

